This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

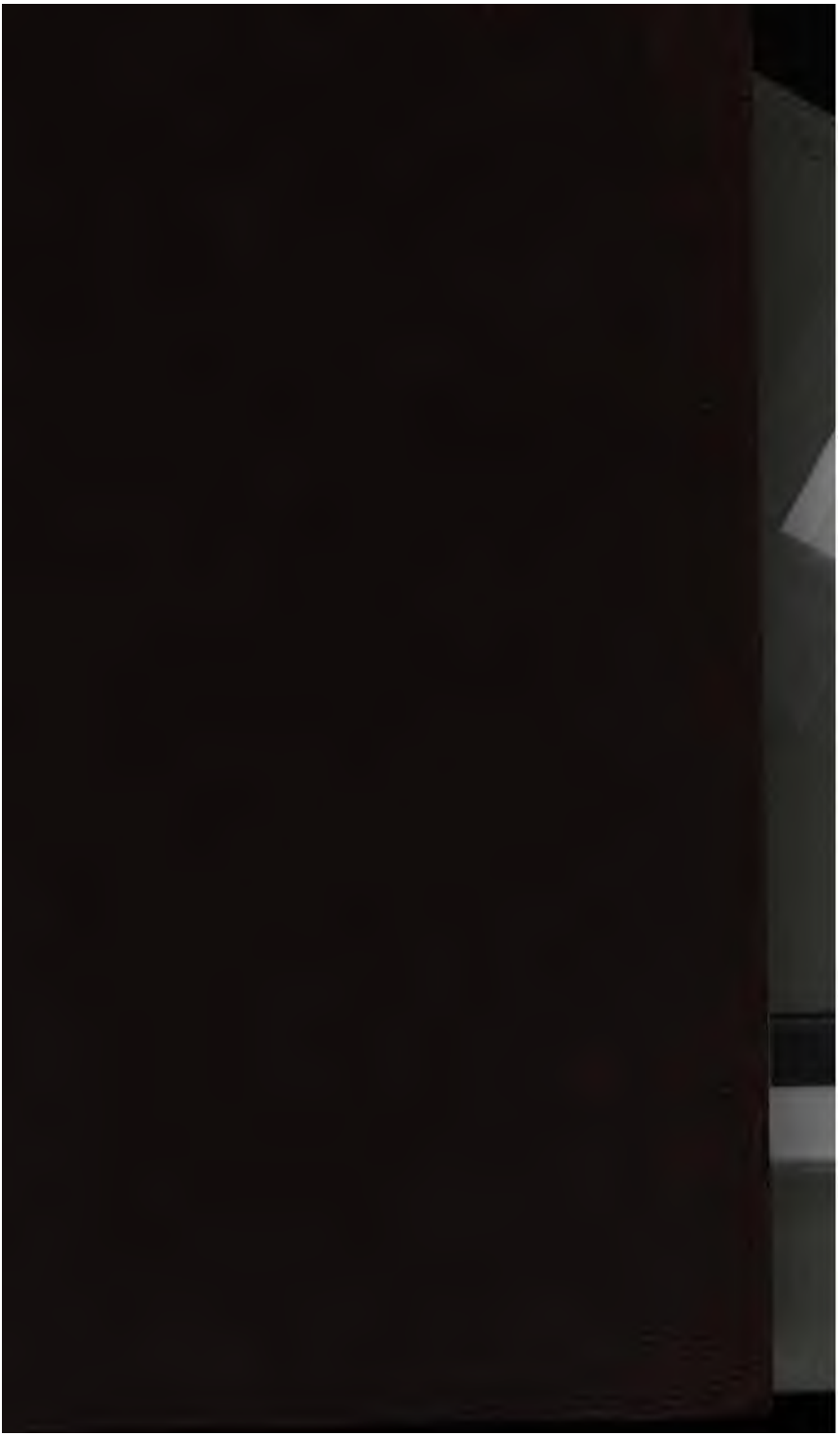
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

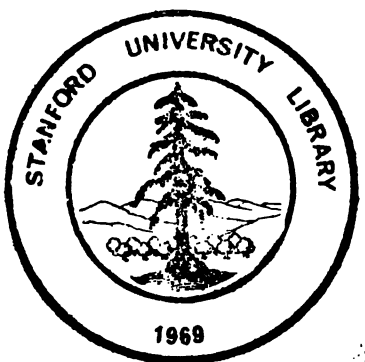
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

# Aus meinem Leben.

Erster Band.

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Die Verlagsbuchhandlung.

Maximilian, Emperor of Mexico

# Aus meinem Leben.

## Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte.

Erster Band.

## Reiseskizzen I.

Leipzig.
Verlag von Duncker und Humblot.
1867.

BIBLIOTHEK
EYBESFELD
MEH

F 1233
M31 A3
v.1-2

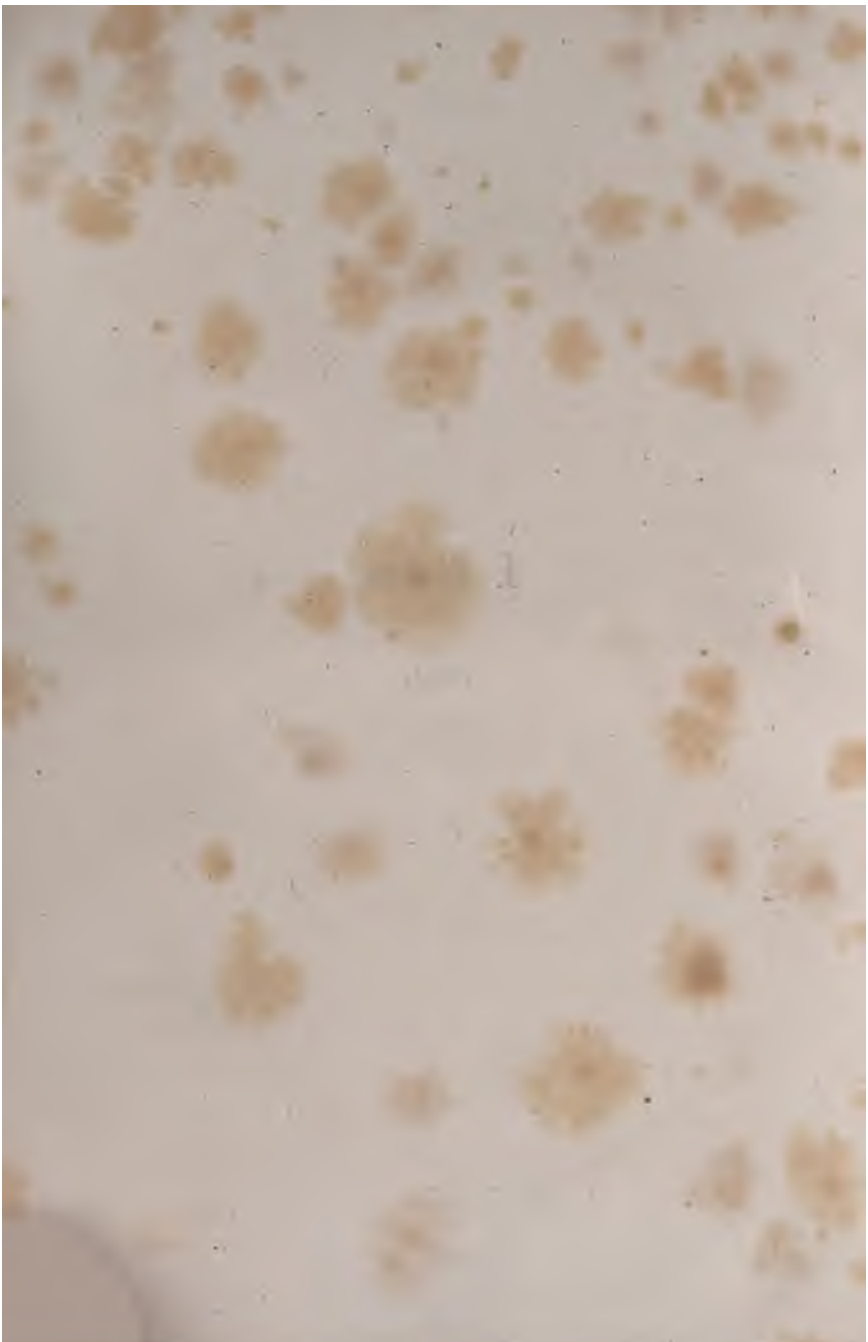
# Inhalt.

## Reiseskizzen:

I. Italien . . . . . Seite 1

# I. Italien.

1851.



Rhede von Triest den 30. Juli 1851.

Um 7 Uhr schlug die Stunde der Erfüllung meines langersehnten Wunsches, einer Reise zur See. Ich stieß, begleitet von mehreren Bekannten, von Oesterreichs geliebtem Festlande ab; unwillkürlich ergriff mich dieser Augenblick, da es das erste Mal war, daß ich das Vaterland auf längere Zeit verließ, daß ich mich dem Meere auf eine längere Strecke anvertraute. Rasch durchschnitten wir die Fluthen, und schon gegen 1/4 8 Uhr bestiegen wir unter den Klängen der Volkshymne die Fregatte Novara, unseren zukünftigen schwimmenden Palast, dessen Name schon einem Oesterreicher von guter Vorbedeutung sein muß. Die Herren, welche uns begleitet hatten, nahmen Abschied, die Treppen wurden aufgezogen, die letzten Verbindungen mit dem Lande abgeschnitten; nur noch einige Zeilen, in der größten Eile in der Kajüte des Commandanten geschrieben, konnte ich an meine Aeltern ab-

schicken. Es fing an zu dunkeln, und man bemühte sich, den letzten Anker zu lichten; diese Arbeit war jedoch von sehr langer Dauer und große Anstrengung von Seite der Mannschaft nöthig, da eine neue französische Erfindung am Gangspiel die Bewegung erschwerte, und öfter ins Stocken brachte. Leider wurde bei dieser Gelegenheit ein Mann so stark an der Brust beschädigt, daß man ihn in das Spital bringen mußte. Die Dampf-Corvette Lucia hatte uns ins Schlepptau genommen, und um 9 Uhr setzten wir uns endlich in Bewegung. Ich ordnete meine Kajüte so gut es ging; sie ist geräumig, luftig und angenehm, und wäre hübsch zu nennen, wenn nicht nach unglücklichem Arsenals-Geschmacke die Farben der Möbel und Vorhänge in zu grellem Contraste ständen. Gegen 10 Uhr nahmen wir den Thee, worauf ich mich in eine Hängematte schwang, um die nächtliche Ruhe zu finden.

S. M. Fregatte Novara den 31. Juli 1851.

Heute Morgens hatte ich von 8 bis 12 Uhr meine erste Wache; die See war stark bewegt, das Schiff schaukelte bedeutend, und bald strömte ein heftiger andauernder Regen nieder. Meine Umgebung war im höchsten Grade leidend, auch war die Probe für den ersten Tag gleich ziemlich stark.

Nach einiger Zeit war uns der Wind so entgegen, daß wir das Schlepptau vom Dampfschiffe lösen mußten, und gegen das Land zu laviren begannen. Wir hatten die Küste von Istrien in Sicht, doch war es zu sehr umzogen, und das Wetter zu schlecht, um interessante Einzelnheiten bemerken zu können.

S. M. Fregatte Novara den 1. August 1851.

In der Früh hatten wir den Monte Ossero und einige Inseln des Quarneros in Sicht; das Wetter war ziemlich schön und die See weniger bewegt. Trotzdem war Alles noch krank. Die Wache hatte ich von 8 Uhr bis Mitternacht, war zum Umfallen schläfrig, hatte zu enge Stiefel und müde Füße, so daß es mir manchen Augenblick der Ueberwindung kostete, bis zur Geisterstunde auszuharren. Der Horizont umwölkte sich, Wetterleuchten und Blitze verbreiteten momentane Tageshelle über das Schiff. Da kein Gegenstand bis zum Horizont die Aussicht hinderte, und das Wasser das Licht reflectirte, so war das Auge manchmal bis zum Schmerze geblendet. Solche Schauspiele auf großartiger weiter Bühne können nur dem Reisenden zur See zu Theil werden.

S. M. Fregatte Novara den 2. August 1851.

Die Küsten des neapolitanischen Königreiches mit dem Beginne der Abruzzen kamen in Sicht, und wir näherten uns dem italienischen Strande bis auf 8 Seemeilen. Man konnte das kleine Städtchen Viesti mit freiem Auge unterscheiden. Das Land scheint sehr gebirgig, ziemlich stark bewaldet, und von gelben Erdstreifen durchzogen. Die Stadt ist von gar keiner Bedeutung, und liegt auf einem dieser gelben Hügel. Auf nicht sehr große Distanzen befinden sich alte Thürme, wie sie längs der ganzen Küste fortlaufen, und gegen die einstigen Invasionen der Türken gebaut worden sind. Vor Viesti begegneten wir vielen neapolitanischen Fischerbarken, mit eigenthümlichen Segeln. Die Sonnengluth erinnerte uns, daß wir in südliche Regionen eingegangen waren. Im Anblicke des Meeres, welches sich tiefblau und unendlich vor mir ausbreitete, versunken fand ich schöne Erinnerungen einer glücklichen Zeit, Erinnerungen an die herrliche fröhliche Reise im Oriente.

S. M. Fregatte Novara den 3. August 1851.

Was die Natur vermag, mit welchen Kräften sie schalten und walten kann, wie die Wässer tanzen, wie Luft und

Wolken streiten, das kann man nur auf den Alpen mit dem schauerlichen Felsensee, oder auf des Meeres weitem, unendlichen Plane sehen. Da fühlt die erschütterte Seele, wie klein und nichtig der Mensch ist; und doch wächst ihm der Muth und der Stolz, wenn er bedenkt, daß es sein Geist ist, der die Fluthenberge durchkreuzt, der den Blitz des Himmels zu lenken weiß. Einen solchen, Herz und Seele ergreifenden Augenblick erlebten wir diese Nacht, und freuten uns desselben. Es war ein ungeheurer Kampf in den Elementen; die Blitze leuchteten greller als der Tag, der Donner krachte in kurzen Stößen lauter wie der Schall des mächtigsten Geschützes, und kurze heftige Windstöße pfiffen grell dazwischen; der Regen fluthete vom Himmel. Ich stand gegen 4 Uhr auf, warf meine Kleider in Schnelligkeit um, und stieg einen Augenblick auf das Verdeck, um das ungewohnte Schauspiel zu genießen. Die auf 10 Uhr bestimmte Messe konnte nicht stattfinden, da der Schiffscaplan unpäßlich, und die Bewegung zu stark war. Es war jedoch Revue und, wie immer zwischen 10 und 11 Uhr, Musik. Die neapolitanische Küste kam wieder in Sicht, wir näherten uns dem Lande auf ungefähr 2 Seemeilen, so daß wir Stadt und Cap Otranto recht gut unterscheiden konnten; beides bietet nichts Außerordentliches. Ueberall sieht man die früher erwähnten Thürme; das Land ist wüst erdfarb; wir hoffen,

daß die jenseitige, so viel gepriesene Küste anziehender sein wird, sonst bleibt der Sieg der Schönheit dem alten innig-geliebten großen Hellas, und schwerlich wird Neapels allgepriesener Strand den herrlichen Golfen von Patras und Lepanto gleichkommen. Die nächste Zukunft wird es mir offenbaren, und ich bin begierig auf meinen eigenen Richterspruch. Gegen die Neige des Tages fuhren wir bei dem Cap Santa Maria de Leucca vorbei, auf welchem eine Wallfahrtskirche steht. Bei der Abendbeleuchtung erschien diese Gegend etwas vortheilhafter, die Sonne verschwand rein und klar im Meere, und bot ein herrliches Schauspiel dar. In der Abenddämmerung war südliche Gluth, südliche Färbung, und das that meinem Herzen wohl.

S. M. Fregatte Novara den 4. August 1851.

Ich stand um 3 Uhr auf, da meine heutige Wache von 4 bis 8 Uhr statthatte. Das Glück wollte, daß ich gleich bei meiner ersten matutina den herrlichsten Sonnenaufgang genießen konnte.

Der Tag brachte uns die Küste von Calabrien. Felsigkahle malerische Höhen, wie sie der Süden bietet, es der Farbenpracht der Sonne überlassend, sie zu zauberhaft poeti-

schen Bildern umzuschaffen. Die Fregatte war leider zu weit vom Lande, als daß man die näheren Eigenthümlichkeiten hätte unterscheiden können. Wir saßen ganz gemüthlich beim Gabelfrühstück, als uns plötzlich um ½12 Uhr ein Schlag in's Wasser und das Aufspritzen des Schaumes an den Wänden des Schiffes erschreckte. Wir ahnten ein Unglück, und stürzten auf das Verdeck; da scholl der schreckliche Ruf: „Un uomo è caduto in aqua!“ Alles gerieth in wirre Bewegung. Ich stürzte auf das Hintercastell, und sah das jammervoll ergreifende Bild, wie der arme Matrose, welcher von der schwindelnden Höhe der Mars-Raa herunter gestürzt war, mit den Wellen kämpfte, um sich dem Schiffe zu nähern, von demselben aber immer mehr und mehr getrennt wurde. Das Schlepptau wurde herunter gelassen, die Segel gegengepraßt, und ein Boot mit größtmöglichster Eile in die Fluthen gesendet; das salva uomini hatte fehlgeschlagen, nur der Beleuchtungs-Apparat war losgegangen, und rauchte und dampfte am Hintertheil des Schiffes. Es waren Augenblicke der fürchterlichsten Pein, Augenblicke des Entsetzens; immer frug man sich, wird es der arme Mensch aushalten, wird er die Kraft haben, mit den Fluthen zu kämpfen? Da begann endlich das Boot zu rudern, immer näher und näher kam es dem Unglücklichen, endlich sah man, wie er die Seite des Bootes erfaßte und, Gott sei Dank,

gerettet war. Man brachte ihn in's Spital, er war bei ſich, und ohne weſentlichen Schaden davon gekommen.

Den heutigen Tag erwartete man den Anblick des alten Aetna, wie den eines Meſſias; man ſpähte, man ſuchte, man muthmaßte, doch vergebens; der feierliche Greis wollte ſich nicht zeigen, oder war vielmehr noch ganz aus unſerem Sehkreiſe.

S. M. Fregatte Novara den 5. Auguſt 1851.

Von 4 bis 8 Uhr hatte ich meine Wache; es waren wohl vier der intereſſanteſten Stunden, in denen ein bedeutender, ein wichtiger Theil der Weltgeſchichte in Bildern an mir vorüber rauſchte; da ragte der alte Aetna aus den Morgendünſten, der Zeuge ſo vieler dahin geſchwundener Zeiten, der Zeuge ſo mancher enttäuſchter Völkergelüſte, ſo manches Erſchlaffens kerniger Nationen; da glühten in blutgefärbter Dämmerung die Gebirge Siciliens, an deren Fuße ſo manches mörderiſche Völkerverbrechen begangen werden konnte. Plötzlich blitzt es auf den Bergen Calabriens; Italiens heiße Sonne, dieſe Giftmiſcherin ſicilianiſchen Blutes, trifft mit ihren tauſend Pfeilen das ſtolze Meſſina, deſſen Thürme, Paläſte und Zwingplätze nun hell aus dem Grün üppiger Gärten erglänzen. Es iſt dasſelbe Meſſina, welches die

ſchlauen unruhigen Köpfe Griechenlands gründeten; in welchem der Dichter die Schweſterbraut über zwei geliebte Leichen weinen läßt; in welchem der Dolchſtich in ein franzöſiſches Herz das Zeichen zur ſicilianiſchen Veſper geben konnte; in welchem in unſerem Jahrzehend noch blutiger Kampf zwiſchen Herrſcher und Volk gedämpft wurde. Doch ſprach auch Gott über dieſe Stadt ſein Gericht, und noch ſtehen die Paläſte Meſſinas als Zeugen dieſes Richterſpruches da, indem ſich ſeit dem furchtbaren Erdbeben nur mehr ein Stockwerk auf den ſchönſten derſelben erhalten hat; an der Stelle der geſchwundenen Prachträume erheben ſich jetzt die Dächer.

Die Sonne ſiegte über die Nacht und zertheilte die dunklen Dünſte; in heller Pracht ſtand der Pharo vor unſern entzückten Blicken. Nun trennten ſich im Tageslichte auch die Contouren des Feſtlandes, und am Fuße der calabriſchen Gebirge, von dem blauen Meere benetzt, erſchien die liebliche Stadt Reggio, vom Grün der ſüdlichen Vegetation umfloſſen. Stolz winkten die Palmen, einladend lächelten die Reben und Citronen, und erquickend brachte uns die leichte, bewegte Luft den Balſam der ſüdlichen Kräuter. An beiden Ufern zeigten ſich im Hintergrunde die vulkaniſchen Gebirge in den maleriſchen, ſcharf begrenzten Formen. Die Farbentöne waren ſo glühend, wie es das ſüdliche Herz und Auge verlangt, und wie es die Seele der nordiſchen Männer erwärmt. Wir

schwammen ruhig durch die azurnen Fluthen, und hielten die Perspective in steter Thätigkeit, da es uns leider nicht vergönnt war, den Fuß auf diesen classischen Boden zu setzen. Messina zeigte sich immer schärfer, man konnte die Paläste, Forts und Kirchen mit bewaffnetem Auge so deutlich unterscheiden, daß ich selbst auf einem langen, am Meergestade befindlichen Gebäude die Aufschrift: „Palazzo di città“ lesen konnte. Was wir Deutsche in unserer Demuth mit dem Worte Haus bezeichnen, dem giebt der bombastische Italiener gleich den Titel eines Palastes. Unter den Gebäuden fiel uns am meisten ein Kirchthurm mit aufwärts steigenden schneckenförmigen Arcaden oder Fenstern auf. Die Stadt ist groß und durch ihre üppigen Gärten geschmückt. Die Gegend lag, ein herrliches Panorama, vor uns. Alles im Einklange in stiller weihevoller Morgenruhe; selbst der Aetna athmete nur leise, nur wie ein Hauch stiegen die Dünste aus seinem Krater. — Die Ufer fingen nun an sich zu verengen, wir kamen zu einem neuen Schauplatze geschichtlicher Begebnisse, wir nahten der vielbesungenen Enge von Scylla und Charybdis. Der Schauer, der durch die Gesänge Homer's weht, das Entsetzen, welches uns der Taucher Schiller's zeigt, verschwanden vor der Wirklichkeit. Weithin streckt sich eine kahle Erdzunge mit einer ziemlich bedeutenden Ortschaft, und einem massiven, wenn auch nicht hohen Leuchtthurme; am Ende dieses Vor-

ſprunges iſt die Charybdis, und ihr vor uns friedlich verſchloſſener Rachen. Auf der andern Seite heben ſich am Fuße der Gebirge aus dem Meere die Zähne eines ſchwarzen Felſens mit einer Burg auf ſeiner Spitze, welche eine Brücke mit dem Feſtlande verbindet; dies iſt die höchſt pittoreske Scylla. Ruhig und ohne einheimiſchen Lootſen fuhren wir durch die nicht ſehr bedeutende Fluthenenge, in welcher einſt Odyſſeus zitterte, und welche dem zarten Edelknaben das Leben raubte. Von Brauſen, Ziſchen und Heulen konnte mein Ohr leider gar nichts wahrnehmen, auch ſcheint ſich die holde Königstochter nicht mehr über die Höhe zu beugen, um die Spuren des kühnen Schwimmers zu erforſchen.

Wir befanden uns nun wieder auf hoher See, begeiſtert von dem leider nur zu kurzen Anblicke der ſchönen Küſte, den wir genoſſen hatten. Ich zog mein Büchlein aus dem Schranke und las:

„Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n?“

So herrlich auch die Anſicht von Meſſina iſt, ſo ſind doch die Golfe von Patras und Lepanto noch herrlicher. — Zu unſerer Linken erblickten wir nun die Inſeln Vulcano, Lipari und Panaria, und vor uns zeigte ſich der Stromboli, lauter vulcaniſche Gebilde, was man ſchon aus ihren Formen entnehmen kann. Vulcanos Lebensfeuer iſt ſeit einigen Jahren erloſchen,

aber Stromboli raucht und ſpeiet noch, daß es eine Freude iſt. Keine dieſer Inſeln hat einen bedeutenden Umfang, dagegen erreicht der Stromboli die Höhe von 2000 Fuß, und hat mit einem an der Spitze eingedrückten Zuckerhute viele Aehnlichkeit; die Abdachung desſelben geht jäh in die Fluthen, und nur einige Fiſcher finden an dieſem Puncte ihre Unterkunft. Nachdem wir den Pharo einige Meilen hinter uns hatten, ließ unſer Commandant durch Signale den Commandanten der Lucia rufen; dieſer theilte das Gabelfrühſtück mit uns, worauf er Abſchied nahm, auf ſein Schiff zurückkehrte, einige ſehr geglückte Wendungen mit dem Dampfer machte, die Leute auf die Raaen ſteigen, und eilf Hurrah's ausbringen ließ. Hierauf wendete er ſich gegen den Pharo und ſteuerte von dannen. Er fährt nach Trieſt zurück, wohin er in 5 bis 6 Tagen zu kommen gedenkt. Wie langſam ging nun unſere Fahrt, ſeit die Kraft des Dampfers uns nicht mehr zog. Gegen Abend konnten wir das Rauchen des Stromboli deutlich wahrnehmen, doch iſt dies Phänomen nicht intereſſant; leider waren auch keine Spuren des Feuers zu entdecken; hoffentlich wird ſich der Veſuv uns zu Ehren beſſer, als ſeine zwei Brüder aufführen.

S. M. Fregatte Novara den 6. August 1851.

Das Wetter ist schön, die See ruhig, doch waren wir unangenehm überrascht, als wir beim Hinaufsteigen auf das Verdeck noch immer den Stromboli in unserer Nähe sahen, da wir uns während der Nacht kaum von der Stelle gerührt hatten. Im Laufe des Vormittags sahen wir die Küste von Policastro.

Ich hatte meine Wache von 6 bis 8 Uhr Abends. Der Sonnenuntergang war herrlich gewesen; prachtvoll senkte sich der Feuerball, von goldener Gluth umwallt, in die stille See; die Gebirge von Salerno zeichneten sich scharf in grauen Massen, gleich Kleinasiens Höhen; von schweren Wolken theilweise umhüllt, zeigten sich die Berge von Policastro. So poetisch dieser Anblick war, so traurig war er für den Seemann, denn die Windstille hatte ihre bleiernen Flügel über uns gelegt, und unser Schiff lag auf der glatten See in eine Insel verwandelt. Kaum war das Gold auf den Wässern gegen Westen verblichen, so waren die Fluthen vom Monde in Silber getaucht. Der Mond ist im Wachsen, und wird sich gerade während unseres Aufenthaltes in Neapel füllen.

S. M. Fregatte Novara den 7. August 1851.

Wie wenig wir während der Nacht vorwärts kamen, läßt sich daraus ersehen, daß sich uns gegen 10 Uhr, als sich die Luft klärte, der Stromboli abermals zeigte, doch diesmal belohnten uns wenigstens aus seinem Krater aufsteigende Rauchwolken. Ich verzieh ihm daher seine Nähe, und versuchte ihn sogar abzuconterfeien; er schien in sehr starker Bewegung, da die Rauchwolken zunahmen, und einen immer dichteren Baldachin über seinem Haupte bildeten. Auch von der kleineren Inselzahl, welche sich außer dem Pharo von Messina befindet, konnte man zwei Spitzen sehen. Im Laufe des Vormittags nahm der Wind etwas zu, so daß ich schon um ½4 Uhr abermals einen dieser unruhigen Burschen erblickte, nämlich den Vesuv.

S. M. Fregatte Novara den 8. August 1851.

Wie die Griechen vor Troja lagerten, so liegen wir vor dem Eingange von Neapel. Alle Tage glaubt man es zu erreichen, doch nimmer weht ein günstiger Wind; das Meer ist heute Vormittag wie ein Spiegel, und wir befinden uns erst auf der Höhe von Nicosa. Man sieht das Ufer ziemlich deutlich, und kann einen kleinen Ort auf einer Anhöhe, ver-

muthlich die Stadt Nicosa, entdecken. Die Gebirge sind sehr hoch, und fallen schroff in die See ab; sie scheinen aber kahl, und haben keine besonders ausgezeichneten Formen. Die Hitze war den Tag über drückend.

S. M. Fregatte Novara den 9. August 1851.

Um ½8 Uhr früh ward ich geweckt, um die herrlichen pittoresken Formen der Insel Capri zu bewundern. Stolz hob sich diese Felsenburg aus den Salzfluthen, und zeichnete sich in eckigen, romantischen Linien in der südlichen Luft.

Vor dem Hauptufer erheben sich wie die Vorwerke einer Festung thurmartige Felsenriffe, deren einer durchbrochen ist, und ein natürliches Wasserthor bildet. Die Insel scheint, so felsig sie ist, ziemlich belebt und sehr fruchtbar; auch ist sie der Geburtsort des weitgerühmten Capri-Weines. Von welcher Seite wir sie auch, durch den Lauf unseres Schiffes begünstigt, zu sehen Gelegenheit hatten, immer war sie malerisch, immer von edler Gestaltung. Bald erhoben sich bewachsene schiefe Ebenen, bald stürzten Felswände schroff in die Fluthen, bald zeigten sich auf den Höhen burgartige Gebilde, überall reizende Abwechslung.

Kaum freuten wir uns dieses Anblicks, als sich schon die Inseln Ischia und Procida zeigten, lauter felsige und doch be-

grünte romantiſche Eilande. Wir begannen nun unſere Einfahrt in den Golf vom weltberühmten Neapel. Der Tag war leider nicht ſehr rein, doch langſam entrollte ſich das Panorama vor unſeren Blicken; es bildeten ſich Berge, es zeigten ſich Häuſermaſſen, man kam näher, einzelne Farben trennten ſich vom allgemeinen Ton; einzelne Häuſerformen traten hervor; man fragte und deutete die hervorragenden Puncte; bewaffnete ſich mit Ferngläſern; mit einem Worte, es entſtand die innere Unruhe und das Getriebe, das immer ſtattfindet, wenn man ſich einem merkwürdigen, nie geſehenen Orte naht. Bei mir aber entwickelte ſich ein gewiſſes Gefühl von Trotz; man hatte während meiner Reiſe nach Griechenland ſo oft Neapel dem vorgezogen, was dort mein Auge entzückte. Ein Mitreiſender hatte es ſo oft über Alles geſetzt, was ich geſehen, daß ich mich entſchloſſen hatte, mir es nicht abſonderlich gefallen zu laſſen. Wie man nun nach ſolchen Vorſätzen gleich nach dem erſten Scheine urtheilt, ſo fand ich die Stadt zu klein, die Höhen hinter derſelben zu niedrig, hätte ſie lieber an dem Fuß des von Wolken dichtbedeckten Veſuv geſehen, und hätte überhaupt gern allerlei daran gebeſſert. Der Tag war wie geſagt unrein, die Höhen zeichneten ſich nicht in voller Schärfe, die Farben belebte kein ſüdlicher Glanz, Himmel und Meer hatten nicht jenes tiefe über Alles ſchöne Blau, das man nie vergißt, wenn man es einmal geſehen hat.

Wir kamen immer näher, man konnte ſchon das Caſtell St. Elmo, das Caſtell Uovo, die Villa reale und andere ausgezeichnete Puncte unterſcheiden. Noch immer wollte ich keinen rechten Geſchmack an der Stadt finden. Mir gefiel die Seite nach dem Veſuv, und weiter gegen Caſtellamare und Sorrento weit beſſer; da waren große Berge, ein grünes, üppiges Land; da erſchien mir die Gegend pittoresk. Jetzt drehte ſich die Fregatte um das in die Fluthen vorlaufende Caſtell Uovo; der königliche Palaſt mit ſeinen maſſiven Formen, ſeiner grünen Terraſſe und ſeiner majeſtätiſchen Lage erſchien, es reihte ſich Haus an Haus, es wölbten ſich Kuppeln, es löſten ſich Paläſte los, und ich begann zu fühlen, daß Neapel eine große Stadt, und daß ſie ſchön ſei. Wir warfen Anker, und erwarteten mit Sehnſucht die pratica, welche uns die Erlaubniß geben ſollte, an das Land zu ſtoßen. Doch dauerte es noch lange, ehe es uns ſo gut ward. Wir hatten keinen Geſundheitsbrief von Trieſt, und die hochgelehrten Behörden von Neapel wollten uns ohne denſelben nicht ans Land laſſen, ſo daß wir von 1 bis 5 Uhr warten mußten. Das Wetter heiterte ſich auf, und bald fing das Panorama an, ſich immer mehr und mehr zu entwickeln. Rechts erhob ſich am Ufer des Meeres der ſtolze Veſuv mit ſeinen dunkeln Geheimniſſen, zu ſeinen Füßen das Städtchen Portici; dem Veſuv zur Rechten erſtreckte ſich eine formen-

reiche Gebirgskette bis gegenüber von Capri; in den vielfachen Einbügen derselben erglänzten aus Orangenwäldchen Castellamare mit seinem hochgelegenen Königsschlosse „qui si sana“, Sorrento mit seinem vom Dichter geheiligten Namen, und das Städtchen Massa. Zur Linken des Feuerberges, den noch eine kleine Kappe deckte, breitet sich eine weite fruchtbare Ebene bis zur Stadt, welche sich an ein niederes, von Gärten umsponnenes Gebirge lehnt. Doch trotz der Länge dieser Ebene ist die Häuserreihe zwischen Portici und Neapel kaum unterbrochen. In Neapels Häusermassen ist Bewegung, man sieht nicht die regelmäßigen, langweiligen Linien der neuen Städte. Als Hauptpuncte treten hervor: der massive königliche Palast mit seiner pittoresk heiteren Ziegelfarbe und seinen schönen Orangenlauben, welche sich in luftiger Höhe wie die Gärten der Semiramis wölben. Das Castell St. Elmo, welches eine Anhöhe im Mittelpuncte der Stadt mit seiner Häuserpyramide krönt; das Castell Uovo, welches sich zur Linken des Palastes als Vorwerk aus den Fluthen des Meeres erhebt, und nur durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist; das Castell Nuovo mit der grauen Burg der Anjou's, dem einstigen Residenzschlosse Neapels; der massive echt italienische Palast Capo di Monte, welcher sich zwischen den mannigfaltigsten Villen und Gärten auf den die Stadt dominirenden Höhen erhebt, und von Carl III. den neapolitanischen

Königen als Sommer-Residenz erbaut wurde. Außerdem zeigen sich zwischen der Häusermenge die Kuppeln der Kirchen, welche mit glasirten Ziegeln gedeckt sind, und in der Sonne weithin erglänzen, und der hohe Thurm, welcher sich bei dem Castell del Carmine in die Lüfte erhebt. An dem Puncte, auf welchem wir ankerten, deckte das Castell Uovo die langen Alleen der Villa reale und die hinter derselben befindliche Straße und Häuserreihe, Chiaja genannt, welche den Neapolitanern als Corso dient. Unmittelbar hinter dem ebengenannten Castell erhebt sich auf einer in das Meer gebauten Terrasse ein kleiner königlicher Palast, Chiatamone genannt, aus dessen Garten ein schönes dichtes Bouquet von Bäumen das Auge erfrischt. Links von der Stadt umfaßt das Meer ebenfalls ein weiter Halbbogen, gleich dem zur Rechten, von dessen terrassenartigen Tuffsteinhöhen lange Reihen von Villen herabschimmern. Am Ende dieses eigenthümlichen Gebirges, durch welches die berühmte Grotte des Posilippo gebrochen ist, zeigt sich der Hafen von Puzzuoli, mit seinem durch ein Schloß gekrönten Fort, und die Veste von Baja; hieran reihen sich die Inseln von Procida und Ischia, und schließen dieses merkwürdige Panorama. Während wir dies Alles mit Neugierde anstaunten, bekamen wir einen kleinen Vorgeschmack des eigenthümlichen neapolitanischen Lebens. Auf mehreren Barken und Segelschiffen, welche, mit Menschen

überfällt, durch die schäumende See an uns vorbeischossen, sahen wir schon Lazaroni und Fischer mit ihren braunen lebhaften Gesichtern, mit ihren rothen überhängenden Kappen, und dem Costüme, welches sich dem Naturzustande so sehr nähert. Einer derselben wechselte ganz ungenirt Angesichts der Fregatte und umringt von Reisegefährten sein Hemd. Nach einiger Zeit näherte sich eine Barke unserem Schiffe; es war unser Gesandter Feldmarschall-Lieutenant Martini, welcher jedoch nur von seinem Boote aus ein Gespräch mit unserem Commandanten führte, und hierauf der noch nicht erlangten pratica wegen sich an das Land zurückbegab, um uns daselbst zu erwarten. Ich preßte mich bei der glühendsten Hitze in meine Parade-Uniform, und konnte endlich gegen 5 Uhr in die Barke steigen, um an das Land zu stoßen. Während wir gegen den Quai von Santa Lucia steuerten, welcher sich zwischen Castell Uovo und dem königlichen Palaste befindet, grüßte unsere Fregatte mit 21 Schüssen, welcher Donnergruß von einer Landbatterie erwiedert wurde. Je näher wir kamen, desto mehr fingen wir an, die Eigenthümlichkeiten der Stadt zu erkennen. Die Häuser sind dicht an einander gebaut, sehr eng und hoch, einzelne haben nur ein Fenster in der Breite; die Dächer sind terrassenförmig, und fast jedes Fenster ist mit einem kleinen eisernen Balcon versehen; und was da nicht Alles auf dem Balcon hängt und

ſteht, was da nicht Alles Ergötzliches und Unergötzliches herunter weht! Die Balcone ſind ein Hauptbeſtandtheil im ſüdlichen Leben, das ſieht man ihnen hier in Neapel gleich an; da wehen Betttücher und Fächer herab, da blühen Blumen und Mönche, Alles im italieniſchen sans gêne.

Wir ſprangen am Quai nach 9 Waſſertagen an's Land, und waren wie mit einem Zauberſchlage in eine andere Welt verſetzt, eine ſo wirre Welt, daß unſere Köpfe lange Zeit brauchten, bis ſie ſich in derſelben zurecht fanden. Der erſte Schritt auf Neapels Feſtland, und ſchon waren wir von den Repräſentanten des Volkslebens umlagert; hier ſtanden zwei Kapuziner an der Straße, die Zwickbrille auf die ernſte Naſe geſetzt, um die neuen Ankömmlinge mit verſchärftem Auge zu prüfen; dort wogte ein ſchwarzes dreizackiges Abbate-Dach durch die lärmende, ſchreiende Menge; dann drängte ſich das Lazaroni-Heer heran, den blöden Reiſenden im Triumphe umringend. Das war ein Leben, ein Sauſen und Brauſen, wie es das deutſche Ohr nicht gewohnt iſt. Die Köpfe fingen uns an zu wirbeln und wie ward erſt dieſer Rauſch von Eindrücken erhöht, als wir uns mit dem Geſandten in einen Batard ſetzten, um durch die berühmte Toledo, die Pulsader Neapels, zu fahren. Bei uns hätte man dieſes Getreibe für eine Volksbewegung, allenfalls für einen Mummenſchanz im Carneval gehalten, und hier war es nur der Alle-

tagsanstrich. Ich war so überrascht, so erstaunt, daß nur wenige Figuren aus diesem bunten Durcheinander sich in meinem Gedächtnisse bleibend aufzeichneten. Das Volk lebt; es ist nicht abgestorben und zurückgezogen, wie in so mancher andern Stadt; Alles was es beginnt, geschieht vor fremden Augen, denn sein Treiben ist auf der Gasse, und dies ist ein Hauptreiz, eine Hauptunterhaltung für den neuangekommenen Beobachter. Alle Kaufläden sind frei und offen, die Eßwaaren sind mitten in der Stadt aufgethürmt; unter den schönsten südlichen Früchten spielen Schweine, Schafe, Hunde und Kinder, welche mitunter im gänzlichsten Naturzustande sind; keck gehen die letzteren in ihren adamitischen Costümen zwischen den Maccaroni-Buden und Garküchen als echte Murillos auf und ab, und erschnappen die Mahlzeit wo sie nur können, sollten sie sie auch im Kothe finden. Fast an jeder Straßenecke sieht man hölzerne buntgemalte Kisten, auf denen sich ein mit Orangen und Laub gezierter Säulenbogen erhebt, an dem das Bild einer Madonna prangt; hinter diesen Säulen bewegen sich lange Fäßchen, je nach dem Gebrauche horizontal oder vertical; es entströmt denselben frisches Wasser, und die Männer, welche diese einfache Maschinerie in Bewegung setzen, sind die berühmten „Aqua juoli“. — Auch die Volks-Equipagen gehören unter das Bemerkenswerthe Neapels; es sind meist zweirädrige Karren, mit einem, zwei, auch manchmal

drei Pferden beſpannt; die Pferde haben an einem Ohr einen ſpitzen Federbuſch und ein mit Meſſing beſchlagenes bizarres, oft mit Schellen verſehenes Geſchirr; unmittelbar hinter den Pferden ſitzt der Lenker; zwiſchen den Rädern erhebt ſich ein Sitz für zwei bis drei Perſonen, und dennoch wiſſen es die Neapolitaner ſo einzurichten, daß zwölf bis vierzehn Perſonen, auf einem ſo engen Raume ſtehend, ſchwebend und ſitzend, von einem kleinen Pferde im Trabe gezogen werden. — Die berühmte Toledo iſt keineswegs ſchön zu nennen: Häuſer und die Gaſſe ſelbſt ſind in der grandioſeſten Unordnung, und mit maleriſch-poetiſchem Schmutze bedeckt. In der halben Länge dieſer, die ganze Stadt durchſchneidenden Straße befindet ſich ein ſchöner, wenn auch nicht großer Platz, largo del mercatello genannt, deſſen eine Seite von einem halbmondförmigen, den Jeſuiten gehörenden Gebäude geſchloſſen iſt; der Styl desſelben läßt die Eigenthümer erkennen. Der Weg hebt ſich gegen die Anhöhe, und wir kamen über eine ſchöne gewölbte Brücke in das Bereich der Gärten; kaum war die innere Stadt verlaſſen, ſo war der Weg ſchon von Alleen beſchattet, welche ein Hauptſchmuck Neapels ſind, und dem Auge Friſche und Labung gewähren; durch einige Schlangenwindungen kamen wir zu einem eiſernen mit Wachen verſehenen Gitter, und befanden uns vor dem herrlichen Palaſte Capo di monte. Derſelbe iſt koloſſal, wie

alle Bauten im italienischen Style des vergangenen Jahrhunderts; Säulen und Fensterbögen sind aus grauen mächtigen Steinen gehauen; aus demselben Materiale sind hohe und breite Thorhallen an den Façaden des Palastes. Die Pfeiler derselben tragen im Inneren den Haupttheil des Gebäudes, und bilden Höfe und große luftige Corridore, in welchen man mit Wagen bequem fahren kann. Das Gemäuer besteht aus nackten Ziegeln, deren Farbe einen guten Gegensatz zum Grau bildet. Das Schloß ist mit einem Garten im englischen Style umgeben, dessen ziemlich große Grasplätze jetzt durch ihre Dürre einen unangenehmen Eindruck machen. Als Ersatz sieht man kleine Palmen und reich blühende Oleanderbüsche.

Ich fuhr in eine der schönen luftigen Arcaden des Palastes ein, und stattete meiner Tante Clementine einen Besuch ab; sie empfing mich in tiefer Trauer um ihren Mann, den Prinzen von Salerno, welcher vor mehreren Monaten gestorben ist. Ich fand sie in Gesellschaft ihrer Tochter Aumale. Man sprach viel von den Wiener Verwandten und der guten alten Zeit! Die Zimmer, in welchen ich meine Tante fand, sind von außerordentlicher Größe mit thorartigen Thüren und Fenstern, krebsrothem Ziegelboden und magerer Möblirung, eine echt italienische Einrichtung. Ich machte noch dem Grafen Aquila meine Aufwartung;

er wohnt in einem neben dem Palaste gelegenen Hause, doch fand ich weder ihn noch seinen Bruder Trapani, der im Palaste residirt. Wir machten noch einen kleinen Gang durch den Park, welcher hinter dem Schlosse eine große Ausdehnung hat; er ist im alt-italienischen Style, von breiten geraden Alleen durchschnitten, welche nicht wie in den französischen Gärten steife Wände bilden, sondern sich zu regelmäßigen Laubengängen wölben. Er ist reich an Bäumen, die fast alle von buschigem Epheu umrankt sind. Die Anlagen sind halb ungebunden wild, halb in gerader künstlicher Ordnung, was ihnen einen eigenthümlichen Reiz gibt, und sie mit dem Charakter der Italiener, ihren Schöpfern, vergleichen läßt; das Auge verfolgt gern die langen sich häufig kreuzenden Baumgänge, unter deren dunklem Grün man vor der glühenden Sonnenhitze Schutz findet. Dieser schöne Park, mit Hasen und Fasanen gefüllt, dient nur zum königlichen Jagdvergnügen, und wenigen Bevorzugten ist der Eintritt gestattet. Den Rückweg in die Stadt nahmen wir durch die berühmten „ponti rossi“. Die Straße führt auf der Höhe von Capo di monte gegen die Ebene, welche zwischen dem Vesuv und der Stadt ist, hinab; ein Garten reiht sich an den andern, geschmückt von Pinien seltener Größe und zahllosen Weingewinden, und die Durchblicke, welche man von der Fahr-Allee aus genießt, sind herrlich; die Sonne

war gerade im Sinken, das Wetter hatte ſich aufgeheitert, und Neapel und ſeine Umgebung zeigten, welchen Zauber ſie auf das Herz des Fremden ausüben können; auch über das Meinige war der Sieg errungen. Im Hintergrunde hob ſich mächtig der Veſuv, zu ſeinen Füßen breitete ſich die fruchtbare Ebene weit zu den Gebirgen von Caſerta aus; zu unſeren Rechten lag am Abhange die Stadt, deren weite Ausdehnung man erſt jetzt erkennen konnte; vor und hinter uns wucherte Alles in ſüdlicher Vegetation, im blauen Halbdünkel zeichneten ſich in der Ferne die Gebirgsketten von Sorrento und Maſſa und vor ihnen der weite Golf. Der Weg, auf dem wir fuhren, heißt „Strada dei ponti rossi“ nach zwei aus altrömiſchen rothen Ziegeln erbauten Aquäducten, unter welchen die Fahrſtraße durchläuft. Aber nicht dieſe Alterthümer ſind es, welche dieſen Weg ſo berühmt machen, ſondern die herrlichen, einzig ſchönen Ausſichtspuncte, welche ſich von demſelben aus dem Blicke darbieten. Ich war bekehrt, und zähle mich nunmehr zu den Bewunderern der ſinnenumſtrickenden Parthenope; ſo ſchön Hellas iſt, ſo herrlich der Golf von Lepanto ſich ausbreitet, ſo fehlt dieſen Gegenden doch der volle Zauber der grünen Vegetation und die rege immer neue Staffage. Von der Höhe herunter gekommen, gelangt man durch die Strada foria wieder in die Stadt. Das erſte ungeheure Gebäude, das dem Blicke auf-

fällt, ist das große Armenhaus mit einer massiven prachtvollen Façade, reale albergo dei poveri genannt, welches Carl III. bauen ließ. Alles was Großes in Neapel und seinen Umgebungen geschaffen worden ist, rührt von diesem Könige her. Er begann seine Schöpfungen als Beherrscher von Neapel, und ließ dieselben für seinen Sohn beenden, als ihm als König von Spanien die Mittel jenes Landes zu Gebote standen.

Kaum in der Stadt angelangt, zeigten sich uns wieder neue Lebensbilder. Wir begegneten eleganten Fourgons mit einem Kaleschdache, welche im Trabe die Straße entlang gegen das Land zu fuhren; die Fracht aber, die sie führen, sind Todte, die nach ihrem Dahinscheiden, neapolitanischer Sitte gemäß von ihren Verwandten verlassen, zum campo santo gebracht werden. Einen dieser Wagen umgaben auf frei an der Außenseite angebrachten Sitzen kleine als Cherub gekleidete Knaben mit brennenden Fackeln. Auch einer der berühmten neapolitanischen Brüderschaften begegneten wir; es war ein ziemlich langer Zug von schneeweißen Gestalten, welche zwei und zwei hinter einem vorausgetragenen Crucifixe und einem Geistlichen dahergingen. Der ganze Körper dieser geisterähnlichen Brüder war verhüllt, und nur die Augen blitzten durch weiße Lappen, welche ihnen von der spitzen Kapuze über das Gesicht herunterhingen. Jeder Stand

errichtet eine solche Brüderschaft, welche auf gemeinsame Unkosten ihre Kranken pflegt, und den Dahingeschiedenen die letzte Ehre erweis't. Merkwürdig war uns auch in dieser Straße der Anblick von kleinen Brücken im Trockenen; dieselben sind für den Fall eines Regens errichtet, der hier oft so heftig fällt, daß er die ganze Straße in einen Gießbach verwandelt. Der Neapolitaner hilft einem solchen Uebel nicht an der Wurzel ab; er erbaut sich lieber höchst komischer Weise für den Fall der Noth diese auffallenden Communications-Mittel. Wir mündeten nun in die Toledo bei der Ecke des reale museo borbonico ein. Dies letztere ist ein großartiges, wahrhaft majestätisches Gebäude, ebenfalls aus grauen Steinen und nackten Ziegelmauern im alt-italienischen Style errichtet; es dient zur Aufbewahrung der antiken und neueren Kunstschätze des Königreiches.

Der Abend war herangerückt, und mit ihm die Lebhaftigkeit auf den Straßen verdoppelt. Hatte man früher die niederen Classen gesehen, so konnte man jetzt auch das Gewühl der Reicheren betrachten, welche sich nach der unumgänglichen Siesta auf die Straße drängen, um die frischere Luft einzuathmen. Bei dem Theile der Toledo, welcher sich außerhalb des largo del mercatello befindet, war Wagen an Wagen gedrängt. Im lebensreichen Wien hätte man diesen wirren Equipagen-Knäuel für eine durch ein Unglück

hervorgebrachte Stockung betrachtet, oder man würde ein ſolches erwarten; hier iſt dies nur eine Alltags-Unterhaltung, und trotz dem Zeter-Mordio, welches von allen Seiten erſchallt, trotz den Wagen, welche wie Keile in einander fahren, entſteht keine anhaltende Verwirrung und geſchieht kein Unglück. Nach den ohrenzerreißendſten Concerten löſ't ſich die einzelne Equipage, um ſich in ein neues Gewühl zu ſtürzen. Dieſer Tumult erinnert an das Fresco in Venedig, wo auch Fahrzeug an Fahrzeug im canal grande ſich drängt, nur daß dort Ruderer und hier Pferde die bewegenden Kräfte ſind. Das Geſchrei wird noch bedeutend durch die Verkäufer und Bettler erhöht, indem jene ihre Waaren auf die komiſchſte und kreiſchendſte Art preiſen, und ihre ſchallenden Reden mit der merkwürdigſten Mimik begleiten; das Bettelvolk aus dem ganzen Königreiche aber hält ſeinen Congreß in Neapel; beſonders auf der Straße dei ponti rossi wurden wir von den Preßhaften, welche ihre Schäden auf alle nur mögliche Weiſe dem Auge des Vorüberfahrenden enthüllten, und längs dem Wagen mit der wunderlichſten Schnelligkeit einher galopirten, um mit Geſten- und Stimmen-Modulationen Geld zu erpreſſen, vollkommen umringt. Von der Via Toledo aus begaben wir uns in das Haus unſeres Geſandten, welches auf der Chiaja hinter der Villa reale liegt. Wir entledigten uns dort unſerer Uniformen, und genoſſen einige

Zeit vom Balcone die Aussicht auf den belebten Corso, eine lange breite Straße zwischen den unmittelbar am Meere gelegenen und durch ein Gitter von demselben abgeschlossenen Alleen der Villa reale, und einer vor nicht lange errichteten Häuserreihe von ziemlich gleichmäßigem Ansehen. Auch hier fuhr Wagen an Wagen, Reiter und Reiterinnen bewegten sich hin und her, Alles war Heiterkeit und Unterhaltung. Es scheint dies der neapolitanische Prater zu sein.

Nachdem wir uns umgekleidet hatten, setzten auch wir uns in eine Kalesche, und fuhren über die Chiaja gegen den Meerweg von Puzzuoli. Sowohl Equipagen wie Toilette haben einzelne schöne kostbare Details, das Ganze aber hat nie einen glücklichen und wahrhaft eleganten Zusammenhang; so sieht man schön gebaute Wagen mit schmutzigen Kutschern ohne Handschuhe, alte Weiber mit geschmackvollen Rosa-Hüten. Im Ganzen ist es auffallend, daß man unter dem weiblichen Geschlechte fast gar keine edle schöne Physiognomie findet; die Züge haben etwas mohrenhaftes.

Als wir betrachtend und staunend dahinfuhren, ich glaube es war schon ehe wir in des Ministers Haus kamen, begegnete uns ein hoher Phaeton; ein rothblonder dicker Bursche lenkte nach englischer Sitte die Rosse, und schwenkte, als er unseren Gesandten erblickte, sehr artig den Hut. Ich

frug, wer es sei, und war hoch entzückt, als ich vernahm, daß meine Augen einen der Großen und Mächtigen wahrgenommen hatten, daß ich einen der Lenker des Weltalls, eines der Hauptgewichte unseres Jahrhunderts, einen der goldenen Planeten der europäischen Constellation erblickt hatte; es war Neapels jugendkräftiger großer — Rothschild.

Die Via Puzzuoli, auf der wir nun fuhren, bietet die reizendsten Aussichten dar. Auf der einen Seite hebt sich längs der Straße das Tuffstein-Gebirge mit seinen Villen und Gärten; die armen Lazaroni haben sich höhlenartige Wohnungen in dasselbe gearbeitet; auch sieht man hohe Bogen in dieses weiche Gestein eingehauen, welche den Eingang zu Magazinen bilden mögen; auf der andern Seite der Straße stürzt das Terrain steil nach den schäumenden Wogen ab, und dennoch ist es an vielen Stellen mit Landsitzen bedeckt. Da die Via Puzzuoli sich um die Rhede biegt, so sieht man die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung mit ihren pittoresken Forts und ihren begrünten Höhen, sowie die üppige herrliche Ebene, den mächtigen Vesuv, und die amphitheatralischen Gebirge von Sorrent. So oft man dies einzige Panorama bewundert, nimmer wird man dessen satt. Die zwei merkwürdigsten Gegenstände an der Via selbst sind die grauen Ruinen eines großen in die See gebauten Palastes, von den Vicekönigen von Spanien begon-

nen, aber nie vollendet, welches Gebäude fälschlich der Palast der Königin Johanna von Neapel genannt wird, und eine mächtige Palme mit einer herrlichen üppigen Krone, welche sich aus einem der Gärten unmittelbar an der Straße schwebend erhebt. Ich sah die Palmen von Athen, die Palmen von Nauplia; sie sind viel höher, doch keine ist so herrlich, so üppig, breitet ihre Krone so mächtig stolz aus wie diese; auch kommt kein Maler nach Neapel, welcher sie nicht abconterfeit; ihre Blätter sind von bedeutender Länge und großer Zahl; sie neigen sich in sanftem Bogen zur Erde nieder. Die Palme ist eine Pflanze der Phantasie, ein verzaubertes, einem Göttertraume entrissenes Feenkind, deren Stamm gerade und wundervoll in die Höhe strebt, während ihre anmuthig zarten Blätterschwingungen ein lockender Tanz der Grazien sind. Die Sonne war längst dahingeschwunden, Tausende von Lichtern erschienen von allen Seiten, und wenn auch des Tages Leben vollendet war, so erwachte ein neues, und vielleicht noch beweglicheres und interessanteres, das Nachtleben von Neapel. Der Lichterschimmer an den Quais reflectirte sich in dem Meere, und zeichnete goldene Furchen auf den leicht bewegten Fluthen. Doch war es erst der volle klare Mond, der das Licht zum Ideale erhob, als er seine silbernen Strahlen duftig über Land und See ausgoß; jetzt jauchzte mein Herz, und demüthig streckte ich meine

Fahnen, mein trotzig erhobenes Haupt vor dem alten Barden, der das ewig junge Lied singt:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?"

Auch ich theilte das Schicksal aller Germanen, die nach Süden zieh'n, die staunen, bewundern, und unwillkürlich von dem mächtigen Zauber Italiens ergriffen und gefangen werden. Von unserer Fahrt zurückgekehrt, hielten wir an dem Eingange der Villa reale, und durchwanderten dieselbe im sanften Mondenscheine unter den herrlichen Alleen von Oliven, immer grünen Eichen und andern schattenreichen Bäumen; doch sind diese nicht der einzige Reiz, den der Ort bietet; marmorne Copien berühmter antiker Meisterstücke glänzen zwischen den grünen dunklen Lauben hervor; Wasserbecken mit zarten Fontainen, Statuen und üppigen Wasserpflanzen plätschern geheimnißvoll. Das berühmteste dieser Bassins trägt auf felsigem Gesteine, trefflich in Marmor gearbeitet, den Raub der Europa durch den Jupiter Taurus; leider war es zu dunkel, um die einzelnen Schönheiten vollständig bewundern zu können. Ein zweites umfangreiches Becken ist aus einem großen Stücke rothen Granits geformt und in Paestum ausgegraben worden; es heißt das Becken von Salerno, weil es unmittelbar nach seiner Ausgrabung in dieser Stadt aufgestellt ward. Auch erhebt sich zwischen den Baum-

gruppen ein Tempel mit Taſſo's Büſte; ein guter Freund erzählte mir, daß hier eine Schildwache ſtehe, um den Heraustretenden zu nöthigen, den Hut vor dem Dichter abzuziehen; ich trat knapp vor die Büſte, und die Schildwache näherte ſich mir wirklich, doch bloß um mich zu ermahnen, die unmittelbare Nähe des großen Mannes zu meiden. Wüßte der arme in ſeinem Leben oft gekränkte Torquato, mit welcher Etiquette er nach ſeinem Tode umgeben wird, ſein ernſtes ſteinernes Antlitz würde ſpöttiſch lächeln. Oder ſoll die Wache vielleicht an die einſtige Gefangenſchaft des armen Dichters erinnern?

Wir traten aus den Alleen auf eine halbrunde, in die Fluthen hinausreichende Terraſſe, und ſahen auf den breiten Sockeln der Baluſtraden ſchwarze Figuren gelagert. Wir glaubten, daß es Statuen egyptiſcher, myſtiſcher Form ſeien, entdeckten aber, als wir näher getreten waren, gutmüthige Neapolitaner in ihnen, die auf dieſen Steinen im dolce far niente die kühlende Meerbrieſe genoſſen. Der Anblick von dieſem Vorſprunge war abermals herrlich, bezaubernd und neu. Von hier aus ſah man die von uns jüngſt verlaſſene Via Puzzuoli mit ihren belebten Höhlen.

Der Name der Villa reale verführt zu dem Glauben, daß er einer Sommer-Reſidenz oder einer Cottage des Königs angehöre. Er bezeichnet aber nur einen von Gittern

umſchloſſenen Spaziergang mit Alleen, kleinen Blumengärtchen, einzelnen Palmen, und Wachhäuschen an den verſchiedenen Eingängen. Man ſieht hier nur anſtändig gekleidete Spaziergänger, da der Eingang dem Lazaroni verboten iſt. Bei dem gegen die Stadt zugekehrten eiſernen Thore hielten wir einen Augenblick an, um uns bei einem der Acquajuoli mit Waſſer aus einem Holztönnchen zu erfriſchen; dann gingen wir den Quai von Santa Lucia entlang, dem wahren Reiche der Lazaroni. Die Straßen ſind mit Käſten angefüllt, in denen die ſonderbarſten eßbaren Producte des Meeres aufgeſchichtet und durch einen etwas geneigten Schirm vor der Sonne bewahrt ſind. Rund herum ſieht man Garküchen, Obſthaufen, kleine Tiſche, auf denen ringförmiges Gebäck verkauft wird. Eine Menge von Oelflämmchen beleuchtet dieſe Einrichtungen, die eine Maſſe ſchreienden Volkes umwallt; Frauen und Kinder ſtürzen ſich auf die Spaziergänger mit hunderterlei Anerbieten und Bitten. Bettlervolk umringt und plagt den Vorübergehenden von allen Seiten. In all dieſem Gewirr muß man noch obenein bedacht ſein, nicht die auf der Erde herumliegenden, ſchlafenden Lazaroni zu treten. Steigt man nun auf einer Treppe zu dem untern, unmittelbar an den Fluthen des Meeres befindlichen Quai herab, ſo erblickt man eine neue Phaſe des neapolitaniſchen Lebens: Hunderte von Stühlen ſtehen auf dem feuchten

schlüpfrigen Boden; elegante und schmutzige Leute, weltliche und geistliche sitzen behaglich herum, und was glaubt man wohl, daß sie thun? Trinken sie vielleicht Kaffee, essen sie vielleicht Gefrornes? Nein, sie trinken nichts als ein abführendes Schwefelwasser, das Lazaroni-Weiber in großen Gläsern herumtragen, und essen dazu kleine ringförmige Bäckereien, deren oben erwähnt ward, und das sind, wie mir Feldmarschall-Lieutenant Martini sagte, „le delizie di Napoli.“ Hierauf läßt sich nur sagen: de gustibus non est disputandum. Die Schwefelquelle, welche dieses greuliche Getränk liefert, befindet sich unmittelbar am Quai in einem Gewölbe unter der Fahrstraße. Wir traten in dasselbe ein; der Boden ist naß, das graue Gebäude wird von mehreren Pfeilern getragen, am Ende desselben führt eine Treppe abwärts, und hier drängt sich die Lazaroni-Welt mit ihren Gläsern, um den herausſprudelnden Nektar für die auf dem Quai sitzenden Sterblichen zu schöpfen. Die Quelle gehört dem gemeinen Volke, und wird von demselben auch reichlich ausgebeutet.

Vor dem Quai in den Fluthen erheben sich, ebenfalls eine Eigenthümlichkeit von Neapel, hölzerne schmutzige Baracken, die mit dem Lande durch schmale Stege in Verbindung sind, und den sumtuösen Namen: „bagni di mare“ führen; das Wasser ist aber in diesen Bädern so braun und

schmutzig, die Baracken sind so ekelhaft, daß es nach unseren Begriffen kein großer Genuß sein kann, sie zu besuchen; und doch sitzen an diesen Bretter-Balconen Männer und Frauen dicht gedrängt wie in einem Kaffeehause, und scheinen dort Plauder-Zusammenkünfte zu halten. Nachdem wir diesen Abend reichlich genossen hatten, und unsere Sinne fast zu viel für so wenige Stunden aufnehmen mußten, setzten wir uns in unsere Barken, und fuhren sanft, schnell und ruhig im reinen Mondlichte zu unserem Wasserpalaste zurück. Amphitheatralisch lag die Stadt mit ihren vielen hundert Lichtern, mit ihren hellglänzenden Quais, vor uns ausgebreitet, und noch lange hörten wir das Lärmen des Volkes herüberschallen.

Nach einem stärkenden Mahle begaben wir uns zur Ruhe, welche durch die Kürze unseres Aufenthaltes in Neapel ziemlich beschränkt ward.

Rhede von Neapel den 10. August 1851.

Um halb drei Uhr hieß es schon die Hängematten verlassen, denn der heutige Schlachtruf war: der Vesuv. Dem Altvater Neapels, der größten Naturmerkwürdigkeit der Umgegend, mußte der erste Besuch abgestattet werden. Vor halb vier Uhr stießen wir mit der Barke von unserem Schiffe ab, und ruderten gegen Portici zu, wo wir mit dem Adjutanten un-

seres Gesandten und den Pferden zusammentreffen sollten, welche letztere uns den Berg hinan zu tragen bestimmt waren; doch wir hatten uns ohne Landeskundigen fortgewagt, und fuhren nun an der Küste längs dem Städtchen Portici dahin, ohne den bestimmten Landungspunkt zu kennen. Lange suchten wir im Morgengrau, frugen Fischer und Schiffer, doch Fischer und Schiffer sprachen neapolitanisch, und neapolitanisch ist nicht italienisch, so daß wir noch lange suchend die schönsten Morgenstunden hätten vergeuden können, wenn sich nicht plötzlich das Licht einer Fackel gezeigt hätte, welches uns durch allerhand Bewegungen zu verstehen gab, daß unsere Barke ihm zuschwimmen sollte. Wir folgten den Zeichen, und befanden uns bald in einem sicheren Port. Man schwang sich auf die Rosse; welch angenehmes Gefühl, nach einer Woche Schiffsleben zu reiten; und waren auch die Pferde so klein, daß man statt zu sitzen nur hin und her equilibriren konnte, so ging es doch recht munter vorwärts. Anfangs kamen wir durch die Straßen von Portici und Resina, wo als Vorbereitung zu einem der in Italien so häufigen Kirchenfeste allerhand Fahnen an Stricken über die Straßen hingen. Nachdem wir durch einige Straßen geritten waren, führte uns unser Weg zwischen Gärten voll der üppigsten Granaten, Reben und besonders großen Cactus hindurch, Alles trotz dem vorgerückten Sommer im frischesten, herrlichsten Grün. Bald

hob sich der Weg, und wir kamen auf eine treffliche breite Straße, welche zu der Eremitage führt und vom jetzigen Könige erbaut ward. Sie geht meist zwischen Kastanien-Gehölze und Weinbergen in Schlangenwindungen den Berg hinan. Bei jeder Wendung wird die Aussicht auf das Meer, die Stadt und die Ebene immer umfangreicher. Wir waren noch im Schatten des Vesuvs, als schon die Sonne die Gegend zu unseren Füßen mit goldenen Tönen zu bemalen anfing. Die weite Ebene war mit einzelnen Nebelflecken bedeckt, die wie Seen oder Theile der Meeresfluth aussahen, zwischen welchen das Land mit seinen Kirchthürmen und Wäldern gleich Inseln hervortrat. Ich zog diese Aussicht noch der den Tag vorher genossenen vor; denn rings von Grün umwuchert bekömmt man erst hier eine Anschauung von dem unendlichen Naturreichthume und den verschwenderischen Gaben, mit welchen der Schöpfer diesen Theil der Erde, als sei er sein auserlesener Liebling, beschenkt hat. Als Gegensatz oder vielmehr als Ergänzung dieses üppigen Naturbildes erscheint das reiche Neapel, das nicht wie andere Städte vom Lande durch Mauern oder Linien getrennt, sondern durch Gärten und Villen mit dem Grün der Landschaft verschmolzen ist. Die Pracht zu vollenden, wird dieses paradisische Land und diese Stadt des Lebens von den Fluthen eines großen herrlichen Golfes benetzt, und so liegen Land und Wasser zu den Füßen des

über dem reichen Abhange wandelnden Bewunderers, und vereinigen sich zu einem neuen, vielleicht nie wiedergefundenen Bilde eines irdischen Edens. Ich liebe es, solche Strecken im raschen Tempo zurückzulegen, um bald zum erwünschten Ziele zu gelangen, und dort mit Ruhe zu weilen; wir spornten daher unsere mageren Rößlein, und im wilden Treiben, bald Trab bald Galop, flogen wir, durch diese ungeregelte Reiterei in die munterste Laune versetzt, den Feuerspeier hinan.

Bald sahen wir rechts und links die mit Lava übergossenen Strecken, doch waren sie noch mit Grün bedeckt; die keimende Vegetation hatte den Sieg über die todte Masse errungen, und das aus Aschenregen entstandene Terrain war den Menschen dienstbar geworden. Die Asche, welche nach einem gewissen Zeitlauf fruchtbar wird, ist außerordentlich fein und von graugelber Farbe. In Pompeji, das durch dieselbe verschüttet ward, sind die jetzt vorgenommenen Ausgrabungen ganz leicht, während Herculanum, von der dichten Lavamasse übergossen, weit größere Schwierigkeiten darbietet. Wir näherten uns der Einsiedelei; das reich bewachsene Vorgebirge, auf welchem wir aufwärts ritten, wurde immer schmaler, und nach einer Straßenwendung erblickten wir plötzlich einen zwischen den Vorgebirgen und dem Vesuv hinlaufenden Haupt-Lavastrom, ein Ergebniß der letzten Eruptionen. Gleich einem versteinerten Flusse zog sich die braungraue Lava leblos schauer-

lich dahin, ein reizloſes Bild des Entſetzens, eine Alles erdrückende, jeden Lebenskeim erſtickende Maſſe; ein Anblick, den nichts Anderes in der Welt wiedergiebt. Man ſieht es dieſen erkalteten Lavafluthen an, wie ſie in ihrem Strome, dem Naturgeſetze folgend, Alles unaufhaltſam mit ſich geriſſen, mit ihren Feuerarmen glühend umfangen, und in heißer Luft zu Tode erdrückt haben. Auch die austretenden Waſſerfluthen ſind furchtbar, ſie toben über die fruchtbaren Länder verheerend und zerſtörend dahin; doch endlich ſinken ſie, und das heimgeſuchte Land kommt, wenn auch verwüſtet, doch wieder zu Tage. Bei den glühenden Fluthen aber, die dem Krater des Veſuvs entquellen, wird Alles begraben und verſenkt; die Lava erkaltet und bildet eine felſige furchtbare Kruſte über die einſt grünenden Fluren, und erſt Jahrtauſende müſſen vergehen, damit neuer Humus ſich ſammle, damit neue Pflanzen emporkeimen können. Noch waren die Ufer dieſes grauenhaften Lethe's bewachſen, noch bewegten wir uns auf grünender Erde. Wir hatten die Eremitage, dieſen in der Geſchichte der Touriſten ſo merkwürdigen Punct erreicht. Ein kleines Haus und ein Kirchlein ſtehen unverſehrt auf dem vom ſchönſten Grün umſponnenen Kegel; rechts und links floſſen gar oft die blutrothen Cascaden, das Feuermeer ſchwoll bis zum Kirchlein hinan, doch immer theilten ſich am Gotteshauſe die Fluthen, und unverſehrt blieb das Haus des Eremiten in

Mitte des Verderbens. Das Alter dieſes auf einer kleinen Erdterraſſe befindlichen Wohnortes bezeugen die ſchönen Linden, welche ihr ſchattiges Dach über denſelben ausbreiten. Das Kirchlein iſt zur Rechten an das Haus gelehnt, und neben demſelben befindet ſich ein hübſcher Garten mit einer maleriſchen Ausſicht; hocherhaben blickt man in die weite herrliche Gegend, in das von Gott geſegnete Land, und in die blauen Fluthen. Man genießt noch den vollen Anblick des Lebens in goldenem Sonnenbufte. Ich hatte noch nie meinen Wunſch, einen Eremiten zu ſehen, erreicht; leere Einſiedeleien hatte ich ſchon oft getroffen, auch ſo manches zierliche Luſthäuschen, dem man dieſen Namen gab. Ich hatte in mancher ſchauerlichen Geſchichte von dieſen frommen Männern geleſen, ſo daß ich ſchon lange begierig war, einen dieſer braunen einſamen Knaben zu ſehen; war auch die Sage in weite Länder erklungen, der Eremit vom Veſuv ſei ein gar luſtiger Burſche, habe etwas vom feurigen Elemente ſeines Erhalters, ſo war er doch immer ein Eremit, trug das lange Gewand und den flatternden Bart, und das war hinreichend. — Doch abermals ward ich getäuſcht, abermals ſchwanden meine Hoffnungen. Der weltberühmte Eremit, der Spender des blutigen lacrimae Christi war mit ſeiner Poeſie ad patres gegangen, um von der Alltagsproſa erſetzt zu werden. Bald ward uns die Erſcheinung des neuen Bewohners der Klauſe zu Theil;

keine braune Kutte umflatterte einen dürren klappernden Körper, kein Bart wehte dem müden Pilger als Hoffnungspanier entgegen, kein härener Strick umgürtete die matten Lenden; nein, eine abgetragene Alltagsfigur ſtand vor uns. Der Anblick war etwas erſchreckend, ſo lebensmüde, ſo mit ſich ſelbſt zerfallen waren der Frack und die inexpressibles des armen lacrimae Christi-Hüters. Er ſchien auf eine Heerde Fremder gehofft zu haben, da er mit der Meſſe gewartet hatte, und uns antrug, uns dieſelbe beim Zurückkommen zu leſen. Wir waren hierüber ſehr froh, und dem armen Manne ſehr dankbar, da wir den Gottesdienſt ſonſt in Portici hätten mitmachen müſſen. Während wir die Ausſicht betrachteten, hörten wir das ſchönſte reinſte Lied eines gefiederten Sängers, was einem in dieſer Jahreszeit wohl ſelten zu Theil wird; vielleicht ſang er von der alten romantiſchen Zeit, wo Eremiten noch keinen lacrimae Christi tranken, und der Menſch noch in der Natur lebte, und von derſelben dafür belohnt wurde. Wir ſetzten uns nach kurzer Raſt in Bewegung, um raſch unſerem Ziele entgegen zu kommen. Noch ritten wir auf dem grünen Kegel, doch wurde das Erdreich zwiſchen den Lava-Rinnſalen immer ſchmaler, und die Vegetation ſpärlicher. Der trefflich gebahnte Weg führte uns bis zu der vor zehn Jahren begonnenen königlichen Sternwarte, einem ſoliden ſchönen Gebäude, das vielfach mit Lava verziert iſt: ein kleiner Garten

breitet ſich terraſſenförmig vor demſelben aus, und enthält in Lavahöhlungen eine nicht unintereſſante Sammlung derjenigen Pflanzen, welche auf dem Veſuv fortkommen. Das Gebäude wurde von dem jetzigen König errichtet, und iſt für die Wiſſenſchaft inſofern von Nutzen, als der weite Horizont Gelegenheit zu ſonſt unmöglichen Beobachtungen giebt; nun iſt es leer und von keinem Gelehrten bewohnt. So hoch oben im Reiche der Lava zu hauſen wäre ein Opfer, das ein Neapolitaner ſchwerlich der Wiſſenſchaft bringen würde; auch möchte ihre Weisheit zu klein erſcheinen, um einen Tempel wie dieſen würdig zu füllen. —

Bald nachdem man die Sternwarte verlaſſen hat, endet der Erdvorſprung im Meere der Lava; die Vegetation zeigt ſich nur mehr in Kräutern und einzelnen mageren Gebüſchen, die Rinnſale der Lava vereinen ſich, der Huf des Pferdes ſchlägt auf vulcaniſche Blöcke, und man kömmt in das Thal zwiſchen Monte Somma und den Veſuv. Das ſchöne Erdenleben zeigt ſich nur mehr in einzelnen Fernſichten; man iſt umgeben von dem farbloſen Bilde des allgemeinen Nichts. Dunkle Felder, graue Blöcke, ſchwarze Maſſen, Gebirge von wandelnder Aſche und kniſternder durchgebrannter Lava erheben ſich, und umringen das Häuflein armer Reiſender, die ſich in dieſes unendliche, weite, ſchauerliche Todtenreich, in dieſes Zerwürfniß der Natur, in dieſes Thal der Melancholie

wagten. Einſt waren die beiden Spitzen Monte Somma und Veſuv vereint, aber das Innere der Erde empörte ſich, der Berg barſt, und aus dem weiten gähnenden Rachen ſchütteten ſich Fluthen über Fluthen, welche endlich erkalteten, und zum farbloſen, von Aſchenſand umgebenen ſtarren Todtenmeere wurden, das die beiden Gipfel trennt. Aengſtlich ſtreift der Blick über dieſe eintönigen Maſſen, die der Berg gebar, und vor denen das Leben floh. Nur von ferne ſieht man, gleich einzelnen Lichtern in finſterer unendlicher Nacht, Theile des weiten gottgeſegneten Landes, die Stadt der Freude, das ſilberblitzende Meer, die lachende Ebene. Der Beſchauer gedenkt bei dieſen Umgebungen einer mit ſich ſelbſt zerfallenen Seele, der nur noch ſchöne Erinnerungen geblieben ſind; die einſt grünte wie die andern, nun aber ohne Glauben, ohne tröſtende Religion in eine tonloſe Melancholie verſunken iſt, deren Erforſchung den Seelenkundigen zwar anzieht, aber mit tiefer Wehmuth erfüllt. Die Gradation des allmähligen Erſterbens iſt merkwürdig; die alte Lava, die ſeit Jahrtauſenden liegt, iſt begrünt; auf der Lava von Jahrhunderten kommen in der feinen Aſche trockene Geſträuche fort und Blumen, die keinen guten Boden fordern. In der Lava neuerer Zeit gehen am Fuße des Veſuvs und auf kleinen Strecken ganz den Berg hinan einzelne Samenkörner auf. Die Natur will die Gegend mit ihrem Grün bekleiden, doch der wilde Ausbruch

innerer Kämpfe erlaubt es nicht. Unſere Pferde kletterten mit vielem Geſchicke über unheimliche Maſſen Lavaſtücke hinweg, und bald kamen wir am Fuße des Veſuvs an. Das Thal zwiſchen den beiden Höhen iſt nicht ſehr breit, doch bedenkt man, daß es nur ein Riß in den einſt vereinten Gipfel iſt, ſo ſtaunt man vor den inneren ſchaudervollen Kräften der Natur. Die großen Eruptionen, welche die Umgegend mit Gefahr bedrohen, und deren letzte verheerende im Februar 1849 Statt hatte, laſſen ſich noch alle in dieſem Thale nachweiſen; ſie ſchütten das heiße Blut der Erdwunden entweder auf die Bergabhänge gegen Reſina und Portici hinab, oder auf der andern Seite gegen Pompeji. Die kleineren Eruptionen erfolgen aus dem eigentlichen Veſuv. Monte Somma iſt ſeit den Zeiten des Untergangs von Herculanum und Pompeji ſtill und ruhig, und die Natur beginnt ſchon ihr grünes Liebesnetz über den rauhen Berg zu ſpannen. Wir waren nun an den Punkt gelangt, auf welchem man ſich ſeinen eigenen Füßen oder den Armen der Führer anvertrauen muß. Die Pferde wurden angebunden, und die Gendarmen, welche uns, ob einſtiger Raubanfälle, von der Eremitage aus begleitet hatten, blieben an dieſem Orte zurück. Es erſchienen einige Leute, mit ledernen Gurten verſehen, welche mich durchaus hinauf ſchleppen wollten; ich aber ziehe es vor, mich bei ſolchen Gelegenheiten, wenn ſie auch noch ſo beſchwerlich ſind,

meinen eigenen Füßen anzuvertrauen. Man sieht hier, was der Mensch zu thun im Stande ist, wenn ihm ein bedeutendes Ziel vorgesteckt ist; schwebte einem nicht stets der flammende Krater vor Augen, man würde den furchtbaren Marterweg vielleicht nicht mit dieser stäten Ausdauer erklimmen. Zuerst wateten wir in der feinen Asche den sehr steilen Weg hinan, doch ist dies Unternehmen den Qualen zu vergleichen, mit denen die Römer und Griechen die Unterwelt füllten. Man steigt mit Anstrengung, hofft einen höheren Punct erreicht zu haben, da weicht plötzlich die Asche, und der Fuß sinkt wieder in die graue Masse zurück, so daß auf drei Schritte aufwärts wieder zwei abwärts zu rechnen sind. Wir nahmen diese Expedition aber von der scherzhaften Seite, wodurch sie uns um vieles leichter wurde. Neben der Aschenriese liegt ein Feld von dürren Lavastücken, meist nur zwei bis drei Fuß im Durchmesser, auf welches uns die Führer leiteten, nachdem wir uns einige Zeit in der Asche getummelt hatten. Gar viel war dadurch nicht geholfen, doch konnten wir wenigstens etwas Weg gewinnen, denn wich auch die Unterlage, wenn man sich fest auf sie stützte, so konnten wir uns doch leichten Fußes über dieselbe hinanschwingen; aber die Füße und die armen Stiefel litten gewaltig dabei. Keuchend klimmten wir im Schweiße unseres Angesichts von einem schwankenden Lavastücke zum andern; die Hitze wurde immer fühlbarer,

die Anſtrengung immer größer, und doch ſchritten wir munter vorwärts, die Geheimniſſe des Kraters vor den Augen des Geiſtes. Dieſe Lavarieſe ſtürzt ſich von der Spitze des Berges in einer geraden Linie ins Thal hinunter, und wölbt ſich gleich den Steinmulden unſerer Gebirge. Die Stücke, die deren Inhalt bilden, gleichen an Farbe, Form und Gewicht den Schlacken, die bei unſeren Eiſenwerken abfallen. Noch ehe wir die Höhe erreichten, fanden wir Kryſtalle von Selenit unter der Lava; ſie ſind ſehr klein, von tetraeder Form, und haben eine grünlichgelbe Farbe. Jeder Schritt, den wir in dieſem beweglichen Geſteine thaten, ſchien uns bedenklich, denn je höher wir ſtiegen, deſto näher ſchien uns die Gefahr, ſammt dem ſpitzen Lava-Gefolge, auf dem wir wanderten, den Berg hinabzurollen. Manchmal geſchah es, daß die Unterlage, auf die wir uns ſtützten, unter unſeren Füßen mit dumpfem Schalle wich, doch bald ſtützte ein anderer Stein den rollenden, und ließ uns Zeit, leichtfüßig auf den nächſten zu ſpringen. Nachdem wir die Hälfte des Weges unter großen Mühſeligkeiten erklimmt hatten, fühlten wir ſchon zeitweiſe kühlere Luft und leichten Schwefelgeruch. Die Wolken, welche die Spitze des Veſuvs umgaben, kamen, ſchwanden und kamen wieder; wir machten uns hieraus nicht viel, da es ja nicht die Ausſicht war, wegen welcher wir hauptſächlich dieſen Berg beſtiegen. Je näher wir dem er-

ſehnten Ziele kamen, deſto eifriger wurden unſere Bemühungen; ſchon hatte einer der uns begleitenden Männer das Ziel erreicht, noch einige Anſtrengung, noch einiges Keuchen, und auch wir waren angelangt.

Wir befanden uns in einer Vertiefung, welche zwiſchen den äußerſten Spitzen liegt. Welcher Anblick, welcher unausſprechliche Eindruck! Die Abdachungen waren mit weißem Schwefel überzogen, der Lavagrund war ſchwarz, die Aſche grau, gelbe und rothe Schwefelſtücke lagen einzeln da, unter den großen Lavaſtücken quollen Dämpfe hervor, die Rundausſicht war uns durch die keſſelförmige Erhöhung genommen, Dampf und Nebel bedeckte das Firmament, und die Luft war bald rauh und kalt, bald warm und ſchweflig. Alles athmete Tod und Verderben. Man ahnte das Walten mächtiger ungekannter Kräfte unter ſich; man ſah Farben, wie man ſie noch nie geſehen; man fühlte ſich von einer Luft anderer Art umgeben; man glaubte nicht auf unſerer reichen Erde zu leben, ſondern im Chaos, unter den Urelementen, aus denen Gott die Welt geſchaffen hat, unter den giftigen Dämpfen, ehe Waſſer und Luft getrennt waren, ehe die Sonne getrocknet und belebt hatte. Es war einer der Eindrücke, der ſich nicht beſchreiben läßt; man muß ihn gefühlt und erlebt haben, um zu ahnen, wie die Natur webt, um zu begreifen, wie klein der Menſch und ſeine Wiſſenſchaft iſt. Noch waren wir nicht am Rande

des Kraters, und ſchon war ich ſo ergriffen von dem Schauſpiele, das mich umgab, wie nie von etwas zuvor. Jeder Reiſende hat gewiſſe ſtereotype Bewegungen beim erſten Anblicke gewiſſer berühmter Puncte der Welt; kömmt er an den Meeresſtrand, ſo ſammelt er mit kindiſcher Begier Muſcheln; kömmt er in den Süden, ſo greift er mit Haſt nach den ungekannten Früchten; kömmt er auf den Veſuv, ſo fährt er mit komiſcher Wuth nach den verſchiedenen vielfarbigen Schwefelſtücken, die ihm ſogleich in die Augen fallen. Der Menſch hat einen Hang zum Sammeln und das Geſammelte wieder wegzuwerfen; wenn er nur erlangen kann, was er ſieht, ſo beladet er ſich gern mit unnützer Laſt. Adam im Paradieſe hat ſicher ſchon geſammelt, und auch wir thaten das Unſere redlich; wir bückten uns, ſuchten und ſtopften uns die Taſchen voll. Auch unterſuchte ich gleich einen der Blöcke, unter deſſen Füßen der heiße feuchte Dampf aus Löchern hervorquillt; der feine, feuchte Lavaſand, der vor denſelben liegt, iſt ſo heiß, daß man die Hand nur kurze Zeit in denſelben zu tauchen vermag. Ueberall findet man dieſe Oeffnungen, welche mit dem Innern des Berges in irgend einer Verbindung ſtehen müſſen. Zuweilen ſind jene Dämpfe geruchlos, wie ſie aus heißem Waſſer emporſteigen und nur eine feuchte Hitze verbreiten; dagegen ſind andere ſo ſchweflig, daß man auf der Bruſt ein Stechen empfindet und zum Huſten gereizt wird. Wir

verließen dieſes kleine und doch ſo grandioſe Thal auf einem ſchmalen Pfade, welcher am Rücken des Hauptkegels in der den Berg umhüllenden Rollaſche ſo gut als möglich gebahnt iſt. Wer ſchwindlig iſt, wer keinen ſichern Tritt hat, der meide dieſen Weg. Zur Rechten iſt die äußere Wand des großen Kraters, an der ſich Lavafelſen von wunderlichem Gebilde befinden, und aus dem zinnoberrother Schwefel leuchtet, und in naſſen Dampftropfen abquillt; zur Linken ſtürzt ſich der Aſchenberg in ſtarkem Falle in das Thal zwiſchen Monte Somma und den Veſuv hinab; der Beſchauer ſelbſt geht auf einem ſchmalen Pfade in weicher Aſchenmaſſe; doch führt der ſchmale Pfad zum Krater, und da vergißt man der Gefahr; auch werden die Blicke, die man ins Thal ſendet, reich belohnt. Man erkennt von hier den Weg, den ſich die große Eruption des Jahres 1849 gebahnt hat; große Haufen von Aſche und Lava vermengen ſich im wirrſten Durcheinander; es zeigen ſich Hügel und Thäler von grauer und ſchwarzer Farbe gleich großen unermeßlichen Brandſtätten, doch nirgends ſieht man eine bedeutendere Vertiefung; die Eruption zerriß den Boden, warf Lava und Geſtein auf, verſchüttete aber wieder durch das zurückfallende Material die Oeffnung, aus der ſie ſich Luft machte. Der Lavaſtrom nahm damals ſeine Richtung aus der, der Eremitage entgegengeſetzten Oeffnung des Thales in die Ebene gegen Caſtellamare zu, in welcher

sich Pompeji befindet. Die Villa eines neapolitanischen Fürsten und seine Weingärten wurden dabei verschüttet.

Von dem Puncte, auf welchem wir uns befanden, sieht man, wie gesagt, deutlich den Weg, den der glühende Schwall nahm. Man genießt über denselben hinweg den Durchblick auf die schöne grüne Ebene; es läßt sich vermuthen, daß dieselbe noch manchmal heimgesucht werden wird, da der letzte Eruptionspunkt dieser Thalöffnung näher als jener gegen Neapel zu ist. Der auf dem Vesuv befindliche neue Krater verkündet durch sein Rauchen und Flammen ein solches Phänomen längere Zeit vorher, dann erst bricht die furchtbare Verheerung im Thale los.

Unser Pfad stieg empor; wir überschritten die gefährlichsten Puncte mit Bedacht und Ruhe, bis sich plötzlich vor uns in grauser Majestät das Bild des gähnenden Rachens entrollte. Wir standen auf der Kante, von der einen Seite die Bergabdachung, von der andern der dampfende Krater. Schon in der Kinderstube wird uns vom mächtigen Feuerberge mit dem todtbringenden Schlunde erzählt, in den Jugendschriften und Reisebeschreibungen bemühen sich Touristen, das große Bild dem gespannten Leser anschaulich zu machen; so schwebt uns der Vesuv als Nebelbild vor, man tappt im Dunklen, man ahnt, doch keiner Feder ist es noch gelungen, das anschaulich zu beschreiben, was man hier erblickt und

empfindet. Auch wäre Niemand im Stande, den Eindruck mit Worten wieder zu geben, und Niemand hätte Phantasie genug, um sich aus dem Gelesenen ein nur annäherndes Bild zu machen; auch mir geschah es so! Ich hatte so oft vom Krater gehört, so viele meiner Bekannten hatten ihn besucht, und dennoch ergriff mich sein Anblick ganz anders, als ich es erwartet hatte. Ein weiter Schlund breitete sich vor meinen Augen aus; die obere Krone desselben war an vielen Puncten bedeutend höher als der Ort, auf dem ich stand, daher der Rand nicht gleichmäßig hoch, sondern von der Form eines Gebirgskessels. Die Schneide auf der Krone des Kraters ist auffallend schmal, da die Breite der denselben einfassenden pyramidal emporsteigenden Wände immer mehr abnimmt. Die Abdachungen sind so jäh, daß oft gerade nur eine Person Platz darauf hat. Auf der äußern Seite des Berges bestehen sie meist aus reiner Asche und Lava; breite Schwefelfelder, in den lebhaftesten, schreiendsten, unvermengten Urfarben glühend, bedecken im Innern die regelmäßig ablaufenden Aschenwände und die zackigen Lavafelsen. Auch der Rand und einige Klafter auf der Außenseite sind noch mit diesen Schwefelkrystallen bewachsen. Die Haupttöne sind das bekannte Schwefelgelb und grelles Zinnoberroth, welches in den gelben Feldern gewöhnlich Adern bildet; doch sieht man auch, besonders an den Stellen, wo heißer Dampf hervorquillt, röthlich-bläu-

lich-violette und grünspanfarbige Schattirungen. Diese Letzteren sind gewöhnlich unleidlich heiß, vom Dampfe feucht, und von einer weißen Substanz, weißem Reife ähnlich, überzogen. Diese verschiedenen Färbungen geben dem Krater ein gar wundersames unnatürliches Aussehen; die Farben sind grell, und doch fehlt ihnen die Frische. Es ist ein kalter Anblick, ohne Leben, auch ist der Abstand zwischen diesem schreienden Colorit und dem tonlosen Grau der Asche und Lava zu groß, als daß man Gefallen daran finden könnte. Die innere Form des Kraters ist der genaue Gegensatz zu der äußeren des Berges. Der Vesuv ist ein aufrecht stehender Kegel, der Krater ist die innere Höhlung dieser umgeworfenen Gestalt. Die Verlängerung des Trichters deckte uns ein auf unserer Seite in der Tiefe hervorragender Lavafelsen. Große Dampfmassen quollen aus dem Innern, doch wie bei einem Kohlenmeiler drangen kleine Rauchsäulen auch aus den verschiedensten Theilen der Trichterwände, und auf und außer dem Rande athmete der Berg einzelne Wölkchen aus. Diese Puncte befinden sich, wie schon oben gesagt, gewöhnlich unter einem größeren Lavablocke, und sind mit den verschiedenfarbigsten Schwefelblumen bedeckt. Waren die milchweißen Dampfwolken sehr stark, so konnte man das Innere des Kraters nicht deutlich wahrnehmen; zeitweise aber hoben sich die Massen, und dann ward uns ein Blick in das

Treiben des Kessels vergönnt; dann ruhte der Rachen wie nach einem langen schweren Athemzuge, und man konnte jede einzelne Form der schauerlichen Untiefe betrachten; und wirklich haben diese Höhlungen etwas Rachenartiges, den Mäulern der Drachen der Sagenzeit vergleichbar. Der Schwefel glänzt wie die glatten unverwundbaren Schuppen, und trägt sogar die Farben, mit welchen die Phantasie diese Unthiere ausmalt; aus dem Innern steigen die giftigen feuchten Dämpfe, die den Drachenjäger mit Todesschauer umhüllen.

Ich fühlte mich auf meinem Standpuncte, auf der Kante des Schlundes, wie verloren; mir war, als sei ich nicht mehr auf der gewohnten Erde, als stünde ich auf der Scheidewand zu einem andern Reiche; ich fühlte mich allein in allen diesen Schrecken der Natur, in dieser ewig regen Oede, in diesem lautlosen Chaos. Etwas von den Schauern der Sagenwelt umrauschte mich; wären meine Freunde nicht gewesen, mich hätte banger Schrecken von dannen getrieben, ich wäre vor der lautlosen, schlummernden Urkraft der Natur geflohen. Ich fühlte mich nicht gestählt, um solchen Eindrücken entgegen zu stehen, ich ward überwältigt von dem unbegreiflichen, geheimnißvollen Zauber dieses unterirdischen Waltens. Schon eine weniger abenteuerliche Natur ergreift den Menschen mit heimlichen Schauern, wenn sie den Einsamen umfängt. Eine kahle, granitne Umgebung, der Sturz eines Wasserfalles von

Fels zu Fels erfüllt ihn mit dem Glauben, die Fluth ziehe ihn nach ſich, das grauſe Murmeln ſpreche zu ihm, und dröhnt dann ein Gewitter aus den Himmeln, und ſauſet der Sturm, und zeichnen die Blitze ein flammendes Netz um den armen Verlaſſenen, wie pocht dann ſein Herz, wie blickt er unſtät umher, als ſei jeder Donnerſchlag an ſein geängſtigtes Gemüth gerichtet, und jedes Blitzes Pfeil für ihn beſtimmt. Und es iſt auch Wahrheit in dieſen Eindrücken, es iſt die Sprache der Natur, die des Menſchen Gewiſſen ängſtigt, die ihm ſeine Nichtigkeit zeigt, es iſt die tiefe ungekannte Kraft der Elemente, die gewöhnlich im leiſen Schlummer von dem leichtſinnigen Menſchen nicht beachtet werden, die ihn aber bei ihrem zeitweiligen Erwachen um ſo unwiderſtehlicher mahnen. Wie mächtig alſo muß erſt der Anblick des Veſuvs und ſeiner geheimen Werkſtätte den Menſchen ergreifen, wo nur eine leichte Rinde den Beſchauer von den heißen Fluthen trennt, und eine dünne Kruſte, durch die der ſtechende Dampf quillt, ihm den Anblick des flammenden Verderbens deckt, eine Kruſte, die jeden Augenblick berſten, jeden Augenblick vor den entbundenen Kräften weichen kann. Doch ſobald ein Häuflein ſich zuſammengeſellt, fühlt man ſich nicht mehr einſam der Natur gegenüber; man wird heiterer und eilt unbeſonnen die „Straße der Schrecken“ dahin. Um uns die Hitze vor den Oeffnungen, aus welchen der Dampf quillt, anſchau-

lich zu machen, legten die Führer einige Eier, welche ein alter Mann nebst mehreren Flaschen den schweren Weg heraufgebracht hatte, in den heißen Schwefel vor einer der kleinen Oeffnungen, in kürzester Zeit waren sie gesotten, und wir verzehrten dieselben mit etwas Schwarzbrot. Schon lange hatte mir kein déjeuner à l'impromptu so gut geschmeckt, und mir schien, als wäre es nie einem Koche gelungen, die Eier so trefflich zu kochen, als der alte Vesuv. Mit saurem Lacrimae Christi brachte ich im Stillen einige Toaste auf meine lieben Bekannten aus. Nach alter Sitte kreiste die Flasche in der Runde, worauf wir sie dem Krater opferten, in welchen sie klirrend hinabhüpfte. Unser Cicerone und noch ein Führer wagten sich eine ziemliche Strecke längs der Abdachung des Kraters hinab; der Erstere, um uns das Schauspiel herabrollender Lavastücke zu geben, der Letztere, um uns schöne vielfarbige Schwefelformationen zu holen. Gar eigenthümlich ist es, wenn diese Lavastücke von Punct zu Punct hinunterrollen, und das Getöse eines fernen Donners zurücklassen; langsam hört man denselben an den Wänden wiederhallen, bis er endlich erstirbt und den Eindruck zurückläßt, daß der Krater sich endlos in das Innere der Erde verliert.

Der Cicerone schlug uns nun vor, einen der Wege um die Krater zu machen, deren sich zwei große auf der Spitze des Vesuvs befinden; der, an dem wir standen, ist der neu ge-

bildete, der andere ist seit dem Jahre 1839 still. Wir gingen längs der schmalen Kante, doch bald hätte der Muth die Reisegesellschaft verlassen. Der Schwefeldampf umhüllte uns, stach auf unsere Lungen, und wir wurden von dem schauerlichen Gefühle des Erstickens ergriffen, eine unbeschreibliche Beängstigung erfaßte uns, und ich dachte als letztes Auskunftsmittel daran, mich an der Außenseite des Aschenrückens hinabzustürzen, um in eine reinere, dem Leben zuträglichere Luft zu kommen. Meine Begleiter stimmten für das Umkehren, und baten mich, den Rückweg einzuschlagen, doch ich konnte nicht ablassen von dem Interesse, das ich an dem Umgehen der Krater fand, und meinte, man müsse wenigstens versuchen, was die Lungen aushielten. Ich schritt vorwärts, und die arme Gesellschaft mußte bon gré, mal gré mit. Ich ging dicht hinter dem Führer, die andern folgten mir auf dem Fuße. Ich kämpfte so gut ich konnte, nahm das Sacktuch vor Nase und Mund, und steuerte so durch den Dampf, den der Wind mit Macht trieb. Noch zwei- bis dreimal glaubte ich, der Muth würde mir gänzlich sinken, ich hielt inne, schnappte nach Luft so gut es ging, und wieder zogen die dunklen Gestalten durch die Dünste der Unterwelt vorwärts. Nach langem Mühen besiegten wir die finsteren Mächte, und kamen zum Ziele; die Pein ließ nach, und wir konnten beobachten, was sich vor uns erschloß.

Der obere unregelmäßige Umfang dieses zweiten Kraters hatte gleich dem früheren zwischen 20 bis 30 Klafter im Durchmesser; die Schlucht verengte sich trichterförmig, und auch hier waren die Wände, vielleicht sogar noch greller, mit Schwefelfeldern bedeckt. Das eigenthümlich Merkwürdige dieses Kraters ist, daß man den Grund desselben wahrnehmen kann. Die Steine, die hinabgeworfen wurden, lockten den Donner hervor, doch sah man sie zuletzt auf den Grund gelangen, in den man, glaube ich, wären die Schwefeldünste nicht, mit Hilfe von Stricken ohne große Beschwerde hinabsteigen könnte, doch die Dünste würden den Vorwitzigen ersticken; auch mag die Temperatur des Bodens zu hoch sein, denn schon der Ort, auf dem wir standen, glühte an manchen Stellen so stark, daß man nicht lange ruhig zu stehen im Stande war. Man konnte diesen, gegen die Meerseite gelegenen Krater viel besser als den vorigen beobachten, da die Dämpfe nicht so häufig und so dicht wie in dem andern aufstiegen. Er scheint einstweilen von seinem Ungestüm auszuruhen, und wir konnten ihn umgehen, ohne von dem erstickenden Schwefeldampfe gehindert zu werden. Wie sich die Nebel, welche die Spitze des Vesuvs umhüllten, im raschen Dahinziehen theilten, zeigten sich einzelne Theile des zu unseren Füßen gelegenen herrlichen Panoramas, gleichsam schwebend in weißem schleierartigen Dufte, ein traum-

artiges Bild. Wir waren gebannt auf den Schauplatz des Verderbens, um, wie in einem Feenreiche, von weitem das Meer und seine paradiesische Küste zu erblicken. Wie der Nebel zog, verschwanden die Bilder, um neue entstehen zu lassen; es war ein märchenhafter Guckkasten, der uns wenigstens halb und halb den Rundblick ersetzte, den wir bei klarem Wetter gehabt hätten. Ehe wir den Rand des Kraters verließen, stieg der Cicerone mit großer Keckheit auf einem über die Tiefe herausragenden Vorsprung des Randes hinab, und steckte seinen Stock in eine der vielen Vertiefungen, von denen der Boden durchlöchert war, indem er uns versicherte, daß das Holz hier von den Flammen der Unterwelt entzündet würde. Ich konnte es nicht lassen, ihm auf den etwas gefährlichen Platz zu folgen, und mich auf dem schmalen schwindelnden Vorsprung an seine Seite zu stellen. Die verschiedenen Stöcke wurden in das Loch gepfercht, und nach einigem Drehen und Wenden zog der Führer wirklich den seinen brennend heraus. Er lief mit einer unglaublichen Keckheit einen Theil der Kraterwand hinab, als sei es eine lachende Wiese auf sanftem Bergabhange, und doch würde ihn ein Fehltritt in das sichere Verderben gestürzt haben; auch wäre er nicht das erste Opfer, welches die Unterwelt verschlungen hat.

Ein längeres Verweilen an diesem Puncte wäre nicht

rathſam geweſen, indem die Sohlen unſerer Stiefel ganz gewaltig brannten. Noch einmal warfen wir einen Blick in den grauſen Schlund, aus dem uns die gelben und ſcharlachrothen Schwefelfelder entgegen leuchteten, noch einmal ſtaunten wir die gewaltige Größe der Natur an, und gingen nun raſch einer kleinen Vertiefung zu, welche nur an wenigen Stellen rauchte, um hier die matten Glieder etwas zu ſtärken, indem wir, zwiſchen Lavablöcken und Aſche ſitzend, ein frugales Frühſtück einnahmen. Alles was lebt ſcheint ſo wenig zum Veſuv zu gehören, daß das verwunderte Auge zwiſchen den grauen Maſſen unwillkürlich erſtaunt, wenn es einer Menge Ueberbleibſeln von Erfriſchung- und Frühſtück-Ruinen begegnet. Kerne von verſchiedenen Früchten, Orangen- und Citronen-Schalen liegen umher, und bilden mit der lautloſen Wüſtenei, in der ſie liegen, einen faſt komiſchen Contraſt. Doch nicht alles Leben meidet den armen Veſuv, es ſchwirrten einige Inſecten umher, und Eidechſen ſchlüpften über Lava und Schwefel hinweg; auch fand ich unmittelbar am heißen Schwefel mehrere Leichen von armen Scarabäen; ob es aber wahr iſt, daß, wie die Sage geht, der Veſuv bei ſeiner letzten Eruption eine große Menge kleiner rother ungekannter Thierchen ausgeworfen habe, kann ich nicht verbürgen, obgleich dieſer ſonderbare myſteriöſe Berg auch dieſer eigenthümlichen Phantaſie fähig wäre. Nachdem unſer Früh-

stück beendet war, begaben wir uns zu dem Punete zurück, zu dem wir gleich unglücklichen Saumthieren drei Viertelstunden lang von Schweiß triefend heraufgekeucht waren. Hier erwartete uns ein Vergnügen seltenster Art, so groß wie ich noch wenige genossen habe: Wir sollten auf demselben Wege, der uns so viele Mühe, so viele Anstrengung gekostet hatte, nicht zurückgehen, wir sollten fliegen, wir sollten so schnell wie der Blitz das Thal zwischen Monte Somma und dem Vesuv erreichen; das berühmte Rutschen durch die Asche sollte ausgeführt werden. Oft hatte ich davon in der Heimath erzählen gehört, aber ich konnte mir nie einen deutlichen Begriff davon machen; nun erst, als ich die schnell abschießende feine Asche vor mir sah, wurde mir klar, was mich erwartete. Mit lustiger Wuth warf ich mich in wilden Sprüngen in die graue Masse, die ganze Gesellschaft hinter mir her. Man glaubt, man müsse den Berg unaufhaltsam hinunterstürzen, und habe keine Gewalt mehr über sich, aber die Füße sinken weich in den nachgebenden Aschensand, und man kann sich, wenn man den Körper stark zurückbiegt, was überhaupt bei dieser präcipitirten Reise nothwendig ist, selbst im stärksten Laufe aufhalten. Das Gefühl, welches man empfindet, ist unbeschreiblich angenehm, man streift an die Gränze des Fluges, man hat die Ahnung, wie herrlich sich ein Raubvogel befindet, der sich aus hohen

Lüften in die tiefen Thäler hinabstürzt. Und dennoch glich dabei unsere Gesellschaft sauve le respect, einer Heerde junger Geißböcke, welche man nach langen Wintermonaten das erste Mal auf eine grüne Wiese führt. Da giebt es Capriolen, da hört man es blöken, da kennt sich die Heerde vor Freude und Lust nicht. So war es mit uns, halbtodt vor Lachen wetteiferten wir dennoch in den großartigsten Sätzen; mit dem Gefühle komischer, entzückender Verzweiflung sprang ich oft klafterweit in die jähe abschüssige Asche. Zuweilen hielt ich einen Augenblick inne, um den nur zu raschen Genuß zu verlängern, und Athem zum neuen Lachen zu finden, und die mich Begleitenden in den verschiedenen Phasen der Springwuth zu beobachten. Man war so froh, wieder einmal aus ganzem Herzen und auf legitime Art recht kindisch sein zu können, und seiner Fröhlichkeit unter den munterſten Scherzen freien Lauf zu lassen. Wir flogen, liefen, sprangen und schwammen zugleich über die Asche. Glaubte man, im Luftsprunge begriffen, jetzt müsse der Fuß auf irgend einen harten Gegenstand treffen, man müsse sich an einem spitzen Lavastücke verletzen, so theilte sich die Asche, umschwoll leicht den Knöchel, der sanft und weich wie in den Fluthen in dieselbe versank. Ist schon jede einzelne der obengenannten körperlichen Uebungen angenehm, wie reizend ist erst diese, bei der sich Alles in Einer findet. Wild ras-

ten wir durch den Aſchenberg gleich den Furien des Alterthums, mit dem Unterſchiede, daß wir den Frohſinn und nicht den Fluch zum Gefährten hatten. In wenigen Minuten waren wir am Fuße des Kegels. Die Zahl der Viertelſtunden, die man zum Hinaufſteigen braucht, ließen ſich, hielte man beim Herabkommen nicht zeitweiſe an, in Minuten verwandeln.

Ehe wir wieder unſere Pferde beſtiegen, kratzten wir einige kümmerliche Pflanzen aus der Aſche und Lava heraus, um ſie wo möglich lebend fortzubringen; leider gingen ſie uns aber in der Folge zu Grunde. Wir verließen das ſchauerliche Thal. Oft blickte ich mich noch um nach dem alten Veſuv, dem chemiſchen Laboratorium der Natur, wo es dem Menſchen gegönnt iſt, den Urkräften näher zu ſtehen. Vor dem Beſchauer liegt ein nacktes kahles Bild, mit Farben einer andern Welt, mit höherer erſchütternder Kraft gemalt. Er fühlt ſich in eine Zeit verſetzt, in welcher ſich der Fuß des Sündergeſchlechtes noch nicht in der mit Lebenskeimen erfüllten Erde abdrückte, und die weiche Thonmaſſe noch nicht von dem Odem des höchſten Weſens durchweht war. Noch ſcheint der Geiſt Gottes über Erde und Waſſer zu ſchweben, über den rohen Stoffen ſinnend, um dann die Alles durchdonnernden Worte des Lebens „Es ſey!“ zu ſprechen. Der Veſuv iſt ein übriggebliebenes Stück Chaos, ohne andere

ausgedehnte Farbe, als dem todten Grau, dem Grundton alles andern. So spricht die Vergangenheit, welche uns der Feuergeist weis't, zu uns. Doch auch die Zukunft läßt er uns ahnen. Wie Gott schuf, so wird er zerstören; wie sich auf dem Grau die Farben entwickelten, so werden sich diese schönsten Beweise des schaffenden Gottesauges wieder einstens verwischen und zum Grundton zurückkehren. Wie das Feuer läutert, und aus Nebel und Rauch die Erde so herrlich entstand, daß selbst Gott sich seines Werkes erfreute und sprach: „Es ist gut," so wird einst Rauch und Nebel diesen alten faulen Ball den segnenden Augen des Schöpfers entziehen! Doch flüchten wir uns vor diesen erschütternden Gedanken in das Kirchlein der Eremitage, um Vergebung von unseren Sünden zu erflehen. Als die ganze Gesellschaft in der armseligen Capelle versammelt war, las uns der Caplan die heilige Messe, und dann ging es zwischen herrlichen Weingärten in schnellem Tempo nach Resina zurück; der Tag hatte sich geklärt, die Aussicht war noch reiner geworden, in voller Pracht lag Neapel im frischesten Grün, bespült von der lustigen See, vor unsern entzückten Augen.

In der fröhlichsten Stimmung, glücklich über das Vollbrachte, jagten wir die gute Straße hinab. Einen Contrast zu unserer Lustigkeit bildete eine Leiche, welche man auf offener Bahre, nur mit einem Tuche überdeckt, in den freund-

lichen Friedhof von Resina trug. Wie in Neapel Alles offen und frei geschieht, so schließt auch kein Sarg die Todten der ärmeren Classen ein. Etwas matt, und in furchtbar hergenommenen Anzügen kamen wir bei der Barke an, welche in Portici unser harrte, und uns auf die Fregatte zurückbrachte. Kaum hatte ich ein wenig ausgeruht, so mußte ich mich in Uniform setzen, und von Neuem in eine Barke stürzen, um nach Capo di Monte zu einem diner en famille in der heiligen Zahl drei mit meiner Tante und mit meiner Cousine zu fahren. Der Nachmittag war herrlich und heiß, die Stadt glühte in stolzer Pracht. An der Treppe des Quais von Santa Lucia harrte der Wagen, in den wir uns, umschwirrt von den sonderbarsten Gestalten, vom Volkstumult umkreist, flüchteten. Man muß in Neapel gewesen sein, um zu wissen, was ewiger Lärm, fortdauernde Regsamkeit und unermüdliches Treiben ist. Gestern beschäftigte mich die Via Toledo mit ihren mannigfaltigen Entwicklungen, ihren, unserem Auge so wunderbaren Erscheinungen so sehr, daß ich ganz vergaß, des königlichen Palastes und des breiten Platzes, welcher sich vor demselben ausdehnt, zu erwähnen, und doch ist derselbe vielleicht in Hinsicht der Architektur der Glanzpunct der Stadt. Die dem Platze zugekehrte Seite des Palastes von rohen, mit grauen Steinen eingefaßten und verzierten Ziegelwänden ist imposant und

königlich. Unter dem Mittelbalcon läuft eine breite Einfahrtsstraße, in welcher sich die große, wie es scheint aus verschiedenen Militär-Branchen zusammengesetzte Hauptwache befindet, durch. Wie natürlich sprossen auch hier die Lilien, an welchen Neapel eine so überreiche Fülle besitzt, von allen Seiten, gleich abwehrend zurückstoßenden Lanzenspitzen hervor, und deuten an, daß der alte Seitenstamm der im Hauptstamme ersterbenden Bourbons hier herrscht. Ueber dem größten wie über dem kleinsten Werke, vom Museo Borbonico bis zum letzten Schilderhause, ja bis zu der zierlichen Form der schlechten Butter im loyalen Kaffeehause „Europa" herab, wiegt sich die stolze Blume, und scheint von der einfachen Bekleidung „der Lilie auf dem Felde" zu Salomon's Zeiten zur Bekleidung der höchsten Stellen durch den Einfluß der Bourbons vorgerückt zu sein. Treibt man es auch hier mit der Verwendung dieser Blume zu weit, so liebe ich doch diese krönenden Symbole, die von alter Macht zeugen. Der Stadt-Façade des Palastes gegenüber erhebt sich eine große Kirche aus weißen Steinen in der Form einer griechischen Rotonde, von der rechts und links weite Säulengänge auslaufen, die einen großen Theil des Platzes umfassen. Sie wurde ex voto von Ferdinand I. nach Wiedererlangung seines von den Franzosen geraubten Landes erbaut. Als Feind der griechischen Bauten zu christlichem Ge-

brauche gefällt sie mir in ihrem Zwecke nicht; wäre sie ein heidnisches Werk, so ließe sich ihr ein imposanter Einklang nicht absprechen; in architektonischer Hinsicht ziert sie trefflich den einen Theil des Platzes. An der rechten Seite, vom großen königlichen Palaste aus gesehen, steht ein anderer kleinerer Palast, der als Unterkunft für fremde fürstliche Besuche dient; auch mir war eine Wohnung daselbst bestimmt, der ich aber mein schwimmendes comfortables Haus vorzog. Auf der andern Seite erhebt sich der schmucklose Palast des Herzogs von Salerno, den seine Lage und sein reizender Garten so berühmt gemacht hat. Vom Meere aus sieht man über hohe Stockwerke aus den Dächern die dichten Laubkronen herausblicken. Da mein Onkel keine männlichen Erben hatte, fiel diese reizende Wohnung nach seinem Tode an die Krone zurück. Auf dem Platze erheben sich zwei schöne Reiterstatuen von Carl III. und Ferdinand I., welche schon die grünblaue duftige Farbe angenommen haben, die keine Kunst, nur Zeit und Wetter dem Bronze geben können.

Nun ging es wieder durch die Via Toledo, von lautem Leben umsummt, den reich umgrünten Hügel Capo di Monte hinan. Bei einem guten diner en petit comité tauchten Erinnerungen vergangener schöner Zeiten auf; Alterlebtes ward neu und frisch besprochen, und drang auch mancher Wermuthstropfen durch, so fühlte man sich doch wohl und

heiter; verwandte Herzen finden ſich ja ſo leicht, wenn ſie weit von der Heimath ſchlagen. So war es auch heute. Ich mußte erzählen, und ließ mir auch wieder ſo manche Mittheilung von meinen Verwandten machen; das Andenken manches Dahingeſchiedenen wurde in Liebe erneuert, manche fröhlich erlebte Stunde in der lieben Heimath in der Erinnerung neu gefeiert. Nach Tiſche durchwanderten wir die weiten öden Prachtgemächer des ſteinernen Schloſſes. Geſchmack und Comfort, Leben und Häuslichkeit ſind aus dieſen weiten Sälen verbannt. Es ſind die ſteifen Linien und Ornamente aus der franzöſiſchen Kaiſerzeit, denen die warme Seele vergangener Zeiten fehlt, und welche die ſchönen Dimenſionen des Innern verderben. Es befindet ſich im Palaſte eine eigenthümliche Bilderſammlung, welche eine Unterſtützung der ſchwachen neueren Kunſt Neapels zum Ziele hat. Lauter furchtbare Gegenſtände aus der alten Geſchichte und Mythe. Klaffende Wunden, ſterbende Helden und Heldinnen, ſchauerliche Leichen füllen die Räume des Sommerſchloſſes, zu dem ſie nur inſofern paſſen, als die außerordentlich ungezwungenen Coſtüme der Dargeſtellten allerdings nur für die heitere Sommerzeit tauglich ſcheinen; denn nie habe ich eine ſo vollkommene Collection von unbekleideten Körpermaſſen auf ſchauerlichen, ſchlecht gemalten Bildern geſehen wie hier. Darnach

zu urtheilen, muß die Kunst in diesem Reiche noch auf einer sehr niedern ursprünglichen Stufe stehen.

Meine Tante lud mich ein, mit ihr und ihrer Tochter eine Spazierfahrt vorzunehmen. Durch reizendes Grün zwischen Alleen und lachenden Gärten fuhren wir auf der Höhe von Capo di Monte zu der durch ihre Lage berühmt gewordene Villa Regina Isabella. Bald gelangten wir in die Besitzung der Königin Mutter. Durch eine lange Allee zwischen Oleander, Rosenstauden und Reben kamen wir auf einen freien mit Blumen reich bepflanzten Platz, auf welchem die im griechischen Geschmacke erbaute Villa steht. Wir verließen den Wagen und traten in den zierlichen Hof des Hauses. Ein schmächtiges Wesen in grünem Schlafrocke, dem man an der Tonsur und der Fußbekleidung ansah, daß es der Hausgeistliche war, empfing uns. Wir hatten ihn augenscheinlich durch unseren Besuch aus seiner gemächlichen häuslichen Ruhe gestört. Er führte uns durch die hübschen Gemächer zu ebener Erde auf eine Terrasse, von der man vielleicht eine der schönsten Aussichten auf Gottes weiter Erde genießt; es ist einer jener glücklich gewählten Puncte, von denen man nicht als Staffage die Aussicht von der herrlichen Umgebung genießt, sondern wo man durch den trefflich gewählten Platz, auf dem man steht, sich so zu sagen außerhalb des Bildes als Beobachter und Bewunderer befindet;

wo das Auge nicht genöthigt ist, seine Aufmerksamkeit an Einzelnheiten zu verschwenden, sondern wo sich alle Reize, alle Licht-Effecte zu Einem verbinden, und das Ganze im schönen Einklange mächtig auf die Seele wirkt. Auf einer noch höher gelegenen Terrasse, zu welcher uns jetzt der geistliche Hüter führte, war der Rundblick noch umfassender. Wie die letzten Werke der auf ihrer Höhe dahinsterbenden Künstler gewöhnlich die schönsten, die durchgeistigtsten sind, so malt auch die Sonne nie so lebhaft, nie in so glühenden Tönen, so zauberischem Schmelz, als wenn sie im Scheiden ist und ihren letzten Kuß auf die Erde drückt. Sie besitzt das Geheimniß, bei ihrem Schwinden Sehnsucht zu erwecken, durch ihre letzten Strahlen im menschlichen Herzen einen Trieb des Nacheilens zu entzünden; sie läßt ein stätes Hoffen, ein stätes Begehren, ihr goldenes Bild wieder zu sehen, zurück; denn der Anblick des Ersterbens auf dieser Welt weckt den bangen Wunsch des Auferstehens in einer andern. Solch ein stiller erhabener Abend vergoldete Neapels herrlichen Golf. Die Villa steht auf freier luftiger Höhe, und vor derselben stürzt das begrünte Erdreich schroff der Stadt und dem Meere zu; dieser Standpunct ist es, der den Eindruck so sehr erhöht. Den Vesuv und die malerische Gebirgskette von Sorrent umfloß ein duftiges Blau; gleich Perlen in der fluthumwallten Muschel glänzten am Fuße der Höhen die verschiedenen

Städte und Ortschaften, und wie ein reicher Teppich breitete sich zwischen ihnen und Neapel die glückliche Ebene aus; die sinkende Sonne vergoldete die Kuppeln und Dächer der Hauptstadt, die ein Kranz von Villen einfaßt, und die Hügel des Posilippo mit dem südlichen Grün ihrer üppigen Gärten; hinter uns erhoben sich die Höhen von Camaldoli mit dem berühmten Kloster; vor uns wiegte eine Palme ihr erhaben mildes Königshaupt; tief unter uns lag die Häuserreihe der Chiaja mit den dichten Baumreihen der Villa reale, von der aus sich der ruhige Spiegel des Meeres in ungetrübtem Juwelenglanze weithin erstreckte. Vertieft man sich in dieses unvergleichliche Zauberbild, sieht man diese ewig junge Natur, in der sich der frische Blüthenreichthum Europa's und der üppige Reichthum der Tropen vermählen, diese südliche Gluth mit dem orientalischen Metallschimmer des Lichtes, so denkt man an den stolzen Spruch der Neapolitaner: „Napoli è un pezzo del cielo caduto in terra!"

Obwohl die inneren Räume der Villa von sehr geringem Interesse für die Fremden sind, so durchflogen wir sie dennoch. Sie führen das Siegel einer gemischten Wirthschaft; zwei Sphären haben sich in diesem Hause vereinigt, die sich zwar gegenseitig achten sollen, die aber, verschmolzen, nur ein mißhelliges trauriges Verhältniß bilden. Der Vater des jetzigen Königs war gestorben, und die Witwe, Königin Isabella,

heirathete einen Adeligen des Landes, und ſtatt, nachdem ſie dieſen Schritt gethan hatte, mit ihrem neuen Gatten in einen Winkel der Erde zu ziehen, kaufte ſie dieſe reizende Villa, um hier mit einem Fuße im Hof-, mit dem andern im Privatleben zu ſtehen. Sie wollte die Ruhe und Unterhaltungen einer Privatfrau genießen, und konnte doch nicht dem erblaſſenden Glanze der Königswürde Lebewohl ſagen. Sie ſtarb erſt vor Kurzem, und hinterließ ihr Haus der Laune ihrem Gatten, der als Oberſt in der Armee ſeines Stiefſohnes dient, und in der Caſerne wohnt. Die Villa Regina madre iſt nun verlaſſen und nur zeitweiſe kömmt der Beſitzer auf kurzen Beſuch. Es machte mir einen eigenthümlichen Eindruck, in dem Hauſe eines Privatmannes die familiärſten Porträte fürſtlicher Häupter zu finden. Das Ganze iſt mit einem Comfort eingerichtet, der die ehemalige Pracht noch nicht aufzugeben gelernt hat. Unter dem mitunter ſehr koſtbaren Hausgeräthe fiel mir eine Art Thronſeſſel auf, deſſen reich geſtickter Stoff von goldenen Ornamenten umgeben war. Verwundert, ein dergleichen Möbel im Salon zu finden, frug ich den Hausgeiſtlichen, der uns, echt italieniſch, sans gêne in ſeinem unanſehnlichen grünen Schlafrocke herumführte, ungeachtet er recht gut ahnen mußte, wer meine Tante ſei, woher dieſer reiche Königsſtuhl ſtamme? er antwortete, daß ihn die Königin-Mutter von der „Madame Roſchilde“ erhalten

habe. Erſt nachdem er mir den im italieniſchen Munde eigenthümlich klingenden Namen zweimal wiederholt hatte, erkannte ich ſeinen hebräiſchen Anklang.

In den unteren Räumen des Hauſes befindet ſich eine Art univerſeller Sammlung, ein kleines Muſeum, wo von Allem Etwas, aber im Ganzen nichts Beſonderes iſt. Wir dankten dem Hausgeiſtlichen für die Gefälligkeit, uns herumgeführt zu haben, und ſtiegen in die leichte Kaleſche, um unſere Promenade weiter fortzuſetzen.

Ich lernte jetzt eine beſondere Annehmlichkeit Neapels in den breiten ſchönen Straßen auf den Höhen von Capo di Monte kennen. Der jetzige König ließ ſie bauen und mit den herrlichſten, ſchön gewölbten Alleen verzieren. Wenn man durch dieſe gigantiſchen Laubhallen fährt, ſo glaubt man in einem engliſchen Parke, nicht aber auf den Verbindungsſtraßen der Umgebung einer Stadt zu ſein. Es iſt ein ſchöner Luxus des Monarchen beider Sicilien, ſeine Reſidenz mit üppigem Grün zu umringen, und ſeinen wohlgeführten Straßen kühlen Schatten zu verleihen. Es war Sonntag, überall ſah man Leben, überall bewegte ſich das Volk in heiterer Luſt; von allen Seiten umbrauſte uns das Gelärm der Straßen. Die eigenthümlichen Volks-Equipagen Neapels, die zweirädrigen Karren mit dem kleinen armen Pferde, das die Geſellſchaft von 12—14 Perſonen im Trabe zieht, rollen dazwiſchen. In

ihnen glückt es einem Vetturino, Repräsentanten der verschiedenartigsten Stände zu versammeln. In dem Menschenknäuel eines solchen Fuhrwerkes zeigt sich der Dreispitz eines Dieners des Herrn, schimmert das Wehrgehänge eines Schweizersoldaten, flattern die farbigen Bänder einer Calabresin, weht die Kappe eines Lazaroni neben dem ewig regen Fächer einer alten Städterin; das Problem, daß auf einem Karren, dessen ursprüngliche Bestimmung für vier Personen ist, vierzehn Menschen Platz finden, löst sich, wie schon früher einmal bemerkt wurde. Auf den holpernden Bänken des Wagens sitzen die Leute statt zwei und zwei, drei bis vier neben einander eingepfercht; der Kutscher schwebt auf der Deichsel; neben ihm auf den Stangen des Wagengerippes findet die jugendliche Welt Platz; die zu den Sitzen führenden Tritte dürfen auch nicht unbenutzt bleiben, sie haben ja die Breite eines menschlichen Fußes, bieten daher Raum zu gymnastischen Equilibrir-Künsten; hinter den Sitzen, den Rücken dem Gespanne zugekehrt, genießt man trefflich den Anblick der Gegend, die man verläßt, erkauft man auch diesen Genuß durch eine etwas schmale Basis. Doch nun bleibt ja noch ein Raum zwischen den zwei großen Rädern unter dem Boden des Wagens, der muß ausgebeutet werden: ein großer Korb, mit Ketten oder Stricken befestigt, hängt daran, und liefert einen neuen Platz, in welchem einer der Fahrenden gemüthlich

hin und her geschaukelt wird. Mit der Bevölkerung eines solchen zweirädrigen Karrens könnte man trefflich eine Insel colonisiren. Priester, Wehrleute, Bauern, ja selbst Bettler würde ein solches Fuhrwerk liefern. Schellenton und Geschrei, manchmal sogar Instrumental-Musik und Gesang, aus einer Staubwolke hervorschallend, verkünden schon von Weitem das Nahen dieser Equipagen.

Doch noch hundert andere komische Gestalten zeigen sich auf den belebten Straßen; vorzüglich sind es die Abbati, welche auch in diesen die Stadt umgebenden Alleen dem Fremden auffallen. Tante und Cousine lachten über meine Ausrufe der Verwunderung ob dieser hierarchischen Profusion. Einem ihrer jungen Vertreter begegneten wir mit dem Dreispitz, dem langen faltenreichen Talar und einer Hetzpeitsche hoch zu Roß; ein anderer kutschirte gemüthlich eine zweirädrige Equipage.

Wir berührten auf der nach Rom führenden Poststraße das sogenannte Campo, ein breites, ebenes Feld, auf dem die militärischen Feste abgehalten werden. Für die Königin ist in der Nähe der Straße ein kleines Gebäude errichtet, von dem aus sie den Revüen zusehen kann. Auf der strada del campo fuhren wir nun an dem großen Armenspitale vorbei, über die nach Pompeji führende Eisenbahn, nach den vor der Stadt befindlichen großen Quais. Man genießt die schöne

Aussicht in die Ebene und auf den Vesuv, dessen Contouren sich auf dem duftigen Abendrothe abzeichneten. Im Halbdunkel gelangten wir in die Stadt. Dies ist der Augenblick, wo ein neues, doppeltes Leben in Neapel beginnt, wo Musik und Jubel das Scheiden der Sonne, das Schwinden ihrer glühenden Strahlen zu ersetzen scheint. Hunderte von Lampen, Lämpchen und Lichtlein entzünden sich auf den Quais und spiegeln sich im Meere, und einen sich zu Festons und zu Guirlanden, um die verschiedenen Kirchtage der vielen Gotteshäuser zu feiern. Böllersalven erschüttern die Luft, Raketen steigen auf; Räder mit buntem Feuer umschwirren die Madonnen; die Theater öffnen ihre lärmende Säle; das Gequäke der Marionetten ruft die Lazaroni zu einer Volksversammlung; Hunderte von Garküchen zeigen ihre Schätze im glühenden Lichte prasselnder Flammen oder im Halbdunkel matter Lämpchen. Das hungrige Volk hält um ein Paar Bajocchi, einzelne Gescheidte auch umsonst, seinen Fischzug in den Maccaroni-Bassins, und fühlt sich, ist der Magen voll, unter dem freien blauen Zelte in der wonnigen Abendluft glücklich. Ueber dem Jubel der Stadt, über all ihrem regen Leben segelt sanft und ruhig durch das blaue Aethermeer der volle majestätische Mond, dieser alte Zeuge des nächtlichen Treibens, und blickt mit mildem Spotte auf die heitere Unruhe des heißen Volkes, welches durch Lampenschein und rau-

ſchenden Lärm in die Ruhehälfte des Lebens den Glanz und die Bewegung des Tages rufen will. Die hundert Lampen ſchwinden vor ihm zu Fünkchen herab, der Berg und Thal mit ſeinem mildausfließenden Silberſcheine umwallt; er hat die rothe Gluth, mit welcher er hinter den Dünſten des Veſuvs erſchien, auf dem alten Feuerberge zurückgelaſſen, um nun rein und makellos ſein Antlitz in dem ſtillen Plane des weiten Golfes zu beſehen; ruhig thront er am weiten Firmamente gleich einer ſchönen ſtolzen Frau, ſeines erhabenen, unantaſtbaren Sieges ſich bewußt, und wie die Schönheit Alles mit ihrem Glanze übergießt, ſo hat auch Neapel durch das Erſcheinen des Geſtirns den Höhepunct ſeines nächtlichen Reizes erreicht. Es iſt die eigene magnetiſche, unerklärte Macht des Mondes, daß ſie Natur und Gemüth in einen zarten duftigen Silberſchleier einhüllt. Die Sonne iſt das Geſtirn des friſchen neuen Lebens, der aufſtrebenden Gedanken, ſie wärmt und verjüngt. — Mit ihrem Scheiden ergreift bange Sehnſucht das Herz. Aber der Mond iſt das Geſtirn der Erinnerung und entzückender Wehmuth! Er ruft die Träume der Vergangenheit wach, in ſeinem reinen ſanften Spiegel ziehen langſamen zarten Fluges, in ſchwimmenden Linien, Erſcheinungen glücklicher Zeiten vorüber, und mahnen an ſelige Momente, an theuere Geſtalten, die nimmer wiederkehren, oder im ſtillen Herzen der Ferne gedenken. Der Mond iſt das leiſe

geahnte Bindemittel der Ferne und der Vergangenheit mit der Gegenwart. Wie er voll und sehnsüchtig in das Auge, das ihn betrachtet, blickt, so fließt auch sein wehmüthiger Glanz über manches kalte Grab, gleitet still von Blatt zu Blatt am Gerank der Mauern hinan, um an manchem Fenster ersterbend zu glitzern, und die dahinter sitzen zu erinnern, daß im fernen Lande auf unendlicher See ein Herz in bangen Schlägen voll Heimweh pocht.

Doch was sollen solche Empfindungen in der vulcanischen Stadt der Freude. Italienische Herzen verstehen nicht, was ein armes deutsches Gemüth, das sie der Kälte zeihen, empfinden kann. Vielleicht sind sie glücklicher, die im Rausche und Taumel ihr Leben stürmisch abspinnen; wohl bekomme es ihnen.

Der letzte Theil des Tages, oder vielmehr der Beginn der Nacht wurde einer der größten Berühmtheiten Neapels gewidmet, dem Teatro San Carlo. Auch dieses Werk entstand unter dem genialen prachtliebenden Carl III., welcher es 1738 in 270 Tagen erbauen ließ. Nach dieser kurzen Frist wurde es am Tage des h. Carl, als am Namensfeste des Gründers, feierlich eröffnet. Vierzig Jahre nachher mußte es umgebaut werden, und 1816 verzehrten es die Flammen. Ferdinand ließ es nach einem großartigen neuen Plane aus der Asche wieder erstehen.

Von Vielen wird behauptet, daß San Carlo das größte Schauspielhaus Europa's sei; die Anzahl der Schuhe und Zolle habe ich nicht gemessen, daß es aber den Eindruck des imposantesten und schönsten Theaters, welches ich gesehen habe, auf mich machte, offenbarte sich mir gleich beim Eintritte in den weiten schön erleuchteten Saal. Sechs Reihen, jede mit 32 Logen, erheben sich über einander, mit Säulen und reichen goldenen Zierathen auf rothem Grunde in Fülle geschmückt. Die Bühne ist von ungewöhnlicher Breite und Höhe; sie reicht bis an den weiten Logenkranz, und wölbt sich bis zur Decke des Schauspielhauses. Das Gold der Zierathen ist nicht mehr ganz frisch, wodurch das Haus ein würdevolleres Aussehen erhält; diese Ornamente sind im prachtliebenden Geschmacke des vorigen Jahrhunderts gezeichnet; die Beleuchtung ist gerade im rechten Maße, und hat nicht die übertriebene antiocularische Tendenz unserer neueren Theater. Der Bühne gegenüber, über dem Haupteingange, befindet sich unter einem schweren reich mit goldenen Lilien übersäten Baldachin die große Hofloge; sie ruht majestätisch auf den Kronen zweier goldener Palmen, dem alt-ägyptischen Modell der Säule. Von diesem Mittelpuncte königlichen Glanzes durchweht Pracht und architektonische Ueppigkeit die vielen Reihen zahlloser Logen. Vom Eingange links ganz nahe der Bühne sind 4 Logen zum gewöhnlichen Gebrauche der königlichen Familie in Eine

vereinigt. Erscheint einer der königlichen Prinzen im Schauspielhause, so besteht der sonderbare Brauch, daß ein Soldat mit Gewehr auf die Bühne tritt, sich Angesichts des ganzen Publicums dem königlichen Sprossen zuwendet, präsentirt und ihn fortwährend anblickt, bis er von fünf zu fünf Minuten abgelöst wird. Auch heute wartete die Schildwache hinter den Coulissen, so daß ich sie deutlich wahrnehmen konnte. Bei einer solchen Eigenthümlichkeit kann der Reisende nur sagen: Ländlich, sittlich! ein alter, nie zu vergessender Spruch. Das Theater füllte sich immer mehr und mehr, im Parterre wehten und klapperten die Fächer; doch darf man nicht glauben, daß es das schöne Geschlecht war, welches sie handhabte, nein, es waren die rauhen Männerhände, welche die Waffen der Coquetterie, durch die Hitze gezwungen, zu Hilfe nehmen mußten. Der schwächere Theil der Erdenkinder ist aus der Platea verbannt, eine Sitte, die ich sehr moralisch finde, und deren Einführung in anderen Städten auch nicht schaden würde. Zwei Sachen sind es, die in diesem Theater einer Erneuerung bedürfen: der mit mythologischen Figuren geschmückte Plafond, und der große, ebenfalls eine mythologische Scene darstellende Vorhang. Beide erinnern an jene geflickten Gemälde alter Rumpelkammern, über welche die Spinnen ihre grauen Schleier gezogen haben. Trotz dieser Nebensachen ist der Eindruck des Ganzen gewaltig, man wird unwillkür-

lich von der Schönheit des imposanten Raumes hingerissen. Wie habe ich im Stillen gewünscht, dieses herrliche Theater in unsere theuere Hauptstadt versetzen zu können!

Es weht noch etwas von der Zeit Louis XIV. durch diese weiten Räume, die von dessen Nachkommen, in welchen noch ein Theil seines prachtliebenden, schöpferischen Geistes hauste, erbaut sind. Die Werke jenes Geistes sind geblieben, doch der Geist ist mit seiner Zeit dahingeschwunden, und ich kenne wenige Gestalten, die würdig wären, diesem Hause als Glanzpuncte zu dienen. Wie schön müßte es sein, wenn enthusiastischer Beifall, patriotischer Jubel, die innig gefühlten Klänge einer Hymne es durchrauschten! Statt dem wurde heute eine der von mir so wenig geliebten italienischen Opern gegeben. Auch verließ ich bald, nachdem ich den Anblick des Theaters genossen hatte, von Hitze und Müdigkeit überwältigt, die Loge.

Rhede von Neapel den 11. August 1851.

Kaum hatten wir uns einige Stunden der Ruhe gegönnt, so mußten wir schon wieder aufbrechen. Am schönsten Morgen brachte uns unsere Barke in den innern, hauptsächlich für die Kriegsschiffe bestimmten Hafen, in welchem uns der Bruder des Königs, Graf Aquila, auf dem Kriegsdampfer

Fieramosca erwartete, um uns nach Gaëta zum Könige zu bringen. Graf Aquila stand auf dem Verdecke, umgeben von seinen Officieren, und ich hatte hier zuerst Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen. Er ist nicht groß, etwas zu beleibt für sein Alter, seine Züge haben jedoch die edlen geistreichen Formen der Bourbons. Er ist der Chef der Marine, und ergiebt sich seinem Stande mit außerordentlichem Eifer und großer Sachkenntniß. Er hatte das Glück, schon zwei Reisen nach Brasilien zu machen; bei der letzten begleitete er seine Schwester, die Kaiserin, dahin, und holte sich selbst die Schwester des Kaisers, eine transatlantische Braut. Während meines längeren Aufenthaltes in Neapel lernte ich ihn näher kennen und als einen geistreichen, außerordentlich angenehmen, jungen Mann schätzen. Ihm ist das große Talent zu Theil geworden, durch einfache, aufgeweckte Art die Herzen derer, die mit ihm näher in Berührung kommen, zu gewinnen. Außerdem, daß er mit Leib und Seele Seemann ist, liebt er die Pferde ungemein, und hat die englische Fuchsjagd, ohne selbst je in England gewesen zu sein, mit vielem Geschick auf neapolitanischen Boden verpflanzt. Was seine guten und liebenswürdigen Eigenschaften in meinen Augen krönt, ist, daß man nie den südlichen Italiener in ihm erkennen würde.

Das Zeichen wurde gegeben, und majestätisch rauschte der breite mächtige Dampfer aus dem in der Nähe des

königlichen Palastes befindlichen Hafen in den schönen Golf. Die Räder des Fieramosca griffen kräftig in die Fluthen, aus denen sie Tausende von funkelnden Diamanten wühlten, und langsam verschwammen die Linien des herrlichen Neapels. Unser Weg führte uns längs den pittoresken Ufern von Puzzuoli und Baja; bald sah man die letztgenannten Städte an ihrer breiten sicheren Bucht schimmern, in der sich die von einem Kloster gekrönte kleine Felseninsel zeigte; über den ruhigen Spiegel erhoben sich die Pfeiler und einzelne Bogen der alten Römerbrücke, durch welche der tyrannische Kaiser Nero seine Macht über die Elemente zeigen wollte. Der Tuffstein der Uferhöhen schimmerte golden, und bildete hundert abwechselnde Formen; blau und rein war der Himmel, blauer das Meer, durch welches kleine Dampfer und malerische Barken rauschten, die das herrliche Bild mit lieblichem Reiz belebten. Wir nahten uns der Insel Procida, um zwischen ihr und dem Festlande die hohe See zu erreichen. Die Insel ist zwar klein, aber durch bedeutende Bewegung in ihrem Terrain malerisch. Leider war die Zeit unseres Aufenthaltes in Neapel zu kurz, um sie besuchen zu können. Die Tracht der Bewohnerinnen soll durch den alt-griechischen Typus, der ihr eigen ist, die merkwürdigste im ganzen Königreiche sein. Wir waren nun im Meere, und bald zeigte sich nur mehr zur Rechten Land. Die Fahrt von hier bis Gaëta ist

von geringem Intereſſe; die vier Stunden, die ſie von Neapel aus währt, verfloſſen mir in angenehmem Geſpräche mit dem Grafen Aquila, welcher ſchon in dieſer kurzen Zeit mein Herz zu gewinnen wußte. Das Schiff, obwohl für den Krieg beſtimmt, bot alle nur möglichen Bequemlichkeiten. Noch hatte es ſeiner Neuheit wegen keine Kanonen am Bord, die aber bald, und zwar vom ſchwerſten Kaliber, das Deck zieren ſollten. Der Fieramoſca hat trotz ſeiner Jugend ſchon eine eigenthümliche Geſchichte. Er ward von den ſicilianiſchen Revolutionärs in England beſtellt, und als deren Regierung unter den königlichen Bomben fiel, und das weiße Banner wieder auf den Mauern Meſſina's wehte, wollte Palmerſton das erſt nach der Revolution beendete Schiff nicht mehr aus England laſſen. Der Feſtigkeit der neapolitaniſchen Regierung gelang es endlich doch, dasſelbe als eine gerechte Kriegsbeute zu erhalten, und nun iſt es eines der ſchönſten Schiffe der königlichen Flotte; Officiere und Mannſchaft hatten ein treffliches ſeemänniſches Ausſehen, und die Ordnung, die überall herrſchte, ließ auf den Werth der neapolitaniſchen Marine ſchließen.

In der Verlängerung des Bugſpriets konnte man in ſchwachen Umriſſen den hohen Berg wahrnehmen, der ſich hinter Gaëta erhebt. Die Contouren wurden klarer, der blaue Duft der Entfernung theilte ſich in leichte Farbentöne, und ſchon

begann man einzelne Häuſermaſſen wahrzunehmen; deutlich zeigte ſich der Felſenvorſprung, welcher die Baſis der Feſtung iſt; zu ſeinen Füßen, vom Meer beſpült, löſ'te ſich aus den unentſchiedenen Maſſen Gaëta, das Fürſten-Aſyl, dieſe Schützerin wankender Kronen. Man kann ſich meine Spannung denken, dieſen Punct zu ſehen, deſſen Name durch die Begebenheiten des Jahres 1848 in die Annalen der Weltgeſchichte eingetragen wurde, dieſen Hafen, in welchem das Schifflein Petri ankerte, um ſich vor den Stürmen der Welt zu ſchützen. Schon glaubten die weithin geöffneten Pforten der Hölle, ſie hätten über die ſchimmernde Tiara geſiegt, ſchon glaubten ſie, das Haupt der Chriſtenheit ſei geſtürzt, um ſich nimmer wieder zu erheben; doch zwiſchen trüben Wolken und ſchauerlichen Blitzen donnerte es mächtig aus den Himmeln, und die ſchnöden Knechte des Fürſten der Welt hörten zitternd eine Stimme, die ihnen zurief: „Tu es Petrus et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam et portae inferi non praevalebunt adversus eam.“ Der fliehende Seelenhirt fand einen feſten Zufluchtsort an den Felſen von Gaëta, und die Pforten der Hölle mußten die wuthſchäumende Rotte wieder aufnehmen und ſich vor der Macht des Höchſten ſchließen.

Hinter der Stadt breitet ſich eine weite mit hohen Bergen umgebene Bucht aus, in deren Tiefe, an einem Bergrücken, das freundliche Mola di Gaëta erſcheint. Die Sonne

schien lebhaft auf den, wenn auch kahlen, doch pittoresken Felsen; die Häuser an seinem Fuße schimmerten hell. Wir waren in die Bucht eingefahren; umsonst spähte ich nach dem Aufenthaltsorte des Königs, ich vermuthete doch wenigstens eine halbwegs hübsche Villa zu finden; endlich zeigte mir Aquila zwei kleine mit einander verbundene Häuschen unmittelbar hinter der Festungsmauer, über der nur wenige Fenster unter den Dächern hervorschienen. Das ist der Palast, in welchem König Ferdinand haust. Der Herrscher Neapels wohnt in einer kahlen Gegend, in zwei zusammengestoppelten Häuschen, die kaum Raum für seine zahlreiche Familie bieten, hinter einer erdrückenden mit Kanonen bespickten Bastion. Wer würde es glauben, daß derselbe Fürst vielleicht den schönst gelegenen Palast der Welt besitzt; daß ihm das mächtige Capo di Monte, die Krone Neapels, Caserta, Portici und Quisisana gehören, Schlösser, um die ihn mancher größere Monarch beneiden kann; und dennoch fand er sein Sanssouci in einem Felsenneste; so ist die Welt! hat man die schönsten, prächtigsten Puncte der Erde, welche Millionen uns beneiden, so flieht man in einen stillen unansehnlichen Winkel, und sucht in der größten Zurückgezogenheit neue Reize, welche die Goldgemächer und sammet'nen Baldachine nicht mehr gewähren. Doch mag das stille Retiro von Gaëta manche Eigenschaft besitzen, durch welche es das Herz des Königspaares

gewonnen hat. Der König ist diesem Felsen dankbar, in welchem sein müdes Haupt Ruhe und Rast, seine und der Christenheit Krone eine Stütze fand, aus welchem sein Thron, wiedergeboren, fester hervorging, und es sind die Erinnerungen dieser Tage, die ihn mächtig an Gaëta fesseln. Er beugte dort als frommer Christ der Erste sein Knie vor dem Stellvertreter Gottes; gleich Abraham empfing er demüthig den heiligen Gast, wofür dieser den Segen Gottes über ihn ausgoß.

Der König beschäftigt sich mit dem Militärwesen; hier hat er Zeit und Muße dazu, und täglich verstärkt er den schon mächtigen Schutz, den ihm die Festung ertheilt. Dagegen liebt es die Königin, in Stille ihrer Familie zu leben, was ihr in Gaëta im vollsten Maße zu Theil werden kann. Aus diesen verschiedenen Gründen läßt es sich erklären, daß Neapels Herrscherpaar die enge Wohnung in Gaëta den herrlichen Palästen Neapels vorzieht.

Mehrere schöne Kriegsschiffe lagen in der Bucht und salutirten uns bei unserer Ankunft. Unter der rauschenden Musik und dem Hurrah der Matrosen sank der Anker, und ein Boot mit einigen besternten Größen der Land- und Seetruppen holte uns vom Schiffe ab, um uns an einer kleinen Pforte in der Festungsmauer an's Land zu setzen, wo uns einige Hof-Sommitäten empfingen. Wir schlüpften durch die enge Pforte, thaten einige Schritte über die schmale schmutzige

Straße, und befanden uns plötzlich unter den Thoren der Residenz; en pleine uniforme keuchten wir über eine schmale hochstufige Treppe, auf welcher uns im zweiten Stocke ein großer starker Mann mit kurzgeschorenem Haupt und Barte, Ordensband und bordirtem Dreispitz entgegen kam; mein guter Genius flüsterte mir zu, daß es der König sei. Es mußte wirklich eine höhere Eingebung gewesen sein, denn ich hatte mir König Ferdinand anders gedacht. Noch schwebte mir sein Bild als junger Mann von 26 Jahren in dunklen Umrissen vor, wie ich ihn vor 15 Jahren in Wien gesehen hatte. Jetzt war er freilich 41 Jahre alt geworden, aber seinem Aussehen nach würde man ihn für einen starken Fünfziger gehalten haben, so hat die zerstörende Kraft des Südens und der Einfluß der Revolutionsjahre, die, wie aus Allem hervorgeht, der König sich sehr zu Herzen nahm, auf ihn eingewirkt. Nachdem ich später Gelegenheit hatte, ihn zu betrachten, erkannte ich wohl noch die Grundzüge seiner Jugend, aber das schöne schwarze Haar war grau geworden, und das Gesicht von Falten durchzogen. Er trug die ziemlich einfache Uniform eines seiner Grenadier-Regimenter, die er, wie man mir sagte, seit der Revolution den anderen vorzieht. Das Band des österreichischen St. Stephan-Ordens hing ihm über die Schulter. Der hohe Herr empfing mich auf die freundlichste und zuvorkommendste Art, und führte mich gleich zur

Königin; auch sie hat schon vor 15 Jahren ihrem Vaterlande Lebewohl gesagt; als eine blühende zarte Erscheinung schied sie aus dem Vaterhause; die deutsche Fürstentochter ward in diesem Zeitabschnitte zur Italienerin, ward Mutter von neun Kindern; man kann sich daher die Veränderung denken, die mit ihr vorgegangen ist. Sie ist eine kleine schmächtige Frau, und wenn sie auch ihrem Vater und ihren Geschwistern ähnlich sieht, so sind es doch die nassauischen Züge, welche in ihr vorherrschen. Sie scheint sehr ernst und still, lebt nur in ihren Kindern, und liebt, wie man mir sagte, die Zurückgezogenheit. Der König fand einst Unterhaltung an Festen, doch seit er sich zum zweiten Male verehelicht, und besonders seit den Jahren der Revolution werden die großen Staatsgemächer nur mehr für die langweiligen Hofaufwartungen an Geburts- und Namensfesten und am neuen Jahre eröffnet; bei dieser Gelegenheit lassen der König und seine Familie sich von den Großen und Staatsdienern beglückwünschen, und sowohl Männer als Frauen müssen den sogenannten baccia-mano vornehmen. Ich kann nicht umhin zu bemerken, wie ich höchlichst verwundert war, als ich bei meinem ersten Erscheinen in diesem Königreiche als Prinz die Höchsten des Reiches das linke Knie vor mir beugen, und mit der Hand nach meiner Rechten fahren sah, mit einer Bewegung, wie man sie allenfalls beim Weihbrunnkessel macht. Dieses Lan-

gen nach der Hand soll den Handkuß vorstellen. An so etwas nicht gewohnt und darauf ganz unvorbereitet, ward ich durch diese Ceremonie höchst unangenehm berührt; ich machte die komischsten Entschuldigungen, und suchte zu entfliehen. Manche der guten Leute nahmen Raison an, manche jedoch beharrten auf dieser Bezeugung ihres Respektes.

Kaum waren die gewöhnlichen Artigkeitsformeln abgethan und ich durch die Königin eingeladen worden, auf dem Canapé Platz zu nehmen, als durch eine Seitenthür die zahlreichen königlichen Sprossen erschienen. Neun Kinder sind am Leben, sechs Söhne und drei Töchter, wovon nur der Kronprinz aus der ersten Ehe des Königs stammt. Er ist ein fünfzehnjähriger junger Mensch, ziemlich groß, aber noch ganz Knabe in Manieren und Anzug, und sieht seinem Vetter, dem Herzoge von Modena, sehr ähnlich; die braunen Augen sind gutmüthig, Züge und Gestalt sehr weich. In den übrigen Kindern erkennt man mitunter die österreichische Abkunft; besonders sehen die drei nach dem Kronprinzen folgenden Söhne sehr aufgeweckt aus. Die Töchter haben freundliche, sanfte Gesichter, keine aber ist auffallend hübsch. Ein eigenthümlicher Geschmack des Königs, der die Königin nicht sehr zu erfreuen scheint, ist es, allen Kindern die Haare fast rasiren zu lassen. Ich war für das hohe Paar eine fremde Erscheinung; sie wußten wenig von dem neueren Verhältnisse Oester-

reichs, daher das Gespräch mir oft allein anheimfiel, und oft auch in's Stocken gerieth. Endlich hatte der König die Gnade, mich in eigener Person in einige für mich bereitete Zimmer zu führen, wo ich bis zur Eßstunde mir selbst überlassen blieb. Die Zimmer, in welchen das Königspaar wohnt, sind klein und einfach, ja ich möchte sagen zu einfach, besonders was die Einrichtung betrifft; man wäre geneigt, die Wohnung für die eines nicht sehr hochgestellten Beamten zu halten; ganz schlichte Möbel stehen in den Zimmern, etwas veraltete Nippes füllen die Tische, und an den mit Papiertapeten überzogenen Wänden hängen große englische Kupferstiche, Tiger- und Bärenjagden vorstellend, wie man sie allenfalls in den Wohnungen unserer Celibataires findet; jedes Fenster hat seinen mit glatten eisernen Stäben umgebenen Balcon. Tritt man auf denselben, fällt der erste Blick in die enge schmutzige Straße, der zweite auf die Festungsbastion, die mich, wenn ich in diesem Zimmer wohnen müßte, etwas beengen würde. Von den Fenstern des neuen Theiles des Hauses, in dem meine Zimmer lagen, hat man die Aussicht auf ein garstiges altes Haus, an dessen wenigen Fenstern man höchstens die unangenehmen Details einer kleinstädtischen Wirthschaft, und hie und da das runzelige Gesicht eines alten Weibes erblickt. Dieses Haus soll nun freilich in Kurzem abgerissen und die Bastion verlängert werden, man wird dann wenigstens, wie aus den

Zimmern der Königin, die Bucht und ihre kahlen Gebirge wahrnehmen können. Auf der hinteren Seite des Hauses gegen den großen Felsen zu, gelangt man aus dem obern Stockwerke auf eine Gartenterrasse, wo eine Weinlaube und mehrere Bäume und Pflanzen mit Mühe gezogen sind. Man findet zwar keine seltenen Blumen in den vielen Vasen und Töpfen, die hier vertheilt stehen, aber dennoch bietet dieser kleine Raum meines Erachtens den Hauptreiz des Hauses dar. Genießt man auch aus dem Gärtchen keine Aussicht, so steigt es doch lieblich in Terassen den Felsen hinan, und zart verbindet es die Weinrebe mit den Mauern und dem Hofe des Hauses. Der Theil, in dem ich wohnte, ist wie gesagt neu, und hängt mit dem älteren Hause durch einige Stufen zusammen; die Zimmer in demselben sind, wenn auch nicht mit Pracht, doch wenigstens mit Eleganz und Geschmack eingerichtet. Ich benützte die Zeit, die mir bis zum Speisen blieb, um dem Kronprinzen einen Besuch zu machen. Der arme junge Mensch ist sehr schüchtern, wozu wohl die strenge Art beitragen mag, mit der er erzogen wird; man hält ihn von der Welt ganz ferne, und sucht ihn in kindlicher Art zu erhalten. Bei seiner Majorennität, welche schon nächsten Winter statthat, soll der Prinz einen selbstständigen Hof bekommen, und, wie man sagt, ein Graf Ludolf an seine Seite gesetzt werden. Dieser Letztere ist eines der wenigen präsen-

getrübt, ein schweres Gewitter durchstürmte die hohen Gebirge, und auf dem jenseitigen Gestade der Bucht thürmten sich schwarze Wolken, welche brechend sich in einen wohlthätigen Regen auflösten, der die Hitze des Tages milderte; doch wurden die Absichten des Königs, einen Ausflug mit mir zu machen, hierdurch auf einige Zeit gestört.

Nachdem sich endlich der Regen etwas gelegt hatte, wurde ich im Laufe des Nachmittags eingeladen, mit dem Könige eine Fahrt in die Festung zu machen. Auch die Königin, welche überhaupt von der größten Freundlichkeit war, und sich, was ein höchst seltener Fall sein soll, herabließ, mich immer deutsch anzureden, wollte an der Fahrt theilnehmen. Der König, die Königin, seine drei ältesten Söhne und ich stiegen in einen leichten wurstähnlichen Wagen, während die übrige Gesellschaft in anderen Equipagen folgte. Wir fuhren längs der Umfassung der Stadt zu dem nahe liegenden Landthore, und sahen bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl Festungsgefangener, welche in scharlachrother Kleidung und schweren Ketten an der Verbesserung der Mauer arbeiteten; es sind Militär-Gefangene, welche für größere Verbrechen hier die Strafe erleiden müssen.

Unmittelbar außerhalb des Landthores harrte eine Abtheilung Cavallerie, welche gewöhnlich die Begleitung des Königs bei Spazierfahrten ausmacht. Heute wies er jedoch,

vermuthlich mir zu Ehren, dies Gefolge mit einer Handbewegung ab. Außerhalb der Umfassung befindet man sich sogleich auf einer kahlen, schmalen Landenge, welche die Verbindung zwischen Land und Felsen herstellt; gegen dieses Terrain zu, von dem aus der Landangriff geschehen müßte, bietet die Festung schroffe Umfassungen von natürlichen Felswänden, welche nach der hohen See zu bis zum Eingange in die Bucht die Festung umgeben. Die von Menschenhänden errichteten Schutzmauern erheben sich vor dem Eingange der Bucht, und längs derselben vor den Häuserreihen der Stadt bis um das oben besprochene Thor herum. Auf dieser Erdenge wimmelte es vor zwei Jahren zweimal von tausend und tausend Köpfen; das erstemal war es das Volk der Umgegend und die neapolitanischen Truppen, die hier versammelt waren. Ein armer Flüchtling auf den Höhen der Festung gab ihnen von einem Platze herab, den ein Marmorstein mit einer Inschrift bezeichnet, das einzige Gut, das ihm in den Stürmen der Zeit übrig geblieben war, und nach dem sich, trotz der Wuth seiner Feinde, noch so Viele drängten, nämlich den apostolischen Segen. Das zweitemal stand Pius abermals auf dem Felsen der Feste, und wieder sprach er mit lauter Stimme die mächtigen Worte des Segens; doch diesmal spendete er ihn einer Menge, die ihm nahe Hilfe verhieß; es waren die von der sehr katholischen Königin gegen

die Rebellen geſchickten ſpaniſchen Truppen, die bei Gaëta gelandet hatten, um ſich den päpſtlichen Segen zu holen und ſich dann geſtärkt in den Kampf zu begeben. Augenzeugen verſicherten mich, es ſei ein höchſt impoſanter Anblick geweſen, den Kirchenfürſten in der einfachen weißen Tracht auf den Werken der Feſtung hoch erhoben zu ſehen, wie er auf die große Zahl der Gläubigen, die lautlos in Andacht verſunken vor ihm das Haupt beugten, mit klarer ruhiger Stimme die heiligen Worte ſprach. Der Platz iſt zu einer ſolchen feierlichen erhabenen Function wie geſchaffen.

Wir kehrten nun wieder in die Einfaſſung der Feſte zurück, und fuhren auf die einzelnen Baſtionen derſelben. Der König läßt ſie täglich verbeſſern, und wirklich ſcheinen ſie auch von großem militäriſchen Werth. Den rauhen Felſen, der, wie ich ſpäter ſelbſt bemerkte, große Aehnlichkeit mit der feſteſten der Feſtungen, mit dem unbezwinglichen Gibraltar hat, läßt der König, von einem menſchenfreundlichen Gefühle beſeelt, mit Bäumen, gleich der Umgebung Neapels, bepflanzen. In einer dieſer aufkeimenden Alleen ſtürzte ſich die Frau eines verurtheilten Verbrechers mit einem kleinen Knäblein auf dem Arme an des Königs Wagen, klammerte ſich an denſelben an, ſchrie und weinte, und war, trotz der Gefahr gerädert zu werden, nicht wegzubringen; endlich ergriff ſie ein Soldat beim Arme, worauf das arme ſtürmiſche Weib ihren halb-

nackten Knaben auf den Boden fallen ließ, und sich in wüstem Schmerze über denselben beugte. Die Scene war trauriger Natur, und zeigte deutlich, wie lebhaft, ja übertrieben die Südländer fühlen. Ich sah hier und in Neapel sehr häufig, daß das Volk sich unmittelbar an den König und die Prinzen durch Bittschriften wendet, die es in deren Wagen reicht.

An der gegen das Land zugewendeten Umfassungsmauer liegt ein Kloster, das einer besonderen, bei uns nicht gekannten Art von Franziskanern gehört. Der König führte uns hinein. Am Eingange befand sich eine Capelle, vor welcher sich die königliche Familie auf die Knie warf und ein kurzes Gebet verrichtete; durch einen Kreuzweg, vor dessen Bildern meine hohen Führer fromme Verbeugungen machten und sich bekreuzten, kamen wir in eine Capelle, in welcher man abermals in die Knie sank. Aus dieser Capelle gelangten wir in eine Felsenspalte, welche, ungefähr 4 Schuh breit, von der Spitze des Berges bis auf die Fläche des Meeres reicht, und die sich bei dem großen Erdbeben, das im Augenblicke des Todes Christi statthatte, geöffnet haben soll. Diese eigenthümliche, schmale tiefe Spalte ist vielleicht die größte Merkwürdigkeit Gaëta's; ob ihr Entstehen ein Wunder ist oder nicht, kann ich nicht entscheiden, doch überlasse ich es den lachenden Ungläubigen, dies Phänomen zu erklären. Eine kleine Treppe führt durch diese schauerliche Enge in ein Kirchlein, welches

auf einer Wölbung über der Spalte erbaut ist. In der rechten Wand des Felsens sieht man die Vertiefung von fünf Fingern, welche von einem Mohamedaner herrühren soll, der, als man ihm das Wunder erzählte, sagte, er verachte diesen weichen Stein, und hierauf mit der Hand gegen den Felsen fuhr, der, wie die Tradition sagt, den Eindruck seiner Finger aufnahm. Von diesem Wunder überwältigt, ließ er sich mit einem Wasser, welches plötzlich aus einer kleinen Oeffnung der Steinwand rieselte, taufen. Noch rinnt derselbe kleine Quell, mit welchem sich die Frommen gleichwie mit dem Weihwasser bekreuzen. In der Capelle, in welcher sich das Hochwürdigste befindet, wurde abermals eine kurze Andacht gehalten. Von einem Fenster zur Rechten des Altars sieht man, wie das Wasser des Meeres in die Fuge eingedrungen ist, und das Meer selbst; man sagt, daß die Franzosen unter Napoleon durch diese Spalte die Festung einnehmen wollten, was jedoch unterblieb, da kurz darauf der Commandant des Platzes, Prinz von Hessen-Philippsthal, durch eine feindliche Kugel starb, worauf sich die Besatzung in der Verwirrung ergab. Dem Commandanten wurde in der Nähe des Platzes, an welchem Pius den Segen ertheilte, ein Monument gesetzt.

Bevor wir das Kloster verließen, kniete der König noch einmal an der Eingangs-Capelle mit Frau und Kindern nieder. Bei uns würde man vielleicht diese häufigen Knie-

beugungen lächerlich finden, in diesem südlichen Lande ist es aber der allgemeine Gebrauch, seine Gefühle lebhafter zu äußern, und so gut sich die Großen vor dem Könige und seiner Familie beugen, beugt sich der König vor dem einzigen Wesen, welches über ihm steht. Wir kehrten nun in das Städtchen zurück, um eine vor demselben befindliche Batterie zu besehen. Man zeigte mir ein unansehnliches Haus, das durch die Herberge, die es dem Papste gegeben hat, berühmt geworden ist; es befindet sich in der unmittelbaren Nähe eines Wirthshauses, in welchem der heil. Vater bei seiner heimlichen Ankunft am späten Abend keine Wohnung mehr fand. In der einfachen Abbate-Kleidung stieg er im bescheidenen Privathause ab, worauf der ihn begleitende baierische Gesandte Graf Spauer einen Brief mit der Nachricht der Ankunft alsogleich an den König von Neapel sandte. Kaum war die Sonne über den Bergen von Gaëta heraufgestiegen, so warf schon ein Dampfer seine Anker Angesichts der Feste, und der König stürzte mit Frau und Kind zu den Füßen des Stellvertreters Christi. In tiefer Nacht hatte er die Nachricht von der Ankunft des Papstes erhalten, und schon um 3 Uhr Früh verließ er seinen Palast in Neapel, um den Vater der Christenheit als seinen Gast zu begrüßen, und ihn sogleich in ein Haus zu führen, das ehemals der König bei seinen Ausflügen nach Gaëta bewohnte. Bald kamen neue

Flüchtlinge, der Großherzog von Toscana und seine Familie suchten ebenfalls Schutz in den Mauern von Gaëta. Das Haus, in welchem sie abstiegen, befindet sich unmittelbar an der oben erwähnten Batterie, und ist, gleich den übrigen geschichtlich gewordenen Puncten dieser Stadt, mit lateinischen Inschriften versehen. Später zog der Großherzog nach Mola di Gaëta, wo er die Villa des großen Cicero bewohnte.

Gaëta konnte kaum mehr die von allen Seiten zuströmenden Gäste fassen. Geflüchtete Hofstaate, zahllose Diplomaten, Cardinäle, Alles mußte in der kleinen Stadt Platz finden. Unter solchen Umständen ein halbwegs gutes Zimmer zu erlangen, gehörte zu den glücklichen Ereignissen des Augenblicks. Der oben erwähnte Graf Ludolf erzählte mir, daß er in seinem Zimmer, dessen Ameublement aus einem Bette und zwei Stühlen bestand, in einer Nacht den unerwarteten Besuch von sechs Cardinälen empfing.

Auf der Batterie, von der ich früher sprach, und welche durch einen Vorsprung die Hauptgebäude der Stadt schützt, befinden sich einige schöne Paixhans, mit welcher Geschützgattung der König die Festung reichlich ausrüsten ließ. Wir fuhren nun auf eine Anhöhe, auf welcher sich ein vom König gegründetes Militär-Erziehungshaus befindet. Die Knaben, deren Anzahl über 800 beträgt, waren alle auf dem Fahrweg aufgestellt, und sahen recht frisch und munter aus.

Kaum beſtand dieſes Inſtitut, welches noch keineswegs in Ordnung ſein ſoll, als ſchon die Soldaten von allen Seiten Bittgeſuche um Aufnahme ihrer Kinder in dasſelbe einreichten. Dem König wird es ſchwer, ſeinem von ihm ſo geliebten Militär eine Bitte abzuſchlagen, und ſo wuchs die Zahl der Zöglinge auf die oben angegebene hohe Zahl, ohne daß die Einrichtungen zu ihrer vollſtändigen Erziehung noch getroffen wären.

Von der Felſenhöhe, auf der wir uns befanden, führte uns eine mit Vaſen, vielen Blumen und Rebengewinden gezierte Treppe durch den kleinen Garten zum Hauſe des Königs zurück. Es war Zeit für uns, die Rückreiſe anzutreten; ich verabſchiedete mich beim Königspaare, dankte demſelben für den herzlichen Empfang, den es mir hatte zu Theil werden laſſen, und kehrte mit Aquila bei ſinkendem Tage auf dem Fieramoſca in vier Stunden nach Neapel zurück. Ich war faſt immer, die Zeit des kleinen Soupers ausgenommen, auf dem Verdecke, und unterhielt mich mit meinem liebenswürdigen Vetter, welcher mir viel des Intereſſanten zu erzählen wußte.

Rhede von Neapel den 12. Auguſt 1851.

Von den Mühen der vergangenen Tage bedeutend erſchöpft, waren wir froh, den heutigen Morgen in etwas mehr

Ruhe zuzubringen, und nur einen kleinen Besuch in den Boutiquen von Neapel vorzunehmen. Jede Stadt hat ihre eigenthümlichen Producte, nach denen der Fremde sich hastig erkundigt. Wer wird in Neapel nicht nach den zierlich gearbeiteten Korallen fragen? Auch wir hatten diesen Gegenstand im Auge, und machten von dem Quai Santa Lucia aus einen Streifzug gegen die Villa reale, und von dort aus in die Straße Santa Catarina. Die erste Boutique, die wir besuchten, lag noch am Quai von Santa Lucia, und enthielt hauptsächlich Thon-Copien von hetruskischen Vasen, von welchen ich mir mehrere recht nette kleine Exemplare kaufte; doch die Hauptfunde machten wir in der obenerwähnten Straße Santa Catarina und auf dem Platze vor der Villa reale. Sie bestanden in allerhand Nippes von Korallen, unter ihnen die berühmten Jettatura-Händchen, und aus sehr hübschen kleinen Ansichten des herrlichen Neapels und seiner Umgebungen, welche mit vielem Geschick in Oelfarben auf Carton gemalt sind, und eine Erinnerung an die lebhaften pittoresken Farbentöne geben, die den Golf schmücken. Mit unseren Einkäufen zu Ende, begaben wir uns in das Café Europa, um dort auf die Eisenbahnstunde zu warten, da wir Nachmittags nach Pompeji dampfen wollten.

Wenn man sich einbildet, daß das erste Kaffeehaus Neapels sich nur im Geringsten an Schönheit den vorstädti-

schen Kaffeehäusern Wiens nähert, so irrt man sich bedeutend. Das Café Europa ist, trotz seinem stolzen Titel, ein schmutziger nicht sehr großer gewölbter Raum mit schlechten Möbeln, in welchem der gemalte Plafond und alle Spiegelrahmen zum Schutze gegen die unendliche Menge von Fliegen mit Rauschflor überzogen sind. Eine horrible Cassierin stand hinter einer Holzbatterie, wie ein Drache auf jede Bewegung der Kommenden achtend. Wir stärkten uns mit Orangegranit, eine durch das Klima höchst wünschenswerthe Erfrischung, die aus halbgefrornem Orangensaft und Zucker besteht; ich ziehe sie bei weitem den berühmten Gelati di Napoli vor, welche sich meinem Erachten nach mit jenen in Wien nicht messen können. Kaum hatten wir ein wenig geruht, so erschien Feldmarschall-Lieutenant Martini, um uns anzukündigen, daß wir erst später nach Pompeji fahren könnten; er schlug uns vor, die gewonnene Zeit zur Besichtigung des Museo Borbonico zu benützen, wohin wir uns auch alsbald auf den Weg machten.

Das Museo Borbonico, eines der wenigen imposanten Bauwerke Neapels, ist gleich Capo di Monte aus unangestrichenen Ziegeln und grauen Steinen errichtet. Es ist wie die meisten Bauten Italiens in neu-römischem Style; den ersten Grundstein legte der Herzog von Ossuna, Statthalter des spanischen Königs. Seine damalige Bestimmung war,

eine großartige Reitschule abzugeben. Die späteren Vicekönige setzten den Bau fort, und im Jahre 1616, unter der Statthalterschaft des Don Pedro de Castro, Conde de Lemos, wurde die Universität hinein verlegt. Nachdem es noch als Tribunal und Kaserne gedient hatte, wurde es erst 1816 zu seinem jetzigen Gebrauche vom König Ferdinand I. bestimmt, und man vereinigte in demselben alle Antiquitäten des Landes, welche bisher an verschiedenen Orten zerstreut waren. Das große imposante Vestibule, zu dessen beiden Seiten sich Höfe ausdehnen, ist mit kolossalen antiken Statuen geziert; zur Rechten und Linken des Hauptganges, welcher zur breiten schönen Treppe führt, finden sich die Gypsabdrücke der Reiterstatuen Carls III. und Ferdinands I., die auf dem Platze vor der Residenz stehen. Unsere Zeit war leider so kurz, daß wir nur die merkwürdigsten Säle dieser interessanten Sammlung durchfliegen und uns nur mit den antiken Gegenständen beschäftigen konnten; die mittelalterlichen und die Bildersammlungen ließen wir unbesehen. Wir begannen mit den Marmor- und Bronze-Statuen, unter denen mir große Kunstschätze auffielen. Das berühmteste Werk Neapels, der sogenannte toro farnese, ist eine der größten Gruppen, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben sind. Sie ist aus einem einzigen griechischen Marmorblocke gehauen, und stellt dar, wie Dirce vor den Augen einer anderen weiblichen Gestalt

von zwei jungen Männern an einen wüthenden Stier gebunden wird. Der griechiſche Geiſt weht aus dieſem herrlichen Meiſterwerke, die griechiſche Kraft zeigt ſich in dieſen kunſtvollen Geſtalten. Mit welcher unnachahmlich lebenswarmen Bewegung bäumt ſich der wüthende Stier zwiſchen den beiden kräftigen Jünglingsgeſtalten, während der Ausdruck der Verzweiflung in Geſtalt und Antlitz der vor dem Stiere hingeſunkenen und mit dem üppigen Haare an denſelben gebundenen Dirce liegt. Ich wüßte kaum ein anderes Kunſtwerk zu nennen, in welchem ſo wahres Leben, ſo thätige Bewegung herrſcht, in welchem dem kalten Blocke eine ſo geniale Gruppe abgerungen wurde. Auch die nebenanſtehende volle kräftige Frauengeſtalt verdient Erwähnung, ſowie auch unter den zur Gruppe gehörigen kleineren Thieren ein aufſpringender Windhund ſeiner leichten trefflichen Arbeit wegen zu bemerken iſt. Lange betrachtete ich mir dieſe kunſtvolle Gruppe, und immer mehr ſtellt ſich mir heraus, daß den Griechen vor Allen die Schöpfergabe zu Theil wurde, kalten Marmor in Fleiſch und Blut zu verwandeln, und dem todten Steine einen feurigen Geiſt, ein tiefes Leben einzuhauchen.

Dieſer Gruppe gegenüber ſteht der berühmte farneſiſche Hercules, eine ſowohl im Alterthume wie in der Neuzeit vielbeſprochene Statue. Die Stärke ſpricht ſich in den ſcharfgezeichneten, anatomiſch genauen Muskeln ſymboliſch aus; es

ist ein Werk, welches so großen Ruhm erlangt hat, daß es kaum gestattet ist, anders als lobend davon zu sprechen, und dennoch hat es für meine Augen zwei Fehler: die Muskulatur der Glieder ist übertrieben, ja man möchte sagen unnatürlich, und der Kopf scheint mir für diese massive Gestalt zu klein; doch mag dies wohl in der Absicht Glykons gelegen haben, der dadurch die Gestalt des Gottes der Kraft auf's Aeußerste hervorzuheben gedachte. Diese Marmorstatue und die früher genannte Gruppe wurden beide in den Thermen des Caracalla in Rom gefunden.

In demselben Locale befindet sich noch die berühmte Statue des Atreus, der den Sohn seines Bruders Thyestes ermordet.

Die Gallerie der Flora ist nach der kolossalen Statue dieser Göttin benannt; dies Werk liefert den Beweis, daß auch die römische Kunst Großes hervorgebracht hat. Die mächtige üppige Gestalt der Flora spricht gleich ihren reinen großen Zügen Milde und Würde aus; eine leichte Tunica läßt durch ihren herrlichen Faltenwurf das Ebenmaß der Glieder bewundern, und scheint von durchsichtigem Stoffe zu sein. Man übersieht beinahe eine Juno und eine Minerva, die noch in dieser Halle aufgestellt sind, und eilt zu dem berühmten Mosaik, das mit Recht die Augen des Fremden auf sich zieht. Es ist in seiner Art eines der ausgedehntesten

Werke, die uns erhalten sind, und wenn es auch von dem Mosaik im Hofgarten von Athen an Größe übertroffen wird, so hat das hiesige für die Alterthumsforscher doch den Vorzug, eine geschichtliche Begebenheit darzustellen, und zwar die Schlacht am Issus zwischen Alexander und Darius. Als Mosaik ist es von außerordentlichem Werthe an Farbe und Zeichnung, doch erscheint es mir etwas steif und kalt. Es wurde in Pompeji im sogenannten Hause des Fauns ausgegraben. In einer andern Halle sieht man die oft im Kleinen wiederholte Statue des Delphins, der mit seinem geringelten aufwärts stehenden Schweife einen mit dem Kopfe abwärts gestürzten Amor spielend umfängt. Außer diesen erwähne ich noch die Halle des Jupiter, in welcher sich der herrliche Torso einer Psyche von außerordentlicher Weichheit und Schönheit befindet, und eine schöne Thüreinfassung aus Pompeji, die durch die lieblichsten Arabesken gefällt.

Die Gallerie der farbigen Marmorgattungen will ich nur vorübergehend erwähnen. Eine Isis und höchstens ein Apollo wären zu nennen, und auch die berühmte Venus Callipygos darf ich nicht unerwähnt lassen. Eine andere Halle enthält zwei schöne Reiterstatuen des Balbus, Vater und Sohn, aus Herculanum, und eine werthvolle liegende Venus mit dem Amor.

Nach den Marmorstatuen muß ich von den Werken in

Bronze sprechen, welche Herrliches bieten. Keine Gallerie in der Welt kann sich in diesem Fache einer so großen Sammlung rühmen, es hat aber auch kein Land außer Neapel drei antike Städte aufzuweisen, die den Nachkommen hermetisch verschlossen überliefert worden sind. Vor allen anderen fällt die Statue des betrunkenen Fauns in die Augen; sie ist geistreich komisch mit großer Wahrheit und Genialität ausgeführt. Zwei Kämpfer zeichnen sich durch ihre schöne Körperbewegung aus. Außerdem führe ich noch einen schlafenden und tanzenden Faun und eine sehr holde liebliche Venus an. Als größtes Meisterstück aber wird ein ruhender Mercur anerkannt, der auch das Lob der Kunstkenner wahrlich verdient, so trefflich ist seine Stellung, so behaglich ruhen seine Glieder. Auch ein antiker Pferdekopf und zwei höchst liebliche, fast lebensgroße Rehe, denen man selbst im kalten Metalle den zarten schüchternen Gang, das Nicken des Kopfes ansieht, könnten kaum wahrer und lebendiger dargestellt sein. Als Merkwürdigkeit zeigt man in der Abtheilung der Bronze den sehr großen Schlüssel zu einer antiken Wasserleitung, in dem man trotz der 2000 Jahre, wenn man ihn schüttelt, das Anschlagen von Wasser vernimmt, das sich in demselben befindet.

Der größte Schatz, den die Kunstwelt Pompeji verdankt, sind die zahllosen encaustischen Malereien. Auch mir waren

ſie der intereſſanteſte Gegenſtand des Muſeums. Man ſieht daraus, wie richtig, wie genial die Römer gezeichnet haben, und zwar auf eine echt künſtleriſche Art, nicht verſchwommen und weich, ſondern mit jenen feſten, markirten Strichen, welche der Zeichnung den beſtimmten Charakter geben. Man ſieht unter dieſen Kunſtwerken die lieblichſten Genrebilder, die intereſſanteſten hiſtoriſchen Gemälde, und ſogar gut ausgeführte Still-Leben. Mir ward in dieſer Sammlung ein neuer Theil der antiken Kunſt erſchloſſen; ich hatte oft bedauert, daß die Malereien der Alten der Zeit nicht hatten widerſtehen können; nun fand ich mich, mitten in dieſelben verſetzt, von Staunen und Bewunderung ergriffen; leider hatte ich nicht Zeit und Muße, um die Einzelnheiten näher zu betrachten und ſtudiren zu können; doch bildete ſich wenigſtens ein neuer Begriff in mir, und ich erkannte, daß auch die Römer, die Schüler der großen Griechen, in der Malerkunſt unſere Bewunderung verdienen; denn wie groß müſſen die beſten Meiſter ihrer Zeit geweſen ſein, wenn ſchon kleine Städte, wie die vom Veſuv verſchütteten, ſo treffliche Zeichnungen bewahren. Eines der lieblichſten Ueberbleibſel dieſes Kunſtzweiges ſind die berühmten, auf dunklem Grunde ſo duftig und reizend gemalten Tänzerinnen; wie meiſterhaft iſt die Bewegung der Figuren, wie leicht und zart der Faltenwurf. Ein kleines Bildchen, einen Papagei darſtellend, der einen Wagen zieht und von

einer Heuſchrecke gelenkt wird, beweiſt, daß ſich auch die ernſten Römer ſchon in Carricaturen ergingen. Der Papagei ſoll Nero vorſtellen, welcher von der Heuſchrecke, Seneca, geleitet wird.

Auch von Darſtellungen in Moſaik-Arbeiten beſitzt das Muſeum eine höchſt ausgezeichnete Sammlung, ſo wie auch die ſchönen hetruskiſchen Vaſen mit Bewunderung, und die Sammlung der vielfachen pompejaniſchen Geräthſchaften mit Intereſſe erfüllen werden. Unter den nicht aus Pompeji, ſondern aus den übrigen Theilen des Reiches geſammelten Vaſen befinden ſich einige ſehr große und feine Stücke; unter den Geräthſchaften findet man die merkwürdigſten und drolligſten Gegenſtände von allerlei Nutzen und Anwendung, die uns des Veſuvs feiner Aſchenregen aus vergangenen Jahrtauſenden trefflich bewahrt hat. Waffen, Eß- und Opfergeräthe, mediciniſche Inſtrumente, Toilette-Gegenſtände, ja ſogar Schminke, Eßwaaren, Sämereien, Farben und noch viel anderes Merkwürdiges ſieht man in den großen weiten Schränken des Muſeums in unendlicher Menge aufgeſchichtet. Auch zeigte man uns eine ſehr hübſche, doch mit der Wiener nicht zu vergleichende Cameenſammlung, in der ſich nur eine große Camee, eine Opferſchale, in deren Baſis ein herrliches Meduſenhaupt gearbeitet iſt, auszeichnet. Die Größe des Steines und der Werth der Arbeit machen aus dieſem Werke

faſt ein Gegenſtück zum berühmten Triumph des Auguſtus, der größten Camee der Welt, welche die Perle des Wiener Cabinets iſt.

Ehe ich das Muſeum verlaſſe und mich auf der Eiſenbahn nach Pompeji begebe, muß ich noch dreier Gegenſtände erwähnen: der großen Treppe des Muſeums, der Papyrusſammlung aus Herculanum, und des großen Saales der Bibliothek. Erſtere iſt breit und ſchön geführt, doch was mir auf derſelben am meiſten auffiel, war eine große Statue, welche in deren Mitte ſteht. Von weitem betrachtet glaubte ich, es ſei eine Minerva, doch als ich näher trat, wurden die Züge der Göttin ſcharf und alt, und man verſicherte mich, es ſei das Standbild Ferdinands I. von Canova; dieſe Arbeit iſt ſicher eine der mittelmäßigſten des geprieſenen Künſtlers, und höchſt komiſch läßt es, eine männliche keineswegs ſchöne Figur in der faltenreichen Kleidung und dem großen Helme der Göttin zu ſehen. Die Sammlung der Papyrus verdient beſonders um der ſinnreichen Art willen Erwähnung, in welcher die in Kohlenſtücke verwandelten Papyrusrollen zum Leſen und zur Aufbewahrung aufgerollt werden. Die verkohlte Maſſe wird leicht mit Gummi befeuchtet, und mit feinen Pinſeln zart an Goldſchläger-Papier angeklebt, das ſich zwiſchen zwei Walzen befindet, mit deren Hilfe man es langſam aufrollt; ein neapolitaniſcher Geiſtlicher Antonio

Ciaggi iſt der Erfinder dieſes, trotz der Bemühungen von Frankreich und England bis jetzt einzigen Mittels, die für Geſchichte und Kunſt ſo wichtigen Rollen lesbar zu machen. Schon über 500 derſelben wurden auf ſolche Art gelöſt, von denen eine große Anzahl im Drucke veröffentlicht wurde. Den Saal der Bibliothek führe ich wegen ſeiner außerordentlichen Größe und Höhe, und wegen des richtigen Meridians an, welcher 1791 durch den Profeſſor Caſelli in den Fußboden desſelben angebracht wurde.

Mittag war vorüber, und wir begaben uns auf den kleinen unanſehnlichen Bahnhof am Ende der Stadt, von welchem aus die Eiſenbahn über Portici nach Nocera führt. Wir ſetzten uns in die niederen keineswegs eleganten Wagen dieſer Mignonbahn, um vielleicht eine der ſchönſten Strecken der Welt zu durchdampfen. Zu unſerer Rechten lag das Meer mit ſeinen ſchon oft beſchriebenen Ufern, links die reiche Ebene, dann die Höhen des Veſuvs, auf welchen zwiſchen der Lava die friſche üppig wuchernde Weinrebe und gar viele fröhliche Häuſer hervorſehen, dem ſtäten Damocles-Schwerte im freudigen Gefühle des Daſeins trotzend. Nachdem der nicht abſonderlich ſchnell gehende Train ſich durch in Lava geſprengte Hohlwege gewunden hat, wird das Auge durch ein neues herrliches Thal von paradieſiſcher Anmuth entzückt, das ſich von dem Meere aus zwiſchen den Höhen von

Caſtellamare und dem Veſuv hinzieht; es iſt die fruchtbare Valle di Nocera, in welcher am Fuße des Veſuvs das durch ſein Unglück und ſeine Auferſtehung merkwürdig gewordene Pompeji ruht. Der Tag war herrlich, die Sonne ſchwamm ungetrübt im klaren Aether, ihr goldiges Bild in der reinen Fläche des Meeres ſpiegelnd. Parthenope coquettirte mit dem dankbaren Häuflein von Fremden, und zeigte in ungebundener Freudigkeit ihre vollen üppigen Reize, um mit ihrem ſüdlichen Feuer über den kalten Nordländer zu ſiegen, und, ihn mit ihren Sireneugaben umſtrickend, eine ungekannte freudige Sehnſucht in ihm zu erwecken.

An den Ufern dieſes unvergleichlichen Golfes iſt Alles Leben und Freude, und wären des Veſuvs heimtückiſche Lavaſtröme nicht, ſo wähnte man ſich nach Eden verſetzt. Als wir nahe dem Veſuv, unmittelbar an den Ufern des Meeres fuhren, zeigte ſich uns ein ſehr unterhaltendes Genrebild; mehrere Knaben, die ſich, ganz wie ſie Gott erſchaffen, an dem ſanft ablaufenden Geſtade badeten, ſtiegen, als ſie den Train kommen ſahen, aus dem Waſſer und wälzten ſich im dunkeln Wellenſande, ſo daß Geſicht und Körper kohlſchwarz wurden; ſo derb dieſer Spaß auch war, mußten wir doch alle herzlich lachen, und warfen ihnen aus den Fenſtern Geldſtücke und Orangen zu, welche dieſe Söhne der Natur ſowohl aus den Fluthen als dem Sande ſuchen mußten. Die

Geſchicklichkeit der Jugend bei dieſem letzteren Manöver bewunderte ich einmal an dem Quai von Santa Lucia; ich warf einigen Badenden Geldſtücke zu, welche dieſe mit unglaublicher Findigkeit aus dem keineswegs klaren Waſſer von dem ziemlich tiefen Grunde heraufbrachten. Kaum hatte dies die Jugend bemerkt, als ſie von allen Seiten herbeiſtrömte, ſich auf die unverſchämteſte Weiſe entkleidete, und ſich in das Meer ſtürzte, um an dem Geldfiſchen theilzunehmen; ja als ich auf unſere Fregatte zurückkehrte und in meiner Kajüte ſaß, erſchienen dieſelben Badenden von Santa Lucia unter den Fenſtern, um das Spiel fortzuſetzen, und unter Geſchrei und Lärm Geld und Zucker aus den ſalzigen Fluthen zu fangen.

Unſer Train hielt, und wir näherten uns mit Spannung und heiliger Scheu der Stadt der alten Römer. Da dieſelbe aus der Aſche gegraben wurde, ſo liegt ſie ſo tief, daß man ſie erſt wahrnehmen kann, wenn man ſich unmittelbar vor derſelben befindet. Durch eine ſchmale Gaſſe kleiner todter Häuſer kamen wir auf den Hauptplatz des Forum, wo die Baſilica und mehrere Tempel ſtehen. Erſteres hat einen großen Umfang, und noch ſieht man am Ende der Colonade den Platz der Richter. Dieſer Raum war ſo zu ſagen die Börſe der Alten. Was mich am meiſten an demſelben intereſſirte, war die Beſchaffenheit der Säulen, die aus Ziegeln errichtet

und mit Stuck überzogen ſind, und mir bewieſen, daß ſchon die Römer dieſe kleinliche, bei den Griechen noch ungekannte Art zu bauen übten. Neben der Baſilica ſteht ein durch ſeine Ausſicht ausgezeichnetes Haus, das wir in ſeinen näheren Details betrachteten. Gleich allen Häuſern Pompejis hat es ſo kleine Räume, daß man nicht begreift, wie man ſich in dieſen Zimmern rühren konnte. Die Gemächer laufen um einen offenen Hof (atrium), der gleich den übrigen Theilen des Hauſes mit Moſaik geziert iſt, und in deſſen Mitte ſich eine kleine Vertiefung für das Regenwaſſer (impluvium) befindet. Trotz dem engen Raume waren die Bewohner ſtreng geſchieden, die Männer hatten ihr andronitis, die Frauen ihr, mit einem peristylium geſchmücktes gynaeconitis, und außerdem waren noch die coenacula für die Sclaven beſtimmt; die Vorräthe, Keller und Ciſternen lagen unter dem atrium. So ungefähr ſind alle Häuſer der Todtenſtadt eingerichtet, einige etwas umfangreicher, andere mit hübſchen Muſchelbrunnen und kleinen Moſaiks geſchmückt; an vielen Wänden erblickt man noch Spuren lieblicher Malereien und Ornamente; doch ſind die Verhältniſſe alle ſo klein, daß man annehmen muß, die Bewohner von Pompeji hätten gleich den Neapolitanern viel auf der Straße gelebt. Uebrigens hatten ſie ihr Forum, einen weiten ſchönen Platz, rechts und links von Tempeln umfaßt, in das der Veſuv mahnend hin-

einblickt, und von welchem aus man in vollem Maße den Hauptreiz Pompejis, die Wunderaussichten genießt. An all seinen Tempeln und öffentlichen Gebäuden finde ich nichts Großartiges, nichts Erhabenes; Athens Akropolis mit ihren zarten und doch so gigantischen Bauten ist mir noch zu lebhaft im Gedächtnisse. Freilich thut man Pompeji Unrecht, wenn man vergißt, daß es nur eine kleine Stadt von gar wenig Bedeutung war, die ihren Ruhm der Asche des Vesuvs zu danken hat. Dafür ist uns durch sie ein Stück Alterthum mit all seinen Details, die ein lebhaftes Bild des römischen Lebens auf eine fast indiscrete Weise enthüllen, erhalten worden. Was aus Pompeji in die Glaskasten des Museo Borbonico geschafft wurde, zeigt uns freilich nur das Gerippe des einstigen Lebens; man hat diesen Dingen den Geist genommen, und sie, vielleicht mit vollem wissenschaftlichen Rechte, prosaisch gelehrt zersetzt. So bleiben die Mauern der Häuser, in welchen man noch die Kaufläden erkennt, und auf deren Wänden gepinselte Worte und Namen stehen, die Gassen, in welchen man noch die Geleise der Räder und die über die Vertiefungen führenden Steine sieht, als ein unheimliches memento mori zurück. Pompeji ist in seinen Ruinen niedlich und doch auch schauerlich, noch schimmern, gleich geschminkten Leichen, die Zimmerchen in grellen Farben, noch klebt das Gestern an den Wänden, das eine Nacht von beinahe zweitausend Jahren

brauchte, um zum Heute zu werden. Der Totaleindruck ist jedoch mehr der einer verwüsteten Brandstätte, als einer sorgsamen Ausgrabung, und großartig ist er durchaus nicht; auch waren wir Alle mehr oder minder enttäuscht. Einmal es zu sehen geht an, während man Griechenlands Alterthümer immer und immer wieder betrachten könnte. Pompeji ist für die Gelehrten ein erklärendes Dictionär, während Athen ein hinreißendes Epos ist. Man kennt übrigens erst ein Viertel der Stadt, und hofft noch so manches erläuternde Detail zu finden. Wir wohnten einer Ausgrabung bei: die feine Asche rieselte ab, und einige Geschirre und eine marmorne Brunnenmuschel enthüllten sich, doch war man so großartig, oder wie soll ich es nennen, uns kein Stückchen zum Andenken zu überlassen. Ich sah schon im Gedanken die Muschel in meinem kleinen Garten paradiren, da ich immer gelesen hatte, daß man den Fremden etwas von dem Vorgefundenen nicht vorenthalte; die Enttäuschung trug daher nicht dazu bei, die Erinnerung an den heutigen Ausflug angenehm zu machen. Nur zwei Puncte wirkten auf mich: die aus massiven Steinen erbaute Arena, und die Stadt der Todten, die Gasse der Gräber; ist die Arena auch viel kleiner als die von Verona und Pola, so hat sie doch etwas Grandioses: sie ist eine düstere Ruine, wie ich sie liebe, grau und steinig, von frischem Grün durchwuchert, und von einer wahrhaft himmlischen Aussicht

umfloſſen, welche der ſüdliche Abend mit paradieſiſcher Färbung zu einem Bilde der reinſten Sehnſucht verklärte. Die Straße der Gräber war bei beginnender Dunkelheit ernſt und geiſterhaft, ohne ſchauerlich zu ſein. Zwiſchen dieſen hoch erhobenen, thronenden Sarkophagen fand ich Pompeji, wie ich es mir gedacht hatte; der ſpäte Abend kleidet die Gegenſtände in ein myſtiſches Halbdunkel, läßt der Phantaſie Raum zu errathen, und das Fehlende hinzuzuſetzen. Das Halbdunkel gehört der Vergangenheit, den Todten, während das klare Sonnenlicht zu genau zerſetzt, zu ſehr die Einzelheiten und die Mängel fühlen läßt; einem Grabe gebührt Fackel oder Mondlicht, und Pompeji iſt ein Grab.

Rhede von Neapel, den 13. Auguſt 1851.

Der heutige Morgen war der intereſſanten Proſa, dem Nützlichen, Lehrreichen geweiht: es galt Marine-Collegium, Arſenale, Schiffe und Petrarſa, die neu gegründete Maſchinenfabrik, zu beſehen; eine treffliche Proſa, welche mit kurzem bündigen Style, mit kräftigen Worten dem Fremden zeigt, daß, wo Wille iſt, auch die That nicht fehlt. In allen Arſenalen iſt Arbeit und Thätigkeit, überall wird gehämmert und gegoſſen, überall ſieht man die neueſten Erfindungen im Militärfache in Anwendung gebracht. Des Königs Schooßkind

ist das am Ufer des Meeres diesseits Portici von ihm erbaute Petrarsa. Für das kleine Reich ist es ein Etablissement in großartigem Style; durch Dampf getrieben arbeiten die geschäftigen Arme der Maschinen; überall hört man das Rauschen des Motors; überall sieht und fühlt man die Gluth der fleißigen Flamme, die mit der Augustsonne an Thätigkeit wetteifert, und zwischen all dem hastigen Treiben unseres dampfenden Maschinen-Jahrhunderts werden Alleen und Blumen in Fülle angelegt; das Wasser, welches zum Schaffen einer Kriegsmaschine hilft, begießt zu gleicher Zeit Rose und Oleander; und um Brunnen und eiserne Säulen des militärischen Gebäudes winden sich Schlingpflanzen in graziösen Festons. Man will Poesie mit materiellen Leistungen verbinden, doch gelingt es nur halb; trotz Rosen und Fontaine-Geplätscher duften die Steinkohlen, und pfeift der Dampf. Zwei Erscheinungen in den Anstalten, die wir heute besahen, sind auffallend: die allzugroße Fülle der rothangezogenen Galeerensclaven, die Einem von allen Seiten mit ihren schweren Ketten entgegenrasseln, und die zahllosen Portraits und Büsten des Königs. Mir gefällt es nicht, wenn man aus niedriger Schmeichelei überall und überall dem Herrscher Denkmale setzt, so lang er lebt, sein Conterfei aber nach dem Tode wie ein Paar Handschuhe wechselt. Die Unsterblichen werden erst nach dem Tode erkannt, und der folgenden Generation sei es

überlaſſen zu richten und die des Nachruhms würdige Geſtalt der Zukunft zu übergeben.

War der Morgen lehrreiche Proſa, ſo brachte uns der Abend volle reine Poeſie. Wir fuhren durch eine lange Allee; rechts und links wurden die üppigen Felder der Campagna durch Räder, welche arme Eſelein mit blindem naivem Gehorſam in Bewegung brachten, bewäſſert; auf der breiten ſtaubigen Straße rollten die drolligſten Equipagen lärmend und muſicirend an uns vorüber; Preßhafte und Blinde ſchrien und tappten um uns herum, alles war Bewegung; der Weg aber führte uns durch ein ſteinernes Thor zwiſchen Oleander und Myrten, Roſen und Cypreſſen, aus denen eine neue Stadt auftauchte, mit griechiſchen und egyptiſchen, mit römiſchen und gothiſchen Häuschen, mit Tempelchen und Obelisken, mit Monumenten und Inſchriften, mit einem Dom und einem Kloſter in der Mitte, alles im friſcheſten Grün, in duftigſter Blumenfülle, mit der herrlichſten Ausſicht auf Neapel und ſeinen gekrönten Golf. Sollte man da nicht mit Petrus rufen: „Hier laßt uns Hütten bauen!“ Und doch, wer riefe es gern, denn wir waren in Neapels blumigen, ſinnlichen und doch ernſten und ergreifenden Gottesacker. Sind auch die hundert und hundert in Gaſſen getheilten Tempelchen im heidniſchen Style, begreift man auch nicht den Geſchmack, ſein ehrliches Grab gleich dem Tempel des Apis mit Fledermäu-

ſen, egyptiſchen Säulen und Lampen zu ſchmücken, ſo hat der Campo Santo doch einen Mittelpunct, der ganz chriſtlich iſt, und das Herz mit wehmüthiger Ruhe umhüllt; es iſt das Kapuzinerkloſter und die Zelle eines Bruders, der uns herumführte. Der Mönch hatte edle ſchöne Züge, aus ſeinen Worten quoll Friede, ſeine Sprache war ſtreng und mild, die Sprache eines echten frommen Kloſterbruders, der, gleich einer Cypreſſe am Grabe, mit den Wurzeln noch in der morſchen Erde ſteht, während ſich der ſchwermüthige Stamm gerade zum Himmel aufrichtet, um von dort Licht und Thau zu erhalten. Der Frater war keiner jener Mönche, die ſich ängſtlich und doch unbewußt an das Kreuz ſchmiegen und klammern; aus ſeinen ſchönen jugendlichen Zügen ſprach Geiſt und Erkenntniß, die reinen tiefen Augen waren der Spiegel einer edlen Seelenwelt. In Neapel, dieſem Orte des lärmenden Genuſſes, des ewigen Jubels hätte ich dieſe erhebende Geſtalt nicht erwartet. Freilich waren wir in der Stadt der Todten, doch wie wird der Tod in Italien behandelt? Kaum iſt ein Opfer in den letzten Zügen, ſo fliehen Verwandte und Bekannte, und der Dahingeſchiedene wird mit Eile auf den Kirchhof geſchafft, den man ſich Mühe giebt, ja recht weit von der Stadt anzulegen, um den im Lebensrauſche Begriffenen kein memento mori vor die trunkenen Augen zu ſetzen. Man errichtet dann wohl den Todten kunſtvolle Monumente,

und birgt den Leichnam in zierliche Tempelchen, aber das Alles ist heidnisch nnd kalt, und ersetzt nicht die freundschaftlichen Zähren, die bei uns die Blumen des schlichten Grabes benetzen. Für den Fremden, der auf der Terrasse des Kapuzinerklosters steht, ist der Anblick ergreifend und voll unendlicher Wehmuth.

Der Abend war still uud rein, die Sonne neigte sich zur Ruhe, vor uns erblickten wir Neapel in weltlicher Pracht, mit seinen Palästen und Museen, mit seinen blumenumkränzten Villen, seinem Trachten nach Genuß und Freude, seinem sinnlichen Lebensausdrucke; des Golfes goldene Wellen spülten an die reiche, duftende Küste von Castellamare, aus den üppigen Orangen-Wäldern blickte das poetische Sorrent, die Stadt der schönen Frauen; violetter Duft umwallte den Vesuv; reich und segenbringend lag die Campagna unter uns, und um uns herrschte, von Blumen umduftet, von Lorbeer und Cypressen umrauscht, von sanften wonnigen Abendlüften umgaukelt, unter marmornen Gebäuden der Tod. — Wo schließt Euer jubelndes Sinnentreiben? wo tanzt Ihr hin, Ihr freuderegen Neapolitaner? Alle, Alle ins Grab; und duftet auch die Myrte, glüht auch die Rose, rauschen auch Oleander und Lorbeer, glänzt auch der Marmor mit stolzer Inschrift, so ist doch das Grab das kühle, grause Ziel des Erdenwallens.

„Friede sei mit Euch!“ so wehte es aus des Bruder

Kapuziners schlichter Zelle; einige Töpfe mit Basilicum, ein altväterisches Clavier und ein Vogelbauer mit seinem einsamen Bewohner machten den Schmuck der kleinen Wohnung aus, doch durch den gothischen Spitzbogen blickte das Auge auf die wonnevolle Aussicht, aber so recht von oben herab, so recht aus einem beruhigenden, milden Rahmen. Gleicht doch solch eine Zelle im stillen Todtengarten, mit dem Blick in die weite Welt im Abendpurpur, auf das grenzenlose Meer im Silberflor, einem Herzen, welches sich rein und einfach, trotz der umwallenden verführerischen Welt auf seiner Höhe erhalten hat. Der schöne Mönch und seine Zelle erinnerten mich an zwei liebliche Bilder, die ich einstens gesehen: in dem einen spielt ein Vögelchen zu den Füßen eines frommen Bruders, naiv und einfach; in dem andern sitzt der für die Welt Erstorbene an einer Orgel, und mächtig und schmelzend rauscht es durch den gothischen Bogen in die ferne Gegend. Auch durch mein Herz klangen Töne, wie sie mich nur selten durchströmen. Nur ein Instrument giebt diese Laute wieder, es ist die Aeolsharfe mit ihren Accorden voll süßer, hingebender Melancholie; ach könnte das arme, tolle Herz sich so im Tode aushauchen.

Warum mußten wir nach diesem poetischen erhebenden Eindrucke auf dem Heimwege im Dunkel des Abends den widerlichen Todtenwagen begegnen? Schien's doch ein furcht-

barer großer Mummenſchanz; iſt aber Italien nicht überhaupt eine Maske in lebhaften, golddurchflitterten Farben mit dunkler unheimlich hüllender Larve und großen glühenden Augen? Mit dem Tode und ſeinen ſchattigen, herzkühlenden Fittigen war's vorbei, denn wir hatten die Stadt erreicht, und fort riß es uns in ihres Lebens nimmer ruhenden Strudel. Alles braunte und flammte, alles ſchrie und jubelte, Maccaroni ſchloſſen ihr Band zwiſchen Keſſel und Mund. Es brodelte und kochte, und gemüthlich, wenn auch in ſteter Unruhe, verzehrte Neapels Volk ſein Bischen Lohn auf demſelben Platze, über welchen einſt der Lazaroni-König Maſaniello im Triumphe zog, und ob des allzujähen Ruhmes närriſch ward. Wir durchfuhren langſam die Straßen, uns an dem Treiben ergötzend, ließen uns vom Volk Maccaroni voreſſen, ein keineswegs ſchöner aber höchſt poſſirlicher Act, bei dem ſich der Neapolitaner mit dem franzöſiſchen Worte Glouton am beſten bezeichnen läßt, und beſchloſſen den Tag und unſere Volksſtudien in zwei winzigen Winkeltheatern, deren eines San Carlino heißt. Man gab Volkspoſſen im neapolitaniſchen Jargon; Pulicinell ſpielte eine Hauptrolle, quakte und ſchrie, doch wenn er mit chineſiſchen Wortſpielen ſein kleines heiteres Auditorium unterhalten hätte, ſo würde ich es von dieſem unangenehmen Lautſchwalle nicht unterſchieden haben; von irgend einem Verſtändniſſe war, trotz meines grammatikaliſchen Italie-

niſch keine Rede, denn man ſpielte nicht italieniſch, ſondern neapolitaniſch. Das Bemerkenswertheſte an San Carlino war mir, daß man von der Straße ins Theater, wie in einen Bierkeller, abwärts ſtieg, und daß die Theaterzettel als vollkommenes Zelt für die Logen hätten dienen können; doch mit einer Miniatur-Aehnlichkeit mit San Carlo, wie man mir erzählte, war es nicht beſſer, als vergliche man ein ſchönes Pferd und einen Mops, weil beide zwei Augen und vier Füße haben. In der andern Theaterkammer, als Gegenſatz zu Theaterſaal, wurde der berühmte, erſt kürzlich hier geweſene Taſchenſpieler Philippe parodirt. Als ein Fräulein in weißen Höschen auf der Bühne magnetiſirt wurde, und ſich hierauf auf einer Eiſenſtange ſtreckte und wiegte, war großer Jubel und gellendes Geklatſche.

Rhede von Neapel, den 14. Auguſt 1851.

Phöbus ſchwebte majeſtätiſch klar im reinen blauen Aether, und warf glühende Blicke auf das goldig erglänzende Meer, deſſen ſchimmernde Fluthen wir auf einem kleinen zierlich gebauten Dampfer-Meſſagere, mit Aquila pfeilſchnell durchſchnitten. Der Curs war gegen Capri, die Feeninſel des freudeſchwelgenden Tiber gerichtet. Unter munterem Geſpräche mit dem liebenswürdigen Aquila und in ſteter Bewunderung

der Golfesküſten langten wir ſchnell bei unſerem Ziele an. Ein leichtes Boot brachte uns in den kühlen Wellenſand des amphitheatraliſch aufſteigenden, pittoresken Ufers, wo unſer ein Troß Pferde und Eſel harrte, um uns auf die Ruinen des Kaiſerpalaſtes zu tragen. Der freundliche Leiter unſeres heutigen Ausfluges blieb am Meere zurück, da ihm die große Hitze ſchrecklich iſt; er bot mir ein weißes Paraſol an, welches ich jedoch verwundert, mit der Bemerkung ausſchlug, daß wir nordiſchen Bewohner des Erdballs die Hitze viel beſſer als die Südländer ertragen, die derſelben faſt erliegen. Im Galop ging es längs den ſteilen Ufern im Zickzack, bald zwiſchen maleriſch geſtalteten Felſen, bald zwiſchen Gärten und Häuſern mit dem herrlichen Blick auf das tiefe klare Meer, deſſen myſtiſcher Grund oft durch die reinen Fluthen leuchtete, die Anhöhe hinan. Capri trägt von allen Gegenden des Zaubergolfes am meiſten den glühenden Stempel des Südens. Das Eiland iſt ein Sitz der Sonnenkraft, wie ich ihn im lieben Hellas geſehen. Capri iſt nicht Italien, iſt mehr als Italien. Von ſeinen Felſenſpitzen ſtrömt ſchon die wahre erhebende Gluth der eingeſogenen Sonnenſtralen aus, an ſeinen ſteinigen Lenden wachſen ſchon üppig die Pflanzen einer intenſiveren, beſſer durchkochten Zone; an ſeinen Ufern bricht ſich das weiche, verſchmelzende, melodiſche Italien mit ſeinen ſüßen Petrarca-Liedern, um einer wilderen Natur, einer tiefer-

gefühlten Leidenschaft Raum zu lassen. Italien ist ein wonniges Sonett von weichem Munde gesungen; dieses Eiland ist, gleich den Ufern des Golfes von Lepanto, ein Gedicht leidenschaftlicher Zauberliebe, aus feurig wilder Brust entsprungen. Wäre ich ein Reicher Neapels, hier würde ich wohnen, hier in den Sonnenstrahlen baden, die in Neapel verweichlichen, in Capri stärken. Man gewahrt dies an den Bewohnern; sie sind frisch und schön, und ihre glühenden, schwarzen Augen erzählen von Leidenschaft; nebenbei haben die glücklichen Leute auch die herrlichsten Zähne, die man sich denken kann. Als ich eben zwischen Gärten auf meinem kleinen Gaul dahinjagte, in einem seligen Gefühle, welches die Triumphe der Natur, und ein solcher ist Capri, in mir hervorbringen, sah ich vor mir einen alten Mann in dunkler Kutte auf einem Eselein galopiren, einen gefüllten Bettelsack heimbringend; da ich ihn für einen Mönch hielt und mit diesen Leuten gern Gespräche anknüpfe, trieb ich meinen Gaul an, und holte ihn ein.

Wie freudig aber war meine romantische Ader angeregt, als ich in dem Reiter einen Eremiten kennen lernte, den ersten, den ich in meinem Leben sah; meine Sehnsucht nach diesem Anblicke habe ich bei der Besteigung des Vesuvs kund gegeben, hier in Capri wurde ich auf die interessanteste, komischste Art befriedigt. Also ein Einsiedler saß vor mir auf dem

Eſelein ſein, und grinſte mich freundlich an. Der erſte Anblick war eher geeignet, einen lächerlichen Eindruck zu machen. Die große Haſt des Solitärs, das ſchnelle Tempo auf dem ungeſattelten Langohr, an deſſen Seiten Sandalen und Kutte hin und her ſchlotterten, der lange Sack, der durch die ungewohnte Bewegung von der Croupe herunterrutſchte, auf welch letzterer der Mann der Einſamkeit gezwungen war, Voltigir-Uebungen zu machen, bei welchen ein bedeutend kürzerer Klumpfuß ſich developpirte, gab einen ſonderbaren Contraſt zu dem ſtillen ernſten Bilde, welches die Romantik gewöhnlich von dieſen der Welt abgeſtorbenen Weſen liefert. Unſere Wege hatten daſſelbe Ziel, da es ſich fand, daß die Klauſe der Abgeſchiedenheit auf den Ruinen von Tibers Freudenpalaſte ſteht. Von den Ueberreſten einſtiger Pracht iſt gar wenig zu ſagen; einige verfallene Mauern, ſchmuckloſe Gewölbe, unanſehnliche Moſaiks und der Anfang eines gedeckten Weges, welcher einſt dem Kaiſer von der bedeutenden Höhe bis zum Meere, als geheime Communication, gedient haben ſoll. Ueppiges Unkraut wuchert maleriſch auf den unbedeutenden Ruinen; und doch flößten mir die letzteren eine Bewunderung von Tibers Verſtändniß ein. Er hat nämlich einen der ſchönſten Puncte der Welt für ſein Schloß auserſehen, und das iſt eine Weisheit, die man ſelten findet. Er ſcheute nicht die Höhe, und hatte ſo von ſeinen Terraſſen das Zauberbild des einzi-

gen Golfes, den Anblick des imposanten Vesuvs mit seiner geheimnißvoll wallenden Himmelssäule, und die tiefe Philosophie des unbegränzten Meeres; alles von einer hohen schroffen Felsenspitze in einer verklärenden Entfernung gesehen. Giebt es ein schöneres Bild, und das aus seiner Wohnung gesehen? Diesen Genuß hatte der Weltherrscher, und jetzt wird er einem Eremiten zu Theil, der sich aber mehr ob der zahlreichen Fremden, als aus frommen Weltüberdruß hierher gezogen zu haben scheint, und sich noch immer mit irdischen Gedanken abgiebt. Er versicherte uns, daß ihm die reine Luft in der Wunderhöhe, welche er nun schon, glaube ich, bei dreißig Jahren genießt, einen unsäglichen Appetit gebe, den er mit milden Gaben aus dem Dorfe halb und halb befriedige. Von einem solchen Streifzuge kam er gerade heim. Auch metallenen Gaben ist er keineswegs abhold, und ein Zettel in seiner Klause erinnert die Fremden auf französisch, ja ihm selbst, und nicht dem Cicerone, den milden Trost in die Hand zu drücken. Ein Wesen letzterer Gattung, welches uns wie natürlich ebenfalls begleitete, war auch eine komische alte Typusfigur, die, als sie einer der Gesellschaft schelmisch fragte, ob der Eremit immer Einsiedler sei? boshaft antwortete: „Non si sa.“ Der arme Verleumdete brachte schlechten Capri-Wein und ein Fremdenbuch. Während wir uns setzten, fing er an, auf der Flöte lustige Weisen zu spielen; alle Würde war vom Klausenkell-

ner geschwunden, und die schwarze Kutte, der Klumpfuß und die geldgierigen verschmitzten Züge machten einen diabolischen Eindruck. Wie ganz anderer Natur müssen die Eremiten in der Thebais gewesen sein. — Man zeigte uns den Platz, von welchem Tiberius diejenigen, die ihm überlästig geworden waren, von einer steilen schwindelnden Felsenwand in die Fluthen hinunterstürzen ließ; von da unten sah uns das reine durchsichtige Meer wie ein tiefes schönes Menschenauge an, doch auch das Auge hat seine furchtbaren Geheimnisse. Den Fremden macht man auch auf einen weißen Thurm aufmerksam, aus welchem der finstere Tyrann die Sterne beobachtete; daß die trüben Geister doch so oft Böses und Gefahrdrohendes aus jenen stillen, ewigen Kreisen der Gestirne lesen, die Andern Trost spenden. — Man versammelte sich in einem kleinen Hause, schöne Töchter Capris traten ein, und aus dem, was ich sah, entstand folgendes Gedichtchen:

Was rauscht auf Capris Felsenwänden,
Was rauschet durch die Lüfte hin,
Es ist in schmeidig raschen Händen
Das schnellbewegte Tambourin.

Stets wilder tönt des Schalles Welle,
Was mag das laute Treiben sein?
Es ist Neapels Tarantelle
Im glühend heißen Sonnenschein.

Es drehen ſich in buntem Kreiſe
Die Mädchen Capri's ſchlank und leicht,
Mit anmuthsvoller, heit'rer Weiſe
Von Künſtelei noch unerreicht.

Es glänzen aus dem heit'ren Munde
Wie Perlen Zähne, ſchön und weiß;
Es blicken Augen aus der Runde,
Und Männerherzen klopfen heiß.

Die Hand vertritt die Caſtagnette,
Sie ſpielt zum Tambourin-Geſang;
Sie ſchnalzt und klatſchet um die Wette
Mit der hiſpan'ſchen Hölzer Klang.

Bald ernſt, gelaſſen und bald wilder
Bewegt ſich rings der Blüthenkranz,
Und ſtürmiſch bald und wieder milder
Ertönt das Tambourin zum Tanz.

Da klopft zum frohen Jugendtone
Ein Herz in lang' verſchloſſ'ner Bruſt:
Den Fuß des alten Cicerone
Ergriff von Neuem Tanzesluſt.

Der Jugend Drang erwacht ihm wieder
Und in erneuter friſcher Kraft
Zum kecken Schwung der ſteifen Glieder
Hat ſich ſein Alter aufgerafft.

Die Tambourine raſcher ſauſen;
Der Mädchen Auge funkelt hell,
Und wilder ſtets die Reigen brauſen,
Im Wirbelſchwall der Tarantell'!

Die Bewohner von Capri bewieſen mir von Neuem, daß ſich der Charakter eines Volkes in ſeinem Tanze ausſpricht; ſie tanzten die Tarantella voll wilder, ſchöner, berauſchender Leidenſchaft und doch ganz ſchlicht und ſchmucklos; ich liebe die Nationaltänze ungemein, ſo auch die Nationalinſtrumente, und war durch die Tarantella beim Tambourinenſchall in beiden Liebhabereien befriedigt. Von einer der Tänzerinnen, üppig ſchön, mit wildem Feuerblick und einer Reihe Perlenzähne, die das kecke Lächeln nicht oft genug zeigen konnte, flüſterte man ſich einen kleinen Prinzenroman von jenſeits des Wundergolfes zu. Während dem Tanze wurden Cactusfeigen, als ſehr ländliche Erfriſchungen, herumgetragen, die, ſorgſam von den kleinen Stacheln entwaffnet, meinem Gaumen trefflich behagten. Wir ſchwangen uns wieder auf unſere Gäule und reſpective Eſel, und von den Tänzerinnen begleitet, ſchlugen wir in der heiterſten Laune unſern Rückweg ein. Unterwegs ritt ich durch den Hof und Hauptgang eines Hauſes in deſſen Garten, um dort eine herrliche Palme, dieſen Dichter der Baumwelt, in der Nähe zu bewundern. Vor unſerer Rückkehr auf das Dampfſchiff begaben wir uns noch auf die Terraſſe eines Wirthshauſes, genoſſen hier von Neuem die immer herrliche Ausſicht auf dieſen an Naturſchönheiten ſo überreichen Theil der Erde, und labten uns an den beſten Südfrüchten, die ihm in Fülle entwachſen. Der Dampfer

brachte uns mit einigen Ruderſchlägen an eine Felswand der Inſel; winzig kleine Barken wurden beſtiegen, und auf dieſelbe losgerudert; ſchien's doch, als müßte man wie in jener Zeit der Mährchen kraft eines Zaubers durch die Wand ſchlüpfen, um in einen Feentempel zu treten. Und ſo war es auch. Es that ſich plötzlich eine höchſtens 3½ Fuß hohe Oeffnung, gerade breit genug für die Zwergbarke, auf; einige Ruderzauberſchläge, und wir glitten leiſe, wie durch Elfenhauch getrieben, durch den engen Steinring; hinter uns ſchloß ſich die Welt mit ihrem irdiſchen Treiben und ihren Sonnentagen, und von Zephyrflügeln getragen ſchwammen wir auf ſilberblauen Wellen ätheriſchen Duftes unter einem Grotten-Dome, um deſſen Säulen und Zacken bläulich ſchimmerndes Halbdunkel ſchwebte, das, gleich dem Reflexe eines Mährchenmondes, mild auf dem Marmor glänzte. Wir waren im Liebesſaale der Nymphe von Capri; leichte Silberringe zeigten ſich auf den Fluthen, ſanftes Plätſchern ertönte leiſe und wohlige Kühle wehte durch den Meerestraum; aber die Nymphe war nicht in den Wäſſern, und — zu unſerem Glücke; denn wie hätten wir die harten Proben des Odyſſeus beſtehen ſollen. So geht es in der Welt: ſo lange die Göttlichen in der blauen Grotte von Capri hauſten, durfte kein Sterblicher ſie finden, und als die Sterblichen ſie entdeckten, waren die Göttlichen entſchwunden, und nur der ätheriſche

Schimmer blieb als Abglanz der einſt in den Silberfluthen ſanft ſich wiegenden Najaden.

Wenn aber die Gelehrten behaupten, die Erſcheinung der blauen Grotten ſei nicht zu erklären, ſo ſehe ich dies eher als eine hergebrachte Phraſe, denn als eine feſtſtehende Behauptung an. Betrachtet man den Elfenſaal näher und mit Ruhe, ohne ſich jener poetiſchen Extaſe, die er hervorruft, hinzugeben, ſo wird man bemerken, daß die winzige Oeffnung, durch welche man eindringt, wirklich ein Felſenring iſt, deſſen untere Hälfte ſich nur einige Schuh unter dem Waſſerſpiegel befindet, ſo daß dieſe kleine Pforte, wie mir ſcheint, für den Lichteffect von geringer Bedeutung ſein kann, während ſich in den ungetrübten Gewäſſern unter dem Felſenringe ein weites Thor wölbt, deſſen Baſis man nicht wahrnehmen kann. Dieſes Thor nun läßt das Licht durch die blauen Fluthen wie durch ein blaugefärbtes Glas zauberhaft ſchimmernd eindringen, und auf den Tropfſteinwänden der Grotte bläulichzitternd reflectiren. Die ähnliche Wirkung der ſilberſpielenden Fluthen habe ich in vermindertem Grade in einem Badecabinet in Trieſt geſehen, wo das ſonnige Tageslicht auch nur durch die Meereswäſſer ſchimmerte. So erklärt ſich auch der Effect der grünen Grotte auf dem entgegengeſetzten Ufer der Inſel, nur iſt dort die Farbe des Meeres grün. Es iſt ein eigener Hang des Menſchen, gewiſſe Erſcheinungen in der

Natur gefliſſentlich mit Geheimniſſen zu umhüllen, mich aber intereſſirt es, wenigſtens einen Verſuch zu machen, dieſen Schleier zu lüften; es iſt ja ein erlaubter Drang, die Erſcheinungen der Natur ſo viel als möglich zu erklären, geht man darin zu weit, ſo weiß unſer Herrgott ſchon mit kräftigem Arme Einhalt zu thun.

Geheimnißvoll wonnig war mir aber in der feuchten Najaden-Grotte zu Muthe, und ich beneidete die Schiffer, die gleich Silberfiſchen in der Mondenfluth wogten; jedes ihrer Glieder ſchien mit Zaubermetall überzogen zu ſein. Nur zu bald brachten uns wieder leiſe Ruderſchläge durch den Felſenring; der Nymphe Meerſaal verſchwand, das Märchen war gelöſt, und mit goldenem Glanze empfing uns der Tag, als wollte ſich der Glanz der Erde mit dem der Phantaſie meſſen, als wollte ſich die Wirklichkeit neben das ſtillempfundene Meergeheimniß ſtellen. Und ich mußte ausrufen: „Bei Gott! die Sonne iſt ſchön.“

Wieder rauſchten des Dampfers Räder, und ſie rauſchten nach Sorrent. Nach Sorrent, welche Melodie klingt aus dieſem Namen. Tritt nicht Taſſo uns vor die Seele? ſieht man nicht die ſchönſten Frauen des Königreichs vorüberziehen? Und es iſt auch ein Paradies, dies herrliche Sorrent. Auf hohem Felſenufer, auf mächtigen Steinterraſſen, wie ein Stückchen Schweiz, ruht es von Orangenbäumen ewig friſch um-

wallt. Hat man die pittoresken Felswände, die hohen Thore und Gänge durchschritten, ist man auf dem weiten Plateau plötzlich, wie aus den Eingeweiden der Erde, auf der Terrasse eines Hauses angelangt, die frei über dem Wasserspiegel auf der hohen dunklen Wand schwebt, so vermählt sich Alles, was die Natur Entzückendes, Herrliches bietet, zum schönsten der Bilder, so verführerisch wonnevoll, so gluth- und sonnenreich, so allerfassend, daß das Herz erbebt, und ein süßes Weh durch die Adern strömt, wie banges Liebesahnen. Das Haus heißt mit Recht: „la bella Sirena," denn man fühlt sich hingerissen von dieser Schönheit, und wähnt, von den linden Armen der weichen Verführerin umschlungen, in das Meer sinken zu müssen. Mir war's wie an einem neuen Frühlingstage, in meiner Brust blühte und sproßte es; war's Wehmuth, war's Heimweh, war's daß ich allein unter Fremden von dieser Schönheit überwältigt wurde? Es war wohl der Sirene süßer Liebesgesang.

Sie hat um uns gebuhlt, sie wollte uns in ihr kühles feuchtes Element ziehen, und nur die felsenfeste Burg bewahrte uns vor ihrem Liebeskuß; denn als wir bei einem wohlbestellten Mahle von der Terrasse ruhig auf den weiten Golf hinabblickten, und uns die Töne der neapolitanischen Marine-Infanterie-Musik umrauschten, sahen sich plötzlich die Gäste verwundert, ja bestürzt an, man murmelte erst leise, dann

wurde die allgemeine Bewegung laut: der Tisch hatte geschwankt, und ein Erdbeben hatte uns auf der Felsenterrasse seine unheimlichen Stöße fühlen lassen. Von der ganzen Gesellschaft war ich der Einzige, der nichts bemerkt hatte, und doch war die Erschütterung in manchen Gegenden so stark, daß, wie wir später erfuhren, zwei Städte zerstört, und eine große Anzahl Menschen beschädigt oder getödtet wurden. Das sind die Schattenseiten dieses herrlichen Landes. — Ein Lebewohl der schönen Sirene! Sind wir auch in ihrer Nähe Gefahr gelaufen, hat sie uns auch ein verführerisches Lied gesungen, so ist es doch ein Lied voll Poesie gewesen. Nur zu bald mußten wir ihre Stätte verlassen; doch harrten unser neue Zauber.

Wir setzten uns in eine Landkalesche, von zwei mit Schellen bizarr behangenen Pferden gezogen. Cigarren wurden angezündet, und von stetem Geklingel umsummt, rollten wir zwischen den Mauern der großen Orangengärten dahin. Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach, besonders nach einem tüchtigen Ritte und wohl bestellten Mahle. Umweht von südlicher Luft, eingelullt von der Musik der Pferde schlief ich ein. Als wir jedoch im Begriffe waren, um einen in das Meer vorspringenden Berg zu fahren, wurde der Geist wieder stark, und ich gewann genug Kraft, um den letzten Abschiedsblick auf die Bucht von Sorrent zu werfen. Ich

wurde belohnt, denn wunderlieblich, ernſt und heiter ruhte Taſſo's Friedensſitz auf hohen breiten Felſenbaſtionen, ſanft zu den Gebirgen aufſteigend, friſch umwallt von den grünen duftigen Wogen der üppigen Orangenhaine. Der Wagen rollte auf der trefflichen Straße um das Gebirge; Sorrent ſchwand und malte ſich in meinem Gedächtniſſe als der ewig grüne Thron der Dichterliebe. Morpheus' Flügelſchlag rauſchte ſanft heran, und abermals entſchwand mein Geiſt der Sinnenwelt. — Unſer Wagen hielt in einer reizenden Bucht, in dem Arſenal von Caſtellamare, wo mir der langgehegte Wunſch erfüllt ward, ein Linienſchiff zu ſehen. Leider hatte es noch kein Takelwerk, und war im Innern keineswegs eingerichtet, doch konnte ich den ganzen Bau und die weiten majeſtätiſchen Dimenſionen bewundern; eine wahre Waſſerburg, die mit Recht den Namen Monarca führt. Das Schiff ſcheint ſehr gut gebaut und verſpricht den beſten Erfolg. — Zu dem oberhalb Caſtellamare am Rücken des von einem prächtigen Eichenwalde umgrünten Berges gelegenen Schloſſe des Königs fährt man durch eine ſchattige Allee von dichten und doch wunderleichten Bäumen einer anderen Zone, deren Name mir leider entfallen iſt. Das Schloß mit einer weiten um daſſelbe laufenden Terraſſe iſt reich an den herrlichſten Ausſichten; ſeine inneren Räume ſind jedoch kahl und unwohnlich, dagegen iſt der kleine Garten gegen die Bergſeite hin mit einer

unendlichen Baum- und Blumenfülle aller Regionen ausgestattet. Schade daß sich auch Dahlien in die Gesellschaft mischen; so farbenreich diese Blume auch ist, so kömmt sie mir doch wie ein schönleibiges, aber dummes und gemeines Weib, ganz parvenue, vor. Ohne alle Anmuth, ohne allen frischen Hauch, sollte sie mit ihren kalten Farben nicht den Farbenschmelz der übrigen Blüthen in einem Pleasure ground stören. Man versteht es nicht im Süden, mit Coquetterie zu arrangiren, gewöhnlich überläßt man gar zu viel der Mutter Natur, oder nimmt man etwas in die Hand, so wird es entweder erdrückend großartig, oder voll schlechten kindischen Geschmackes; die guten Leute sind durch das allzuherrliche Klima und den trefflichen Boden verwöhnt; es wächst und blüht ohne Hilfe, wo der Same in die Erde fällt. Welche Wunder aber könnte man mit diesen Mitteln erreichen, wenn man etwas Sinn und guten Willen hätte. Der Garten des Fürsten Lieven, der hier ebenfalls in einer wunderlieblichen Lage angelegt ist und einen grünumkränzten Zauberblick auf den Vesuv und einen Theil des Golfes eröffnet, zeigt schon den nordischen schaffenden Geist, den belohnten Fleiß. Nur würde ich nicht englische Anlagen für diese Gegenden anwenden. Die Natur ist hier schon zu parkartig, und nur altitalienische Gärten, mit stolzen Lorbeerwänden, flüsternden Grotten und rauschenden Fontainen, die reiche Blumenmassen

umkränzen, sind ihr angemessen. Duft und Kühlung gehören in südliche Regionen, und der schwer zu erhaltende Rasen muß so viel als möglich vermieden werden. Fürst Lieven hat ihn jedoch mit bedeutendem Kostenaufwande erlangt. Der gelungenste Effect in diesem russischen Süden ist auf einer kleinen Terrasse auf der Bergseite des Hauses erreicht, wo große Bäume sanft ihr Haupt auf den reichgeschmückten Altanen wiegen, und Schlingpflanzen schelmisch mit ihren Blüthenaugen hereinsehen, so daß man wie aus frischem Korbe den herrlichen nordischen Eichenwald auf der Berglehne freudig aufsteigen sieht, und im duftigen Süden von den frischen Alpen zu träumen wähnt. Mit dem vielgerühmten Hause hat es jedoch in meinen Augen einen kleinen Haken; weil es ein Giebeldach und Holzgallerien hat, soll es, wie mir der Architekt selbst sagte, im Style unserer Länder sein, eine Art Cottage aus dem Hochgebirge. Man bemerkt aber nur zu bald, daß, wenn auch die Hauptformen ziemlich richtig sind, das Holz nach pompejanischen Vasenmustern geschnitten ist, während sich zur Rechten eine sehr geschmackvolle griechische Säulengallerie, die einen reizenden, luxuriösen Salon enthält, mit dem Gebäude verbindet. Es ist ein mißlungenes mixtum compositum von sehr gelungenen Details. Im Innern herrscht ein sybaritisch kunstreicher Garçon-Luxus, der wieder die wunderbarsten Einzelnheiten, und unter ihnen selbst ge-

lungene Kunſtwerke bietet. Der Mittelſalon des Hauſes iſt ſeiner Ausſicht und Einrichtung nach reizend. Während wir im milden, herrlichen Abende vor der Wohnung der Herzogin von Parma, der wir einen Beſuch abſtatten wollten, im Wagen harrten, kam ein Guitarreſpieler, und ſpielte und ſang uns ein melodiſch-poetiſches Lied von dem „Ciucci Ciuccetti“; man hätte glauben können, es ſei ein Sonett vom Liebesdichter par excellence, vom honigſüßen, butterweichen Petrarca, ſo ſanft und nachtigallmäßig klang es. Die Herzogin war nicht zu Hauſe; die Eiſenbahnkaſten nahmen uns auf, und mit einem Gefühle inniger Dankbarkeit für Aquila, der mir zu einem der lieblichſten Tage meines Lebens verholfen hatte, ſauſte ich gegen Neapel.

Rhede von Neapel den 15. Auguſt 1851.

Wir leben einmal im Jahrhunderte der Eiſenbahnen, man muß ſich eben von dem Strudel fortreißen laſſen, und als ehrlicher Deutſcher geſtehen, daß Alles ſeine guten Seiten hat, ſo auch die materialiſirende Eiſenbahn unſerer materiellen Zeit. Man kömmt vorwärts, und dies war bei unſerem heutigen Ausflug in das Land hinein ſehr gut. Wir flogen durch die cultivirte Ebene, die ſich von den Höhepuncten

so frisch und schön ausnimmt, in der Nähe gesehen aber etwas langweilig und gleichförmig ist.

Man warnte mich, der schlechten Lüfte halber, welche um diese Jahreszeit in der niederen Gegend herrschen sollen, auf dieser Fahrt einzuschlafen. Zum Glücke war es nicht nach Tische, so daß wir ohne Kampf, glücklich der Gefahr entrinnend, in Caserta, dem größten Schlosse des Königs beider Sicilien, anlangten. Der erste äußere Anblick desselben macht keinen günstigen Eindruck, die Avenue ist verwahrlost, und die Dimensionen sind eher casernen- als palastartig. Das Ganze sieht etwas abgewirthschaftet aus; ich hatte mein liebes kaiserliches Schönbrunn zu sehr vor den Augen, mit dem ich Caserta vergleichen hörte, und zwar beinahe zu des Letzteren Vortheil. Aber Schönbrunn bleibt Schönbrunn, wenn auch beim Einfahren in die Vestibule von Caserta der Eindruck sich bei Weitem erhöht. Sieht man die vier kolossalen Höfe und deren gigantische Hallen, die sich gleich Palmenwäldern wölben, um auf ihren hohen luftigen Domen die weiten Tracte des massiven Schlosses zu tragen; sieht man die mächtige Treppe, die, gleich einem Marmorberge himmelan sich hebend, für Göttertritte geschaffen scheint; sieht man den das Gebirge hinanstrebenden Garten mit seiner Riesen-Cascade, gleich einem grünsammtenen Königsmantel mit Hermelin und Silberspitzen ausgebreitet, dann sagt man, daß Caserta, obgleich in die

wenigst schöne Gegend oder vielmehr die einzig unschöne Gegend um Neapel gezwungen, keine königliche Laune ist, sondern ein königliches Phänomen, zu dessen Schöpfungsgedanken jener grandiose Siegesmuth gehört, der aus allen Werken Carls III. spricht, und nur in einer Zeit aufblühen konnte, die Ludwig XIV. mit seinem Genie gebar. Die Treppe, welche sich in ihrer Mitte theilt, und deren kolossale Wände mit Marmor-Damast überzogen zu sein scheinen, so künstlich sind die Steinplatten wie zu einem Stoffe gefügt, so glücklich die bunten Nuancirungen gewählt, wird als das erste Kunstwerk dieser Art geschätzt. Alle Farben und formenreichen Adern dieses Steines sind zu den sinnreichsten Figuren verwebt, und bilden so gewiß die großartigste und haltbarste Tapete, die je zur Zier eines Stiegenpalastes, denn Stiegenhaus wäre nicht bezeichnend, mit Künstlerhänden und luxuriöser Verschwendung aufgespannt wurde. Die Treppe von Caserta ist trefflich dazu geschaffen, daß sein Besitzer die Welt zu sich heraufklimmen lasse, um schon durch die ihn umgebenden Wände Bewunderung zu erwecken, und dann dem ehrfurchtsvoll sich nahenden Trosse mit einem gnädigen Blicke, der doch noch immer von oben kommt, mit einem huldverkündenden Lächeln als der Mächtige, Gebietende entgegenzutreten. Träte ein Carl V., eine Maria Theresia aus dem dunklen Doppel-Vestibule des ersten Stockes auf den Treppenrand, so möchte ich sehen,

wer da nicht ſein Haupt beugte vor der Majeſtät, der Gott die Gewalt gegeben hat. Daß aber die Macht von oben kommt, deutet der Gründer von Caſerta entſchieden an, indem die Mittelrichtung des nach allen Höfen blickenden, und von maſſiven Säulen getragenen, oktogonen Veſtibules in die reiche, ebenfalls von Marmor ſtrotzende Capelle führt, in das Sanctuarium des Rieſenbaues. Die Zeiten ändern ſich und mit ihnen die denſelben entſprungenen Geſtalten, und ſchwarze Fracks müſſen ſich zwiſchen dieſen geſchliffenen Marmorbergen, dieſen ſtarken und doch zarten Spiegelflächen, dieſer dem Steine entlockten Farbenfülle, sauve le respect, wie Eintagsfliegen auf einem Purpurmantel ausnehmen. Auch ich arme Eintagsfliege fühlte, wie ſich der Stolz in mir regte, den ich auch in Venedigs Dogenpalaſt empfand, und der mit der Idee zuſammenhängt, wie angenehm es in gewiſſen, freilich nur ſeltenen Augenblicken ſein muß, von ſolchen Treppen oder Hallen als der Erſte auf die Uebrigen zu blicken, als die Sonne des Firmamentes. So muß es auch dem heiligen Vater ſein, wenn er in der Kirche gekrönt wird, oder wenn er auf dem Petrusplatze den Segen austheilt. Dann tritt aber auch zur rechten Zeit ein Cardinal vor, und verbrennt Werg auf einer Schüſſel; iſt dieſelbe auch von edlem Metall, ſo empfängt ſie doch immer die Aſche des Werges.

Da ich von jeher eine Leidenſchaft für den Marmor,

als die edelſte ewig friſche Zier der Baukunſt hatte, ſo konnte ich mich hier nicht ſatt ſehen an all dem farbenkräftigen, reichen Schmucke, der für das Gebäude iſt, was die Fontainen und Cascaden für Gärten alten Schnittes ſind. Die Papiertapeten und Wandſudeleien unſerer Zeiten entſprechen hingegen den Miniatur-Teichen oder den Lacken der neumodiſchen Gärten. Auch in meinem Garten bei Wien glänzt ſolch eine Pfütze als Symbol jetziger Großartigkeit, bei welcher ich aber immer die Beſorgniß hegen muß, daß ſie von den Hunden, die allenfalls die Beſucher mitbringen, ausgetrunken werden könnte, weßwegen ich auch Fido, dem Hausfreunde, den Eintritt zu verſagen gedenke. Zur Rechten und Linken der wunderbaren Treppe von Caſerta ruhen zwei mächtige, gut ausgeführte Löwen, und hüten mit majeſtätiſcher Nachläſſigkeit Kronen aus Marmor; viel Tiefe und Bewegung iſt in dieſem gut ausgeführten Symbole. Es war Sonntag, und nachdem ich die Treppe und das Veſtibule durchwandert hatte, hörte ich in der Capelle die heilige Meſſe.

Wie mit der Spannung der Seele, ſo geht es mit jeder Spannung; tritt ſie zu früh ein, ſo muß ſie auch früh nachlaſſen. So iſt es auch bei Caſerta der Fall. Der Anfang iſt zu groß, als daß die Folge noch größer ſein könnte; die Appartements entſprechen nicht dem Eingange, beſonders nicht die des rechten Flügels, in welchem der Ge-

ſchmack der Napoleoniſchen Zeit, gleichwie in Capo di Monte, Alles verdorben hat. In dem ganz verwahrloſten Theater ſind nur Alabaſterſäulen bemerkenswerth, welche aus dem Tempel des Serapis in Puzzuoli ſtammen. Vom Tempel in's Theater, vom Theater in den Tempel, das iſt der Weltlauf.

Der Garten entſpricht vollkommen der großartigen Treppe, und ſeinen Raſenplätzen, Wäſſern und Bäumen iſt dieſelbe Idee aufgeprägt, welche im Marmor der letzteren uns entgegen tritt. Wie ſtürzen und ſenken ſich dieſe Cascaden und Canäle majeſtätiſch den Bergrücken herab! wie ſind dieſe Fontainen und Statuen, dieſe gerade geſchnittenen Baumwände und parallelen Alleen für Schnallenſchuhe und Reifröcke geſchaffen! Iſt das nicht Alles geebnet und gerichtet, damit auch die Natur dem ceremoniöſen Wandeln, dem gemeſſenen Schritte eines vom Nimbus der Majeſtät umwallten Hofes kein Hinderniß in den Weg lege? Rauſchen die Cascaden nicht nach dem Tacte? Stellen ſich die Bäume nicht nach reſpectvoller Etiquette auf, um vor ihrem Herrſcher Parade zu machen? Spricht nicht aus all dem ein Geiſt des Pompes, der ſelbſt die Natur unter ſeine Gewalt gebracht hat? Fürwahr ein größerer Geiſt, als aus den Schlangenwindungen, aus den Maulwurfshügeln und den Bächlein unſerer Gärten, in denen man die Natur verſtümmelt, aber nicht

unterjocht, wo man krumme Feldwege und rauhes Buſchwerk, das man ſchöner im Freien findet, nachahmt, und zu verbeſſern gedenkt, was man nur verkleinert und des Charakters beraubt. Man macht die Natur zum elenden, mageren Püppchen, während unſere Vorfahren die Kräfte derſelben geſammelt und benützt und in ihren Gärten durch Geiſt verbunden haben; ſie modelten wenigſtens aus ihr eine, wenn auch ſteife und geputzte Dame erſten Ranges, die noch als Matrone imponirend wirkt, und den kleinlichen, emancipirten Esprit der jungen Soubrette beſchämt. Das Parterre in Schönbrunn iſt die kaiſerliche Schweſter des königlichen Gartens von Caſerta; beide hätte ich in der Zeit ihres größten Glanzes, in der des Puders und Haarbeutels, ſehen mögen. Wie ſtattlich müſſen die Höfe Maria Thereſiens und der damaligen Bourbons im reichen Schmucke auf dieſen Bahnen einhergeſchritten ſein. Ehe ich von Caſerta ſcheide, muß ich noch der Monſtre-Forellen erwähnen, die im kühlen Hintergrunde der Haupt-Cascade und deren klarem ſchönen Waſſer in der Grottenfriſche hauſen, und auf den Ruf des Wärters erſcheinen, um das Auge des Fremden durch ihre übergewöhnliche Größe mit Staunen zu erfüllen, wie die ungethümen Urkarpfen in Lachſenburg. Beide Geſellſchaften ſind jedoch nur zum Augen-, nicht zum Gaumengenuſſe geeignet, und leben fröhlich von fürſtlicher Penſion. Ich warf den letzten

Blick auf diese von Baumwänden scharf eingerahmte, aufwärts steigende endlose Perspective mit ihrem, von den Diamantspangen der Cascaden unterbrochenen Silberbande und den terrassenartigen Neigungen ihres Terrains, und kehrte dann bei einer gesegneten Wärmetemperatur auf der Eisenbahn nach Neapel zurück. Hier nahm ich ein angenehmes Diner bei meiner guten Tante ein. Es war schon ziemlich spät, als ich in die Gartenanlage des königlichen Schlosses in Portici, dessen Inneres wir jedoch nicht besahen, fuhr. Sie enthält schöne, üppige Baumpartien, in deren Mitte ein sehr nettes Fort in verkleinertem Maßstabe auf Befehl der Königin Caroline zur kriegerischen Unterhaltung und Belehrung Ferdinands I. errichtet wurde. Von dem Thurme des sorgsam ausgeführten Gebäudes hat man eine herrliche Aussicht, die der schöne, reine Abend mit süßer Melancholie färbte, was indessen keine schwärmerische Wirkung auf unsere Stimmung hervorbrachte, indem wir im Gegentheil auf ziemlich muthwillige Weise einen armen Strauß im Hofe der Festung herumtrieben, und uns an seinen komischen, ausweichenden Wackelbewegungen und seinen Angriffen auf den Hut von Einem aus unserer Gesellschaft halbtodt lachen wollten. Auch einige Känguruh, ein Tiger und ein Leopard werden in Portici den Fremden gezeigt.

Nach kurzem Aufenthalte kehrten wir im Dunkel des Abends nach Neapel zurück.

Rhede von Neapel, den 16. August 1851.

Der heutige Morgen war den Alterthümern um Baja und Puzzuoli geweiht, und mit Scham muß ich es gestehen, daß er der einzige etwas langweilige während unseres Aufenthaltes in Neapel war; und doch schwärmen wenige meiner Bekannten so für die Alterthümer wie ich; aber nicht nur die Seele allein, sondern auch der Körper muß zur Bewunderung gestimmt sein, und da dieser in Folge der forcirten Ausflüge erschöpft war, und die glühende Sonne eine unerträgliche Hitze verbreitete, so war mir ganz unwohl, und ich fühlte mich nicht für die Denkmale römischer Größe und Tyrannei empfänglich, besonders da sie sehr unter meinen griechischen Erinnerungen stehen.

Wir begannen unsern Ausflug mit dem Grabe Virgils, durch eine lange, lateinische Inschrift am Eingange des Posilippo bezeichnet; der Ruheplatz aber selbst befindet sich auf der Höhe, auf die man durch einen Weingarten zu einem kleinen Steinhäuschen und dessen nichtssagenden Mauern stolpert, wo einige Lorbeerbüsche stehen. Hier ruht der Dichter, der die Aeneis schuf; eine fade französische Inschrift macht

ihre erläuternden Randbemerkungen zu seinem Ruhme, und läßt Virgil die große Ehre zu Theil werden, ihn in den Fürstenstand unter den Poeten zu erheben, indem sie ihn le prince des poëtes nennt. Es ist Mode, einige Lorbeerblätter, wo möglich einen Ast von hier mitzunehmen, der dann als poetische Wünschelruthe prächtige Dienste thut. Daß man aber den Platz des großen Heiden als Friedhof oder vielmehr Einscharrungsort für Nicht-Katholiken gebraucht, ist gewiß höchst unpassend; deutsche, englische und jüdische Denksteine dienen hier pêle-mêle als Pflaster auf der Pilgerstraße zu des großen Mannes Grab.

Nachdem ich pflichtmäßig mein Feld- oder Siegeszeichen von der Dichterstätte geholt hatte, stiegen wir in die Kutsche und rollten in die zum Weltruhme Neapels gehörende Grotte del Posilippo. Ein langer finsterer Tunnel ist durch das Tuffsteingebirge gebrochen, der originell aber keineswegs so großartig als die Bauten unserer Eisenbahnen ist, und der, wenn auch aus den Zeiten der Römer, doch kaum ein Römerwerk genannt zu werden verdient. Das Felsenthor in Salzburg mit der schönen Inschrift: „Te saxa loquuntur“ ist fürwahr ein viel malerischeres, großartigeres Werk, nicht von den Steingallerien auf der Kaiserstraße des Wormser Joches zu sprechen. Eine gute Wirkung macht das durch die un-

leidlichen Staubwolken eindringende Licht, welches wie der ſilberne Flor einer Fee in die dunkle Straße hereinweht.

Ein alter Eremit, das zweite Exemplar dieſer Art, welches mir vor Augen kam, macht am Eingange der Grotte Anſpruch an der Durchfahrenden Barmherzigkeit, eine Art Zolleinnehmer auf Privatſpaß, der der Welt zeigt, daß man auch am Eingange einer Haupt- und Reſidenzſtadt einſiedeln kann. Durch wahre Staubfluthen kamen wir an den höchſt ungeſunden Lago d'Agnano, an deſſen Ufern eine zweite Berühmtheit Neapels, die Hundsgrotte liegt. Ich ſuchte vergebens darnach, und zu meiner Verwunderung führte man mich an eine kleine Bretterthür, hinter der ich den Eingang in die Grotte vermuthete; wie ſtaunte ich, als man die Pforte öffnete, und wir einer kleinen, höchſtens einige Schuh tiefen Höhlung, die man das Hundeloch aber nicht die Hundsgrotte nennen ſollte, anſichtig wurden. Hier entwickelt ſich ein tödtliches Gas, wie auf mehreren Stellen in Marienbad, und ſchon hörten wir den armen Hund winſeln, welchen man vor unſeren Augen in das Loch hielt. Er zuckte mehrmals, ſeine Zunge wurde blau, und beinahe verreckt zog man ihn endlich wieder in die friſche Luft, wo er aufkeuchend wieder langſam zum Leben kam, und dann wie ein Betrunkener forttaumelte. Ein wahrhaft ſcheußlicher, barbariſcher Anblick, den das arme Thier zum Erwerbe ſeines Herrn oftmals gewähren muß. —

Wir gelangten am Platze, wo Cicero's Villa ſtand, und an den Ueberreſten einer Cyklopen-Mauer vorüber nach Puzzuoli, einem Städtchen auf einer Anhöhe an einem, vom Golfe aus in das Land gehenden Meerbuſen, an deſſen Ufern ſich auch Baja erhebt, und welcher der Lieblingsaufenthalt der Römer geweſen zu ſein ſcheint, die dort eine Art eleganter Badeſaiſon zubrachten; die Stufe di Nerone, denen unſere modernen Dampfbäder entſprechen, deuten darauf hin. Hier befindet ſich auch das große Baſſin für Seefiſche, die Piscina mirabilis, ein koloſſaler Waſſerbehälter, und mannigfache Ruinen von Tempeln und Landhäuſern. Wir wendeten zuerſt unſere Schritte zu der Solfatara, dem ehemaligen Krater eines Vulcans, deſſen nunmehr ſich begrünender Keſſel einen weißen Boden hat, aus dem an mehreren Stellen noch vor einigen Jahren Schwefel gewonnen wurde. Die Ergiebigkeit Siciliens an dieſem Stoffe aber hat dieſes Geſchäft langſam vernichtet. Wirft man einen Stein ungefähr in die Mitte des großen Kraters, oder ſtampft man mit dem Fuße auf den Boden, ſo hört man's mächtig und geheimnißvoll dröhnen; es iſt das Klopfen an die Unterwelt, aus deſſen Wiederhall man auf einen leeren gewölbten Raum ſchließen kann, was etwas unheimlich für den Darüberfahrenden iſt. Mich wundert, daß man noch nie verſucht hat zu graben, um Gewißheit zu erlangen. Der weiße Boden war glühend heiß, und ich athmete

auf, als wir bald den Krater mit ſeiner Backofenhitze verließen. Wir fuhren bei dem Fiſchbehältniſſe vorbei, das mich durch ſeine Lage unmittelbar an der Straße, deren andere Seite der Meerbuſen begränzt, an die Süßwaſſer-Seen in Eleuſis erinnerte, gegen Baja, und bei dieſer Stadt vorbei an das ſogenannte Mare morto, einem natürlichen Dock für die Schiffe der Alten, welches nun langſam verſumpft und verdunſtet. Ueber eine kleine Anhöhe kamen wir zur Piscina mirabilis. Es iſt ein großes, tiefes, unterirdiſches Reſervoir, von einem gigantiſchen Pfeilerwalde getragen, eine Zuſammenſetzung von Rieſenhallen; die Decke iſt an mehreren Stellen durchbrochen, und das ſchönſte Schlingkraut wuchert in wilden, friſchen Kränzen als lebendes Ornament um das alte Bauwerk, welches, da es trocken liegt, an ein großes Mauſoleum, an einen unterirdiſchen Tempel, nicht aber an ein Waſſerbehältniß erinnert.

Ueber Weingärten hin erblickten wir, in das Meer hinausragend die Höhe von Miſeno; der hiſtoriſche Punct, von glühender Sonne beleuchtet, in das Blau der Fluthen und des Himmels gezeichnet, gab ein ſchönes ſüdliches Bild; der traurige, düſtere, furchtbare Gegenſatz hiezu waren die Gefängniſſe des Nero. Wir wurden mit Fackeln in dieſe tiefen, ſchwarzen Löcher geführt, welche ſich unterirdiſch in mehreren Etagen zu einem grauenhaften Labyrinth verzweigen, in wel-

chem man, von dem Lichterdunſte umwallt, zu erſticken meint. Bald kehrten wir um, und ich war froh, aus den dunklen Eingeweiden der Erde wieder ans Tageslicht zu kommen. Mehrere Frauen des benachbarten Ortes tanzten hier plump und ungeſchickt eine Tarantella, die kaum das Schattenbild von der auf Capri war. — An der Küſte des Buſens von Baja zeigt man den Tempel der Diana, ein hohes halbverfallenes Gewölbe, und den Tempel des Mercur; beide ſind weder durch Architektur noch durch Größe und impoſantes Material ausgezeichnet. Wer wird aber auch große Monumente in einem Landaufenthalte ſuchen? Intereſſant ſind die in einen Felſenberg eingehauenen Kämmerchen und der zur Dampfquelle führende, niedere dunkele Gang der Stufe di Nerone; der Dampf dieſer Quelle iſt ſo heiß, daß er ein Ei in kurzer Zeit ſiedet. Ein alter Mann bewerkſtelligte dieſe Operation; war auch ſein Keuchen beim Zurückkommen übertrieben und auf klingendes Erbarmen berechnet, ſo begreife ich doch nicht, wie er die Hitze von 60 Grad aushalten konnte, die ſchon im Beginne des Ganges für mich unerträglich war. Dieſe vielen Dampf- und Schwefelquellen, dieſes Rauchen, dieſe Hitze des Erdbodens, die Entwicklungen ſchädlicher Gaſe ſind die deutlichen Kennzeichen eines großen, chemiſchen Laboratoriums, welches im Veſuv ſeinen Culminationspunct hat, und wer weiß, wie unterarbeitet ſchon die lachende Kruſte

Neapels iſt, und wie bald vielleicht auf demſelben Puncte, wo jetzt orangenumwallte Villen heitere Erdenſöhne, unbewußt der nahen Todesgefahr, beherbergen, ſich ein neuer Vulcan bilden kann. — Wir endeten die Reihe der Sehenswürdigkeiten mit dem Tempel des Serapis in Puzzuoli, einer Säulen- und Stein-Confuſion, die einſtens ſehr ſchön geweſen ſein mag, jetzt aber zu einer Art Sumpf herunter gekommen iſt. Der Boden des Tempels iſt einige Schuh hoch mit Waſſer bedeckt, welches, aus der alten Heilquelle und dem nahen Meere kommend, ſich in den heiligen Hallen vermengt hat, und nun den Fiſchen ein günſtiges Revier bietet; doch giebt es auch eine Saiſon, horribile dictu, wo die Menſchen herbeiſtrömen, um in dieſen Gewäſſern, zwiſchen Säulen herumwallend, Heilung zu ſuchen, was bei niederem Waſſerſtande ekelhaft genannt werden kann. Ueber die Via tedesca fuhren wir zurück nach Neapel. Wie kommt eine Via tedesca in den, die Deutſchen als Barbaren verſchreienden Stiefel Italiens? Sie ſtammt von der Zeit her, als in den Zwanziger Jahren die Weißröcke hier Ordnung machen mußten; zum Andenken an die glücklichen Zeiten, die ſie im goldnen Neapel verlebt haben, ſteht dieſe Straße, welche längs dem Golfe an den Höhen von Poſilippo geführt iſt, und an den wundervollſten Ausſichten, Villen und Gärten vorbei in die Hauptſtadt auf die Chiaja mündet. Auf der einen Seite hängen

die lachenden, duftenden Landbesitzungen auf der Bergeswand, und neigen sich zur Straße hinab, auf der andern baden sie sich in den spielenden Wellen, und blicken heiter den Vorüberfahrenden nach. Auf einem höchst eigenthümlich gewählten Puncte macht sich die im alten Ritterstyle gebaute Festungsvilla der Marchesa S***, einer sehr zweideutigen Engländerin, bemerkbar. Diese Villa ist so knapp zwischen dem Ufer und der hochgelegenen Straße erbaut, daß der Eingang zu derselben unter der letzteren durchführt; also ein vollkommen abgeschlossenes Reich. Die schützenden Kanonen auf der crenelirten Dachterrasse sind gemüthliche von Holz. — Ich machte noch eine Fahrt nach Capo di Monte, um von Tante und Cousine einen herzlichen Abschied zu nehmen; denn leider konnte man mir sagen: „Mein Prinz, die schönen Tage von Aranjuez (respective Neapels) sind nun vorüber!“ und innig dankte ich den lieben Verwandten für den freundlichen, wohlthuenden Empfang, den sie mir zu Theil werden ließen. — Auf unserer Fregatte wurde heute geräumt und gerichtet, gekocht und geschmort; denn ich wollte noch am letzten Abende Aquila in unserem schwimmenden Palaste bewirthen. Das Mahl war heiter, und dennoch wurde mir der Abschied nach demselben recht schwer; ich hatte in dem liebenswürdigen Aquila einen Freund gefunden, der mir die angenehme Erinnerung an Neapel durch seine Liebenswürdigkeit noch angenehmer

macht, und dann bin ich einmal ſo, daß mir das Scheiden aus einem Orte, wo ich glückliche Stunden, geſchweige erſt Tage verlebt habe, und wo das Herz und der Geiſt angenehm berührt worden ſind, ein nicht zu beſchreibendes ſehnſüchtiges Wehe, ein Beengen des Herzens verurſacht. Aquila's Barke glitt unter dem Rauſchen der bourboniſchen Hymne von dannen, und, auf dem Hintercaſtelle ſtehend, blickte ich ihm lange nach. Des Königs jüngſter Bruder, Graf Trapani, beſuchte mich im Laufe des Abends, nachdem ich geſtern ſeine und ſeiner liebenswürdigen Frau Bekanntſchaft gemacht hatte. Die Tochter des Großherzogs von Toscana trägt den ausgeſprochenen Typus der öſterreichiſchen Familie, und erinnerte mich lebhaft an die jugendlichen Porträts der Kaiſerin Maria Louiſe. Die letzten Abendſtunden brachte ich mit einer Fahrt durch das Nachtgetümmel der Straßen von Neapel zu. Am Quai von Santa Lucia, wo ich den Fuß zuerſt ans Land geſetzt und die Bekanntſchaft unſeres liebenswürdigen Geſandten, des Feldmarſchall-Lieutenants Martini erneuert hatte, war es, wo ich heute Abend von dieſem wohlwollenden, zuvorkommenden Manne, der mir durch ſein freundliches Weſen manche kleine Schwierigkeit des neapolitaniſchen Aufenthaltes erleichterte, den herzlichſten Abſchied nahm, und ihn in die weiße Blätterhälfte meiner Erinnerung ſchrieb. — Das

Boot stieß vom Lande, und auf der Fregatte nahm uns der Schlaf in seine dunklen, bleiernen Arme.

S. M. Fregatte Novara, den 17. August 1851.

Nach Mitternacht stand ich auf, um dem Manoeuvre des Absegelns beizuwohnen. Wir hatten schönes Wetter, leichte Brise, und nahmen unsern Curs zwischen Ischia und Capri durch; die Stadt der Wunder, das irdische Paradies war trotz der späten Stunde noch beleuchtet, noch mußte Leben in ihm herrschen. Zum letzten Male wendete ich mich dem Puncte zu, wo ich eine Woche heiter verlebt, und so manches genossen, so manches gelernt hatte. Würde ich Neapel auch nicht zu einem langen Aufenthalte wählen, so muß ich doch gestehen, daß für kurze Zeit wenige Städte mit ihren Umgebungen so viele vereinigte Naturreize darbieten. Man könnte glauben, die Natur habe auch eine Ausstellung des Reizendsten und Merkwürdigsten, was sie hervorbringen kann, vorzunehmen gedacht, und habe nach langem Suchen endlich den Punct auf der langen Erdzunge, welche zwei Meere bespülen, als den passendsten gefunden. Hier erhob sich ein Berg, dessen Haupt zersprungen war, um den verwunderten Menschen die innersten Kräfte, mit denen die Natur schafft und zerstört, zu zeigen; sie bemalte die Ränder des neu entstandenen Rachens

mit bunten Schwefelfarben und ließ Krystalle der schönsten Bildung hervorschießen; sie überschüttete die Flanken dieses Berges mit glühenden Lavaströmen, und ließ dicht daneben Reben wachsen, deren gegohrnem Saft die Menschenkinder den Namen Lacrimae Christi gaben; in die Ebene setzte sie den Feigenbaum und die Olive, den Cactus mit seinen saftigen Früchten, ja selbst die Baumwolle mit ihrem nützlichen Vließe; um des Menschen Auge zu erfreuen, ließ sie Palmen und Eichen wachsen, Citronen und Orangen die lieblichsten Düfte entströmen. Unter den Gebirgsmassen zeigte sich der Tuffstein, welcher, dem Willen des Menschen weichend, in Posilippo einen sicheren Durchgang entstehen ließ; pittoreske Felsen erhoben sich aus dem Meere und bildeten natürliche Festen und Höhen; Süßwasser-Seen sammelte sie in den Gebirgskesseln, Schwefelfelder legte sie zu Tage, um dem Menschen die Mühe des Bergbaues zu ersparen; eine Vertiefung fand sich, aus welcher Miasmen quollen, die den lebenden Wesen den Athem nahmen; Inseln erhoben sich aus den Fluthen der See mit schönen malerischen Formen als Wachen vor dem Eingange in den Golf, und in eine derselben verlegte sie das Wunder, das duftige Phänomen der blauen Grotte. Vom reizend Feenhaften bis zum Grausen der Unterwelt birgt die Gegend von Neapel die merkwürdigsten Muster. Und so ist der Natur ihr Plan gelungen; der Mensch

ſinkt bewundernd vor ihren Gaben nieder, und ſchätzt ſich glücklich, daß es ihm verſtattet iſt, ſie durch ſeinen Geiſt zu verſchönern und zu erhöhen. Dieſer Stadt ſagte ich nun Lebewohl, und verließ ſie mit dem beruhigenden Gefühle, wenigſtens Alles was in der kurzen Zeit zu genießen war, genoſſen zu haben. Mit ruhigem Gewiſſen legte ich mich daher noch einmal zu Bette, und als ich des Morgens erwachte, war der ſchöne Traum verſchwunden. Die Nebel hatten ihn umhüllt, doch Capri und Iſchia lagen noch zu unſerer Seite. Wir mußten uns lange um die letztere Inſel bewegen, denn der Wind legte ſich immer mehr, ſo daß wir noch eine ganze Zeit den peinlichen Anblick des halb in Nebel verhüllten Veſuvs, der Ufer jenſeits Procida und der Inſeln hatten; denn ich nenne es peinlich, wenn man nach genommenem Abſchiede Orte, die man liebgewonnen hat, noch in halb verwiſchten Bildern ſehen muß, zu deutlich, um nicht an die verſchwundenen Augenblicke erinnert zu werden, und zu fern, um ſie erreichen zu können, jedenfalls durch das trennende Meer von ihnen geſchieden.

S. M. Fregatte Novara den 18. Auguſt 1851.

Alles zog die Feſtkleider an, man rüſtete ſich zur heiligen Meſſe, welche zur Feier des Geburtsfeſtes unſeres Kaiſers um 10 Uhr geleſen wurde. Es war ein ſchöner, ergreifender Augenblick; man hatte aus Oeſterreichs Flaggen auf der Linken der

Batterie ein Zelt errichtet, in welchem ein einfacher aber anständiger Altar stand. Officiere und Mannschaft waren in Parade in Reihen aufgestellt. Es herrschte militairischer Ernst, kirchliche Ruhe. Unser Schiffscaplan, ein sehr würdiger, junger Mann, las mit stiller Andacht die heilige Messe, und sang nach derselben das Te Deum. Während des Opfers spielte in verschiedenen Stellen die Musik. Beim Te Deum ertönte das ewig schöne „Gott erhalte". Mir war während der Feier so traurig zu Muthe; es war das erste Mal, daß ich diesen schönen Tag nicht an der Seite meines Bruders zugebracht hatte. Ich war allein, ganz allein in fremden Wässern, unter fremdem Himmel; ich hatte dabei so schwer und lange von einem meiner Geliebten aus der Heimath geträumt, um den sich mein Herz ängstigte; ich war in einer jener verlornen Stimmungen, in welchen sich der Mensch so unglückselig wohl fühlt, so verzweifelt süß; ich sehnte mich nach Hause. Die Meinigen hatten es mir in der Heimath zu gut ergehen lassen; doch es ist gut, daß ein solches Leben endet, und solche schwere Stunden sind eine bittere aber heilsame Arzenei. Salomon sprach die tiefen, weisen Worte „Nichts dauert ewig", nicht umsonst. Der Abend brachte heitere Stunden, Stunden die das Heimweh übertönten. Ich hatte, um den heutigen Tag doch auf eine Weise zu begehen, die Officiere des Schiffes und den Caplan zu mir zu Tische geladen. Die Musik

ſpielte, wir waren Alle in großer Parade, und ſo klein das Feſt auch war, ſo war es doch gut gemeint, und fiel dem Tage anpaſſend aus. — Noch um Mittag war die Inſel Iſchia zu ſehen.

S. M. Fregatte Novara den 19. Auguſt 1851.

Heute begann die See ihre Späße: ſie ließ ſich auf ein Spiel mit der ſtolzen Novara ein, und forderte ſie zum Tanze auf, was gar manchem ihrer Bewohner übel bekam; die tanzenden Bewegungen ihres ſchlanken Leibes übten auf die Mehrzahl eine etwas heftige Wirkung aus. Die kleine Inſel Ponza und das Cap Circeo, und ſpäter die Inſel Palmarola waren in Sicht. Zwiſchen 4—6 Uhr Abends hatten wir zwar Windſtille, aber das Schiff hörte nicht auf zu tanzen. Es iſt etwas pikant, nicht von der Stelle zu kommen, und in ewiger Unruhe zu ſein. Als wir nach Tiſch beiſammen ſaßen, zeigte man uns Sturmvögel, die man auf dem Schiffe gefangen hatte. Es ſind ſehr niedliche grau und ſchwarze Thierchen, mit ſchwarzem, ſpitzen, langem Schnabel, dunklem, lebhaften Auge und feinen mit Schwimmhäuten verſehenen Füßchen. Die Ankunft dieſer Gäſte verkündete uns nichts Gutes, ſowie auch geſtern das Erſcheinen kleiner Delphine, ſogenannter Palamiden, auf bewegte See gedeutet hatte.

S. M. Fregatte Novara den 20. August 1851.

Des Morgens erhob ſich ein ſtarker Wind, und nun begannen erſt Wellen maſſiver Art ihr Spiel. Das Schiff tanzte, daß es eine Freude war; die Wellen ſpritzten am Bugſpriet auf das hohe Verdeck, und ging man auf und ab, ſo glaubte man bald einen Berg zu erklimmen, bald ſchrack man unwillkührlich vor dem Abgrunde zuſammen, welchen das Schiff bei der entgegengeſetzten Bewegung aufthat. Es war ein ſchöner Tanz, und je ärger es ging, deſto beſſer ward mir. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte ſich meiner; meine eigenen unwillkührlichen Hin- und Herbewegungen und die der Umſtehenden amüſirten mich trefflich. Der Wind ward ſo heftig, das beim Reffen das große Marsſegel einen Riß bekam, und raſch ein neues angeſchlagen werden mußte. In meinen Cabinen fiel alles durcheinander; das Tintenfaß wurde ausgeſchüttet, Seſſel fielen um, Bücher und Papiere lagen auf dem Boden. Unſer Gabelfrühſtück nahmen wir à la guerre, comme à la guerre auf dem Bette des Grafen C . . . . . ein; wir aßen wie die Wilden. Mit dem Diner ſah es gar jämmerlich aus; man mußte den Tiſch anbinden, die Suppe und Speiſen wurden verſchüttet, Flaſchen ſtürzten um, Gläſer brachen, und unter dieſen mein alter Vulcan-Pocal, der mich treulich auf meiner Reiſe nach Griechenland begleitet

und so manchem heiteren Male beigewohnt hatte; mit ihm brach mir ein theures Andenken.

S. M. Fregatte Novara den 21. August 1851.

Kaum war ich gestern eingeschlafen, kaum schaukelte ich mich in meiner Hängematte, als mich plötzlich der Umsturz meiner Bücher Etagère mit Allem was sie trug weckte. Die Bewegung war außerordentlich, Alles war finster. Tappend stieg ich über die Weisheitsbarricade, zog mich an, und ging auf das Verdeck. Hier muß ich mich einer kleinen Schwäche anschuldigen: ich hatte einen der Sturmvögel, die man vorgestern gefangen hatte, bei mir behalten, und wollte ihn in meiner Thieromanie wo möglich erhalten und pflegen; doch als in der Nacht Alles tobte und stürmte, als sich Woge zu Woge drängte, erfaßte mich die Bedeutung des Sturmvogels, und mir kam der Gedanke: „Bleibt er auf unserem Schiffe oder stirbt er gar auf demselben, so ist es um uns geschehen". Mir war, als sei das Thier der Geist irgend eines versunkenen Matrosen. Was that ich? Ich nahm ihn aus seinem Gefängnisse, hüllte ihn in mein Sacktuch und brachte ihn auf das Verdeck, wo ich ihm die Freiheit schenkte, ihn aber des Sturmes wegen hinter eine Kanone barg. Wer hat nicht Anwandlungen von Aberglauben, und gar auf der See, auf diesem schwankenden Elemente?

S. M. Fregatte Novara den 22. August 1851.

Das Wetter war schön, und man konnte die Staaten des Papstes sehen. Um Mittag peilte man den Monte Argentiero in der Richtung von Civita vecchia und die toscanische Insel Giglio. Traurig war es zu denken, daß wir uns so nahe der Weltstadt befanden, daß wir im Laufe von einigen Stunden am Fuße des päpstlichen Stuhles hätten sein können. Doch da es nicht in unserem Reiseplan lag, mußten wir uns trösten.

S. M. Fregatte Novara den 23. August 1851.

Heute sahen wir beim Erwachen außer der Insel Giglio noch Monte Christo, Elba und Giannutto. Monte Christo, welche seit Dumas Roman „Der Graf von Monte Christo" einen Ruf erhalten hat, ist eine ziemlich hohe Felsenkuppe, welche sich dem Stromboli sehr ähnlich aus dem Meere erhebt, und trotz ihres kahlen todten Aussehens interessante, zackige Formen hat. Die Grotte mit den bewußten Schätzen konnten wir leider nicht entdecken, auch keine Diamanten blitzten uns entgegen, so daß wir der Meinung waren, Graf Monte Christo habe Alles mit sich auf seine Corvette genommen und sei davon gesegelt, um nimmer wiederzukehren. — Der offene

Käfig, in den man den Adler sperrte, damit ihm ja alle Gelegenheit gegeben sei, davon zu fliegen, und ihm der Weg nach seinem geliebten Frankreich nicht einmal schwer werde, das durch seinen Gefangenen erst berühmt gewordene Elba, ist eine ziemlich große, felsige, bergige Insel ohne Vegetation, und ohne bedeutendes Leben. Mag die Seite von Porto Ferrajo schöner und anziehender sein, die gegen uns gewendete ist rauh und abstoßend. Nur zwei kleine Ortschaften konnten wir mit dem Perspectiv erblicken.

S. M. Fregatte Novara den 24. August 1851.

Des Morgens segelten wir zwischen Elba und Pianosa. Die letztere Insel entspricht vollkommen ihrem Namen; es ist eine breite felsige Ebene, welche sich so wenig über das Meer erhebt, und mit so vielen Untiefen umgeben ist, daß sie dem Schiffer besonders Nachts gefährlich werden kann. Durch das Perspectiv konnte ich einen kleinen Ort mit einem Olivenwalde auf derselben wahrnehmen. Die Felsenwände, welche die Insel einfassen, fallen so regelmäßig ab, daß dieselbe wie ein Kuchen aussieht. Um 10 Uhr war heilige Messe wegen des Sonntags. Um Mittag stieg ich heute das erste Mal auf den Mastkorb des mittleren Mastes, und fand, daß diese Expedition nicht so schrecklich sei, als man sie sich denkt, nur ist

die Bewegung in dieſer bedeutenden Höhe viel ſtärker als auf dem Verdecke, und man darf nicht an Schwindel leiden. Der Abend war ſchön, und deutlich ſah man die Formen der durch ihren Sohn berühmt gewordenen Inſel Corſica. Sie iſt ganz gebirgig und von bedeutender Größe.

S. M. Fregatte Novara den 25. Auguſt 1851.

Noch immer ſind wir nicht in Livorno, wir laviren und ſtehen und warten. Ich hatte die Wache von 4 bis 8 Uhr Morgens, und erfreute mich des Sonnenaufganges im Maſtkorbe. Wir kamen Corſica beim Laviren ziemlich nahe, und konnten die Stadt Baſtia unterſcheiden. Sie ſcheint nicht bedeutend, und hat den Charakter italieniſcher Städte. Heute, als dem Ludwigstag, feierten wir das Namensfeſt des Grafen C. . . . . Ich dachte der Ludwige in unſerer Heimath. Der Tag verfloß ohne Bedeutung, und Livorno blieb uns noch in weiter Ferne.

S. M. Fregatte Novara den 26. Auguſt 1851.

Gegen Mittag ſah man die toscaniſche Küſte deutlicher; wir kamen an der Inſel Gorgona vorbei, und erblickten endlich den Monte Nero, an deſſen Fuße Livorno liegt. Des

Morgens hatten wir 22 Schiffe in Sicht, woraus man auf die Belebtheit dieſer Meerſtraße ſchließen kann. Nach einer langweiligen Windſtille wehte endlich ein Nordweſtwind, und wir ſegelten in geradem Curſe auf Livorno zu. In einer Ebene, zwiſchen einem Amphitheater von ſchön geformten Gebirgsmaſſen, zeigt ſich am Meeresſtrand die Handelsſtadt, deren Ausdehnung ziemlich bedeutend ſcheint. Zwei Leuchtthürme und einige Forts erheben ſich aus der Häuſermaſſe; von den letztereu weht das weiß und rothe Banner, das Toscana als öſterreichiſcher Hausſtaat führt. Vom Meere aus geſehen erhebt ſich rechts von der Stadt ein ſchöner dunkler Berg, an den ſich Villen und Gärten hinanziehen; es iſt der von den Livorneſern als Spazier- und Erholungspunct geprieſene früher erwähnte Monte Nero. Links hinter der Stadt, in ziemlicher Ferne, ſchließen die hohen Berge von Lucca und die ſcharfgezeichneten Apenninen die Ebene ein. Nie hätte ich mir gedacht, daß Italien ſo hohe und romantiſch geformte Gebirgsmaſſen hat; die alpenartigen Formen heimeln mich an. Die Rhede iſt zu breit, und offen, und daher ſchlecht. In den Feſtungsmauern der Stadt befindet ſich ein kleiner Hafen, der aber ſo ſeicht iſt, daß ſelbſt die kleinen Kauffahrer, geladen, nicht hineinfahren können.

Nachmittag gegen 5 Uhr, nachdem wir die Malora, eine Felſenbank, auf welcher ein ſchmuckloſer Portieus erbaut iſt,

der auf den Wäſſern zu ruhen ſcheint, paſſirt hatten, ankerten wir in der herrlich blauen Fluth beim ſchönſten Abend. Ein Pilot, den wir durch einen Kanonenſchuß gerufen hatten, brachte uns durch die ſchwierigen Wäſſer hieher. Außer uns lag ein engliſcher Kriegsdampfer, Dragon genannt, auf der Rhede. Während wir den Ankerplatz ſuchten, ſahen wir zwei mit dem weiß und rothen Banner geſchmückte Barken auf der Fluth uns entgegen hüpfen; man erkannte durch das Fernrohr Uniformen, und unter denſelben einige öſterreichiſche. Die Spannung, wer die Kommenden ſein mögen, war ziemlich groß; man vermuthete ſogar, es könnte der Großherzog mit ſeinen Söhnen ſein, auf welche ich mich ſchon unendlich freute. Bald aber zeigte ſich, daß es General Graf Crenneville, Commandant der öſterreichiſchen Truppen in Livorno, Baron Hügel unſer Geſandter, und mehrere toscaniſche Notabilitäten waren, unter ihnen mein alter Bekannter General Sproni, General-Adjutant des Großherzogs, der mir die Paläſte, Küche und Equipagen zu Gebot ſtellte. Der Erſte, welcher das Schiff mit ſeiner Barke erreichte, war der tapfere Graf Caſtiglione, Oberſt des trefflichen Regimentes Kinsky; es that mir wohl, wieder Bekannte, und beſonders Oeſterreicher zu ſehen. Das großherzogliche Diner ſchlug ich aus, und lud Crenneville und Hügel zu meinem mageren Mittagseſſen ein, denn die unerwartet lange Fahrt von Neapel hieher hatte

die Vorräthe sehr erschöpft. Die toscanischen Herren verließen das Schiff, und Sproni kündigte dem Großherzog, welcher in Marglia war, meine Visite für Morgen früh an. Großes Vergnügen machten mir sieben Briefe, die ich erhielt, die ersten geschriebenen Zeilen seit Triest. Nicht ohne Bangen eröffnete ich sie; was konnte nicht Alles während dieser langen Zeit geschehen sein? Zum Glücke waren die mich betreffenden Nachrichten guter Art. Nach Tische setzten wir uns in eine Barke und fuhren der Stadt zu. Der Weg war weit, wir mußten des schlechten Grundes wegen in bedeutender Entfernung von der Stadt ankern, doch am heutigen herrlichen Tage war es nicht zu bedauern, daß die Fahrt längere Zeit dauerte; wir hatten alle Muße, den schönen Abend zu genießen. Die Bergketten zeichneten sich in violettem und blauem Dufte auf dem klaren Himmel, die näheren Gegenstände wurden von den reinen, intensiven Strahlen der Sonne vergoldet, die schöne, leichtbewegte See lag dunkelblau vor uns. Es war einer jener duftigen Abende, wo das Herz sich in Wonne aufthut, die Brust leichter athmet, und das Auge sich nicht satt sehen kann an dem schimmernden Zauber der Natur. Wir segelten knapp am Dragon vorbei, dessen Mannschaft uns von den Raaen grüßte; sein freundlicher Capitän hatte mich vor Tisch auf unserer Fregatte besucht. Bald ruderten wir durch die schäumenden Fluthen zu einem be-

festigten Molo, welcher seinen Arm in die See hineinstreckt, und die Schiffe kümmerlich vor den gefährlichen Winden dieser Rhede schützt. Auf der Mauer desselben ward uns der wohlthuende Anblick einer österreichischen Schildwache zu Theil. Von mehreren Seiten erscholl auch der heimathliche Ton des „Gewehr heraus!“ Durch eine schmale Oeffnung, zwischen zwei Festungsmauern kamen wir in den innersten Hafen und stiegen an das Land. Das erste was wir betrachteten, war das gleich am Ufer an einer Schiffswerfte befindliche Monument des Giovanni Gaston von Medicis. Die mächtige Statue von weißem Marmor in pittoreskem Harnisch, den Marschallstab in der Hand, steht stolz auf einem Sockel von weißem Steine, an dessen Ecken vier riesige, künstlerisch geformte Sclaven von Bronze gekettet sind. Diese vier gebeugten Figuren mit auf den Rücken gebundenen Händen und zum Besieger aufwärts blickenden Köpfen sollen vier verschiedene Stämme Afrika's darstellen; besonders bemerkenswerth ist der Guß, welcher bei jeder Figur aus einem ganzen Stücke ist. Man führt den Fremden gewöhnlich auf einen Punkt, von welchem er die fünf Nasen der fünf nach verschiedenen Richtungen gestellten Figuren wahrnehmen kann. Wir stiegen in die großherzoglichen Wagen ein, und fuhren durch die berühmte Strada lunga, welche die ganze Stadt durchschneidet, und voll schöner Laden ist. Die Anzahl und

Verſchiedenartigkeit der fremden hier anſäßigen Kaufleute kann man durch die engliſchen, deutſchen und griechiſchen Schilder wahrnehmen. Das Leben iſt rege, doch lange nicht ſo lebhaft und ſinneberauſchend wie im bewegten Neapel; dagegen ſieht man unter den Frauen viel mehr hübſche Geſichter. Die Strada lunga durchſchneidet den Hauptplatz, auf welchem ſich der ſchöne aber kleine Palaſt des Großherzogs und die nicht ſehr ausgezeichnete Domkirche befindet. Der zweite Platz von Bedeutung iſt die Piazza dei Granduchi, auf welchem die Standbilder des verſtorbenen und des jetzigen Großherzogs zu ſtehen beſtimmt ſind; doch ſieht man jetzt nur die aus herrlichem weißen Marmor gehauene Statue des verſtorbenen Regenten; die des jetzigen fanden die Oeſterreicher bei ihrem Einrücken nach der Revolution verſtümmelt.

Die Hauptmerkwürdigkeit dieſes Platzes iſt, daß er gleichſam eine breite Brücke iſt, unter welcher der Arno, in einen Canal geſammelt, durchfließt. Das Auge ſieht dieſes Werk mit Erſtaunen und Bewunderung an.

Ein zweites Römerwerk, vielleicht noch großartiger als das letztgenannte, iſt der Ciſternone am Saume der Stadt; ein ſteinernes von Säulen geſtütztes Waſſerbehältniß, das die Stadt 46 Tage lang ſpeiſen kann. Eine Inſchrift befindet ſich auf dem Grund des Beckens zwei Klafter unter dem

Wasserspiegel, und gibt den besten Beweis für die Klarheit des Wassers.

Die Nacht breitete ihren wohlthuenden Flor über Stadt und Land, doch der Italiener kennt nicht, wie der Deutsche, ihre melancholisch trauliche Ruhe; für ihn sind die Nächte nur die kühlere Hälfte des drückenden Sommers, er widmet sie lärmender Lustbarkeit. Auch heute spielte die Musikcapelle vom Regimente Kinsky auf dem Hauptplatze, der mit Gas beleuchtet zum Stadtsaale umgewandelt ist; freilich ist das Klima glücklich, welches dergleichen Säle mit himmelhohem Plafond zuläßt, doch geht dabei die heimliche Häuslichkeit zu Grunde. Auch wir bewegten uns, zu meiner ziemlich bedeutenden Langeweile, auf den Steintafeln des Platzes herum; wir mußten auf unser Boot warten, und in einer neuen Handelsstadt mit dem platten Alltagsstempel ist das Warten keine Lust; denn Zucker und Kaffee in rohem Zustande erheitern gar wenig das reiselustige Gemüth. Nachdem wir zweimal umsonst durch die Strada lunga gegangen waren, kam endlich die ersehnte Barke, und durch die stille, nur von den Nachklängen der zum Herzen gehenden Volkshymne durchwehte Nacht fuhren wir heim.

Lucca den 27. August 1851.

In aller Früh bei einem wahrhaft magischen Sonnenaufgange verließen wir unser Schiff, um mittelst der Eisenbahn dem Großherzoge einen Besuch in Marglia abzustatten. Wir dampften durch eine Ebene, welche zum Theile aus Sümpfen in eine anständige und mit der Zeit nutzbringende Gegend umgewandelt wurde. Im Verlaufe derselben liegt Pisa, die alte hartnäckige Republik, die einst auch ein Wort im mittelländischen Meere zu sagen hatte, und nun öde und menschenleer der weite Sarg für Brustkranke geworden ist. Auch Englands Nachtigall, der seelenkranke Byron, hauchte hier an den stillen Ufern des müden Arno's seine melancholischen Lieder. Schon in der Ferne beugte sich uns aus dem Grün der immer fruchtbarer werdenden Ebene der runde Arcadenthurm entgegen. Es gibt Dinge, mit denen man von Jugend auf bekannt ist, ein solches ist der schiefe Thurm von Pisa; wer hat nicht einst von ihm gehört? wer hat ihn nicht in Alabaster gemeißelt gesehen? War mir nun dieses stäte schwebende Problem der Baukunst schon von meinen Kinderjahren her gegenwärtig, wie sonderbar mußte es mir sein, diesen alten Freund vom Hörensagen zum erstenmale in der Wirklichkeit zu sehen.

Ich durchflog die Stadt, und sah nur ihre Schönheiten

im Traume, um sie Tags darauf mit Muße zu betrachten. Die Eisenbahn führte zuerst durch trefflich cultivirtes Land, doch plötzlich öffnete sich ein Gebirgspaß, und wir befanden uns in einem Garten voll paradiesischer Ueppigkeit, der seines gleichen in der Welt sucht; dieser Zaubergarten ist das kleine Ländchen Lucca, und sein glücklicher Besitzer der Großherzog von Toscana. Der Paß führt in ein breites Thal von den schönsten Gebirgen umgränzt; ein festes Städtchen, auf dessen Wällen die herrlichsten Bäume grünen, ruht, gleich einer vom Lorbeer umflossenen Krone, auf den saftigen Matten; es ist das glückliche Lucca mit seiner in Stein gehauenen Libertas, dem Wahrzeichen der Republik, über dem Hauptthore. In dem vor der Stadtmauer befindlichen Bahnhofe hatte ich die Freude meine Vettern, des Großherzogs Söhne, wieder zu sehen; zum erstenmal war ich allein in die Welt hinausgegangen, keiner meiner Brüder, keiner meiner Freunde begleitete mich; wie wohl that es mir daher, diese Verwandten wieder zu finden, mit denen ich glückliche Stunden in der Heimath zugebracht hatte. Wir fuhren mitsammen durch die Stadt Lucca, die ich Abends näher besah, gegen Marglia, dem dießjährigen Landaufenthalte der großherzoglichen Familie.

Was der kleine gepflegte Garten, Pleasure ground der Engländer, im großen Parke ist, das ist Marglia im Herzogthume Lucca; dieser Sommeraufenthalt der lustigen

Fürstin Bacciochi, Schwester Napoleons, verbindet italienischen Reiz, südliche Fülle mit nordischer Frische und nordischer Pflege. Das nicht sehr große Schloß, oder besser gesagt die Villa, läßt den Blick über eine grüne Matte durch herrliche laubreiche Bäume auf die gesegnete Ebene und die begränzenden Berge schweifen, während auf der anderen Seite des Berges eine halbmondförmige Cascaden-Fontaine von stolzem altitalienischem Geschmacke den Garten mit einem frischen immer regen Bilde schließt. Wie in Marglia so herrscht im ganzen Thale von Lucca eine friedliche wohlthuende Ruhe und ein Gefühl von Wohlsein erfaßt das Gemüth beim Anblick des fruchtbaren grünen Landes unter dem tiefblauen Himmel. Ich fand die großherzogliche Familie wohl und heiter, und erfreute mich bei ihr eines wahrhaft verwandtschaftlichen erquickenden Empfanges.

Es wurde bestimmt, daß ich bis zum Essen bleiben und dann die Nacht in Lucca zubringen sollte. Den Vormittag widmete man der Umgegend von Marglia, und wir begannen damit, uns auf die Specula zu begeben, ein, für eine Sternwarte bestimmtes, unvollendetes Gebäude, dessen hohe Lage eine schöne Aussicht gewährt, welche in der Richtung von Florenz ein lieblicher See belebt. Von hier aus fuhren wir in den Garten von Marglia, besahen daselbst einige Pferde, die der Großherzog in einem kleinen Gestüte hält, das seinen Stall

an einer Capelle hat, in welcher der frühere bourboniſche Regent von Lucca aus Laune griechiſch nicht unirten Gottesdienſt mit ziemlichen Aufwande halten ließ; dann ging es in die Villa Bernardin. Villa und Garten tragen den echt italieniſchen Typus vergangener Zeiten, und Alles was ein charakteriſtiſches Gepräge hat, gefällt mir ungemein; wie ernſt, wie erhaben ſind die weiten Wände von melancholiſchen, immergrünen Bäumen, wie duftig ſtill die dunklen Laubgänge, wie architectoniſch ſchließen ſich die Parterre an die, wenn auch nicht immer großen, doch ſtets großartigen Gebäude, und wie impoſant kleinlich, dem Landaufenthalte ſo anpaßend, ſind die vielen, das Auge erfriſchenden Waſſerſpiele und die gegen das Licht ſchützenden myſtiſchen Grotten; echte bagatelles de grand seigneur. Der Stolz und der tiefere Sinn alter, ſchönerer Zeiten drücken ſich in dieſen Landſitzen aus, in denen jetzt die heruntergekommenen Sprößlinge erhabener Geſchlechter gleich Schatten, die ſich vor den Ruinen des väterlichen Glanzes fürchten, ängſtlich herumſchleichen. Dieſe Staffage verleidet wohl etwas den Anblick, doch muß man die ſtets bereite Freundin Phantaſie zu Hilfe rufen, und ſtatt der entnervten, matten Bilder der materiellen Gegenwart, durch das Prisma der Poeſie ſehen. Man muß Torquato Taſſo in den kühlen Lorbeerhainen wandeln laſſen, man muß Eleonore Eſte in den verſchwiegenen Myrten belauſchen, man muß deren immer

heitere Freundin Sanvitale duftige Orangenblüthen brechen sehen, und stolz darauf sein, daß es ein Deutscher war, der Sänger vom Main, welcher diese Bilder der Vergangenheit und Italiens nimmermüden Zauber der Welt mit Dichterhand wiedergab.

Nach der Tafel bei des Großherzogs Familie verabschiedete ich mich von den hohen Frauen, und fuhr mit des Großherzogs ältestem Sohne durch das üppige, wunderschöne Land gegen Lucca, die ehemalige Hauptstadt des kleinen Paradieses; welches alle Reize der Natur und Kunst in sich vereinigt; schön geformte hohe Gebirge, die fruchtbarste Ebene, einen lieblichen See, wohlthuende Bäder und eine interessante Hauptstadt im Kleinen, der aber jetzt die Pulsader abgeschnitten ist, da kein, wenn auch noch so kleiner Hof das Leben in ihr vereint. Sieht man Stadt und Land, so begreift man, daß der Herzog Carl nach Maria Louisens Tode ungern den Thron Parma's, des größeren Staates, einnahm. Die meisten italienischen Städte tragen ein mittelalterliches, folglich großartiges Gepräge, so auch Lucca; doch da die hundertfältig gespaltenen Mächte der Halbinsel sich zu einer geringeren Anzahl von Staaten vereinigt haben, so hat die Bedeutung vieler Städte aufgehört, wodurch sie dem Fremden öde und ausgestorben erscheinen, wozu die geringe Zahl von Kaufladen beiträgt. Drei Gegenstände findet man aber in jeder dieser Städte:

Kirchen, Paläste, und wenigstens ein Theater. Wir betrachteten drei der luccheſiſchen Gotteshäuſer: S. Fernando, ein uralt ehrwürdiges byzantiniſch-lombardiſches Baudenkmal mit einem Moſaik auf der Façade, einem alt-lombardiſchen weißmarmornen Taufbecken, und einem Altar in Basrelief auf Goldgrund aus derſelben Zeit. Der Dom bietet dem Blicke eine im beſten lombardiſchen Geſchmacke reich verzierte Hauptfronte, über deren Eingängen eine anmuthige Marmorgallerie durchſichtig hinläuft. Ich liebe das Säulen- und Schnitzwerk wie die gemalten Fenſter in Kirchen, es verſchönert, ſchmückt ohne zu zerſtreuen; nur die Rococo-Verzierungen fallen in Gotteshäuſern plump und kalt aus, während die gothiſchen, lombardiſchen und byzantiniſchen ſich myſtiſch wunderbar verſchlingen, und zu andächtigen Betrachtungen ſtimmen. Das Innere der Kirche iſt weit und ernſt, und voll beruhigender Würde; die Decke iſt in Fresco mit Sternen gemalt; Bilder von Fra Bartolomeo, dieſem kunſtdurchglühten Mönche, der die Engelchen mit unſchuldig andächtiger Seele hingehaucht hat, und von Aleſſandro Broncino zieren das Gotteshaus. Wie in der katholiſchen Kirche die ſchöne Sitte herrſcht, daß ein Gnadenbild gewöhnlich den Vereinigungspunct für die Andacht bildet, ſo giebt auch hier eine kleine Capelle im Schiffe des Domes das gläubige Centrum für fromme Seelen ab. Il santo volto iſt es, welchem die Luccheſer ihre Verehrung

zollen, deſſen Schutz die Stadt anvertraut iſt, deſſen Abbildung man in der ehemaligen Republik überall wiederfindet. Man nennt ſo ein uraltes Kreuzbild, auf welchem der Erlöſer mit einer ſehr werthvollen Juwelenkrone, in einen dunklen, goldgeſtickten Rock gehüllt dargeſtellt iſt; dieſe Bekleidung machte einen ungewohnten, ergreifenden Eindruck; noch nie ſah ich den Heiland in einer Art Königsornat auf dem Kreuze hangen; der Contraſt iſt mächtig, und verfehlt nicht ſeine Wirkung.

Die dritte Kirche welche wir beſuchten, iſt nach dem heiligen Roman genannt, und beſitzt zwei wunderſchöne Fra Bartolomeo, deren einer die Aufopferung der Mutter Chriſti darſtellt.

Beim reinſten, wahrhaft italieniſchen Abende machten wir unter den Kronen mächtig ſchöner Bäume, dem friſchen Schmucke Luccas, eine Fahrt um die Baſtionen der Stadt. Statt der Kanonen ſproſſen die Bäume, ſtatt des kalten Schimmers des Metalles erfreut ſich das Auge am warmen Grün der Matten. Der Friede hat der Stadt ſeinen ſanften verſöhnenden Kuß gegeben, und wirklich iſt auch Lucca eine der wenigen Städte Italiens, in welchen die Hydra des Aufſtandes nicht gewüthet hat.

Es gefiel mir, alle Reize der Natur auf den Mauern einer Feſtung zu genießen. Der Großherzog kam mit ſeinem jüngeren Sohne von Marglia, und fand uns ſchon im Pa-

laſte, der ein ſchönes, etwas finſteres Gebäude im Cinquecentiſten-Style iſt. Die Treppe, ein Werk neuerer Zeit, wird bewundert, doch finde ich nichts Abſonderliches daran; ſie führt in eine Gallerie, welche ganz ſchön iſt, und eine Sammlung der berühmteren Statuen in Marmor-Copien enthält; Copien aber ſind die ſchön aufgeputzten Leichen der Originale, denen die Seele fehlt. Abends wurde in das Theater gegangen, wo man Luiſa Miller, eine langweilige Oper von Verdi gab, deren Ende wir Gott ſei Dank nicht abwarteten, ſondern uns nach einem Souper zur Ruhe begaben.

Florenz, den 28. Auguſt 1851.

Schon in aller Frühe hieß es wieder auf die Eiſenbahn eilen, und nur zu bald brachte uns der Dampf aus den Gränzen des lieblichen Lucca nach Piſa. Man wird glauben, daß unſer erſter Gang nach dem Domplatze gerichtet war, um den ſchiefen Thurm, den Campo santo ꝛc. zu ſehen. Man irrt ſich aber, denn mein erſtes Verlangen zog mich, es wäre beſſer es nicht zu geſtehen, nach den Kameelen, dieſem Monſtrum-Geſchlechte, welches bei Piſa in einem Geſtüte gezogen wird; europäiſche Kameele zu ſehen war zu intereſſant, um den Anblick nicht zuerſt zu genießen, und richtig ging es durch eine lange ſchöne Allee dem erſehnten Ziele zu. Auf

einer breiten Wiese, am Saume eines Waldes, zeigten sich unseren erwartungsvollen Blicken die zur Arbeit gehenden Sandwater. Welche Freude ergriff mich bei ihrem Anblicke, ich feierte ein Wiedersehen, und versetzte mich in mein liebes, heiteres Smyrna; die Kameele mit ihrem halb schwimmenden Gange, mit der dürren Wüstenhaut tauchten mir als Gestalten froher Erinnerungen auf; das häßlichste Thier, das aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen ist, verbindet sich so enge mit den blüthen- und sagenreichen Phantasien des Orients, daß die Träume des Ostens, die Zaubereien von Tausend und Einer Nacht bei ihrem Anblicke hell aufflackern; die Kameele von Pisa sind kleiner als die von Kleinasien, vermuthlich degeneriren sie, wie das mit den meisten Thieren der Fall ist, die der Mensch nach seiner tyrannischen Weise aus einem Erdstriche in den andern wirft. Besonders haben die Prinzen dergleichen bizarre Passionen, und knechten gar gerne die Natur nach dem Geschmacke des Augenblicks; auch das Kameelgestüt von Pisa ist eine Prinzenlaune, die man meinem Urgroßvater, Leopold II., zuschreibt. Große schöne Wälder ziehen sich um ihre Ställe herum, aus denen sie das Holz auf ihren zitternden Höckern schleppen müssen. Nicht genug, daß ich diese Thiere sehen wollte, ich mußte auch eines derselben besteigen, um mich gänzlich in die Wüste zu versetzen. Doch geschieht das Aufstehen und Niederlegen dieser

langbeinigen, ſchweren Geſchöpfe mit ſolcher Ungeſchicklichkeit, und das Schweben zwiſchen Himmel und Erde auf dem hohen Rückenberge und einem plumpen Sattel iſt bei der Doppelbewegung des Vor- und Hintertheiles, wobei man bald über den Kopf, bald über den Rücken zu rutſchen wähnt, ſo wenig einladend, daß der Ritt auf einem Kameel entſchieden zu den unangenehmſten Dingen gehört. Wenn das Thier dann zu traben beginnt, ſo glaubt man, die Seele könne nicht mehr im Leibe halten, und ſicher kann eine steeple chase für die Gebeine nicht gefährlicher ſein, als ein Kameelritt; beim erſteren bricht man ſich höchſtens ein Bein, hier müſſen auf die Länge alle Gebeine zermalmt werden. Auch eine Giraffe von ſeltener Schönheit und Größe wurde uns gezeigt. Es iſt das Geſchenk eines Bey von der afrikaniſchen Küſte an den Großherzog; ein wunderholdes, liebliches Thier von myſtiſcher Zuſammenſtellung: der Antilope Kopf, der Schlange Hals, des Tigers Haut, graziös und unbehilflich, ſtolz und geſchmeidig, geſtreckt, um von Palmen ſich zu nähren, gebaut, um den Nil zu durchwaten, zu frei und erhaben, um den Menſchen durch irgend etwas nützlich zu ſein.

Der Domplatz und die Arno-Ufer mit den alten Paläſten und der lieblichen Spina ſind die intereſſanteſten Theile der alten Stadt Piſa. Wir betrachteten zuerſt das Battis-

terio, eine große Kuppelrotunde im schönsten byzantinisch-lombardischen Style, welche dem Dome frei gegenübersteht. Großartig und lieblich einen sich die Säulenkränze, die vielen Statuen, die reichen Ornamente und Steingattungen, gleich einer fein ciselirten Tiara in diesem Gebäude; auch das Innere ist erhaben und schön, doch wurde leider gerade in demselben gearbeitet, und Gerüste verdeckten den Aufblick in die Kuppel. Eine Kanzel in byzantinischer Form, gleich denen in San Marco, getragen von antiken Säulen aus den edelsten Steinen, erweckte meine Aufmerksamkeit, und abermals bewunderte ich die feine mystische Ornamentik unserer Vorfahren. Von der farbenreichen Taufcapelle, die uns den ersten Begriff von der Pietra dura im Großen, wie wir sie später an den marmorreichen Wänden des Domes von Florenz noch schöner sahen, gab gingen wir in den Campo Santo, ein poetisch-schönes Werk, wie nur das glaubensvolle Mittelalter es schaffen konnte. Um einen weiten Rasenplatz läuft eine gegen denselben offene, leichte und doch stattliche, gothische Gallerie von feinen schwungvollen Säulen und Bogen getragen. Das Innere der Hallen ist mit Fresken von Giotto, Grabmälern und einer Art Museum, was gar nicht an seinem Platze ist, geschmückt; in der Mitte der Rasenfläche steht ein einfaches, steinernes Kreuz von Rosen reich übersponnen. Die Fresken sind es, welche die Aufmerksamkeit zuerst auf sich

ziehen; sie stammen aus der Wiegenzeit italienischer Kunst, und schon sieht man in den kühnen Strichen, in den sich regenden, draftischen Gruppirungen den Uebergang vom Typus zur natürlichen Vollendung; und wahrlich lieber sind mir diejenigen Perioden der Kunst, wo der Geist im Typus erwacht, und einer schöneren Zukunft, dem Jahrhunderte Raphaels, entgegen strebt, als die abwärts gehende Schule der letzten Jahrhunderte, wo der Genius der classischen Zeiten abstirbt, und nur die fleischliche Form vergöttert wurde. Diese Schule ist der schlechtere Gegensatz zum Typus, da dieser das kräftige Erwachen und jener das üppige Einschlummern der Kunst bedeutet. Wie sollte auch unsere glaubensleere, materielle Zeit die Mysterien des reinen Christenthums wiedergeben können. Ein über Religion spottender Maler kann nur für den Säckel nach der Elle irdische Figuren mit Heiligenschein nach alltäglichen Modellen malen, und ihnen, weil man es gerade verlangt, einen Namen aus dem Kalender aufdichten.

Die Fresken des Campo santo haben diese ursprüngliche Frische. Es ist ein Vandalismus ohne Gleichen, daß man plumpe geschmacklose Monumente dazwischen gemauert hat; griechische Grabmäler in einer gothischen Halle unter und in italienischen Wandmalereien. Der Cicerone gerieth zu meinem großen Spaße in Wuth, Tedeschi herumführen zu müssen, die sich über diese Kunstunformen mit Aerger und

Spott aussprachen, und sich höchlichst verwunderten, einen antiken bronzenen Greif, Götzenbilder und anderen Museumquark von gar keiner Bedeutung in einem katholischen Gottesacker zu finden. Doch ist es italienische Sitte, Bigotterie und Heidenthum unter ein Dach zu bringen. Auch in den berühmten Fresken des Campo santo giebt es manchen gar zu großen Phantasie-Reichthum, der fast in's Komische einschlägt; doch war dies der bizarre Geschmack aus den Kinderjahren der Kunst, und ist noch der Geschmack kerniger frischer Gemüther, die was sie mit kindlichem Sinne denken, unverschroben wiedergeben. So ist die Entstehung der Eva, der eitlen Stamm-Mutter unseres Geschlechtes, echt biblisch, ohne alle einhüllende Ausschmückung dargestellt; so ist das Reich des Fürsten der Welt in der ganzen Grasheit der Zeit gestaltet; die Heerde brüllender Wölfe in den eigenthümlichsten Zerrbildern ist echt diabolisch. Man geht mit den armen Menschenkindern auf die barbarischste Weise um; sie brodeln in der Hölle und werden nach Herzenslust herumgerissen; auch manchen tonsurirten Kopf bemerkte ich unter der brennenden Gesellschaft. Ueberhaupt scheint der Maler kein Freund des geistlichen Standes gewesen zu sein, da man mehrere Mitglieder desselben in sehr mißlichen Stellungen entdeckt. Die Seele des Sterbenden stellt der naive Künstler als einen homunculus dar, den entweder ein Engel oder Teufel, je nach Umständen,

aus dem Munde des verſcheidenden Objectes herauszieht. Es ſieht drollig genug aus, wie mühevoll oft der Mund aufgeriſſen ſein muß, um der Seele Raum zu geben. Vermuthlich ſind dies die ſtarken Seelen, die mehr Spatium brauchen. Doch, o Schrecken! wer iſt der dunkle Knabe, der für die gewaltſame Wegſchaffung einer Nonnenſeele ſorgt; das ſcheint kein Engel des Lichtes! Ich erblicke zwei Hörnelein, o Himmel! es iſt ein Diener Satans! Wahrlich, die Kunſt war damals frei in Italien, und ſie konnte es ſein, denn ſie hatte ſich ſelbſt die Schranken des Glaubens geſetzt. Daß es die Piſaner entzückt, in dem Kopfe eines ſchon der Hölle Angehörigen Napoleon zu erkennen, iſt natürlich; es iſt ja ein Zug des Menſchen, den gehaßten und geſtürzten Feind zu verdammen, und ſich ſeiner Schmach zu freuen; man riskirt nichts dabei, denn er iſt ja unſchädlich. So lange die Piſaner Höllengeſtalt ſich Roi d'Italie genannt hat, fand man nicht genug Gold, um den Nimbus in ſeiner Apotheoſe darzuſtellen; doch der Gott des Tages ſtürzte aus dem Himmel, und der hehre Schein verwandelte ſich in Höllengluth. Sic transit gloria mundi.

Bevor ich den Campo Santo mit ſeiner ſchwungvollen Vergangenheit, mit ſeiner Poeſie dahingeſchwundener Tage und ſeinen jetzigen Pantheons-Gelüſten verlaſſe, muß ich noch ſeiner Erde erwähnen, die ihm den myſtiſchen Reiz, den

Hauptanziehungspunct für unsere gläubigeren Väter verlieh. Sie soll aus dem gelobten Lande von den Kreuzfahrern gebracht worden sein, und außerdem, daß sie für die Christen eine geheiligte Erde war, soll sie noch eine besondere Eigenschaft, die ein Fresco gar eigenthümlich darstellt, besessen haben. Wir sahen auf dem Bilde das Gremium der alten Pisaner Republik mit Brille und Lorgnon eine Leiche in drei Phasen betrachten. In der ersten fehlt nur die Seele, in der zweiten ist der Würmerfraß in voller Thätigkeit, in der dritten ist das blanke Gerippe nett ausgearbeitet, und nichts als das Gerüst des Menschenbaues übrig gelassen. Die Kraft der hyerosolimitanischen Erde bestand aber darin, diese drei Phasen in drei Tagen zu bewerkstelligen; nach dieser kurzen Zeit war die frische Leiche ein Gerippe. Die Pisaner freuten sich dieses Phänomens, mir würde der allzugroße Hunger der vernichtenden Zeit Grausen erregen. Von hier ging es in den Dom. Wie herrlich, mächtig steht das reiche Marmorgebäude da mit seinem langen Hauptschiff, an dessen Ende sich über dem Altar, als unverwüstlicher Baldachin, die hohe säulenreiche Kuppel erhebt, nicht wie im Norden mit einem Kupferfutteral bedeckt, sondern aus weißem Marmor, dem geisterhaften Haupt der stolzen Salute ähnlich, aber mit fein ciselirten Säulenkränzen, gleich dem Battisterio, erhaben geschmückt. Wie liebe ich's, wenn man zum großen Portal einige breite Stufen em-

porſteigen muß, wenn das Gotteshaus nicht im Niveau mit Kaffehaus und Theater ſteht, was moraliſch in Italien leider nur zu oft der Fall iſt. Wir Deutſche brauchen das Wort „erhaben,“ um etwas Großes auszudrücken; das Ergreifende muß hoch liegen, es iſt dies ein Verlangen des Menſchengeiſtes, er hebt, um gehoben zu werden. Das Hinaufſteigen adelt, und das Herabſteigen ſteht nur Großen an, und heißt dann Herablaſſung. Wie weckt erſt die Religion dieſen Trieb: zum Meßopfer, zum Gebet ſchauen wir empor, und in der Communion, in dieſem Zuſammenfließen von Erde und Himmel, neigt ſich das höchſte Weſen in der Geſtalt des Brotes zu uns herab. Wie mit Kirche und Altar, ſo iſt es mit dem Throne, ſo mit Allem, was nach den Geſetzen der Welt erhaben erſcheinen ſoll; überall müſſen Stufen das Auserleſene vom Alltäglichen trennen. — So tritt man denn über mächtige breite Stufen, durch kunſtvoll gearbeitete Thüren in die weiten heiligen Räume des Domes von Piſa ein. Auf hohen Säulen ruht eine leichte, zierliche Gallerie in gothiſcher Arbeit, und umläuft über den Seitenſchiffen das mächtige Hauptſchiff, welches der höheren Kuppel zuführt, und ſich mit derſelben gleichſam als weites prachtvolles Vorhaus architektoniſch ſchön verbindet. Es iſt dies die Bauart vieler Kirchen im Toscaniſchen. Zwiſchen dem Hauptſchiffe, über welchem ein von Gold ſtrotzender Plafond, von dem pracht-

liebenden Medicis verfertigt, ſchwebt, ſpannt ſich ein weiter, hoher Bogen, den eine Treppe von den Seitengallerien gleich einer Guirlande verbindet, und der die ſchwierige Verbindung zwiſchen der geraden Geſtaltung des Vordertheiles und der kühnen Kuppel für das Auge höchſt glücklich bewerkſtelligt. Das Merkwürdigſte der reichen Kirche iſt indeſſen eine dunkle Bronze-Lampe, die unbewußt die Welt mit einer großen Erfindung bereichert, indem ſie in den mächtigen Geiſt eines Giganten der Wiſſenſchaft einen Funken warf, der im empfänglichen Stoffe zur hellen Flamme zündete: Es war Vesper, die dunkle Lampe brannte zum Lobe Gottes, und ſchwankte noch, von der Hand des Küſters eben losgelaſſen, hin und her; ein Mann in ſchlichtem Rocke ſtand ſinnend an eine der hohen Säulen gelehnt, und blickte lang auf den ſtätigen Schwung der Ampel, und ſann, und blickte wieder, und Galiläi hatte gefunden, was der Mechanik ungekanntes Leben gab, das unumſtößliche Princip des Pendels. — In dem ſchiefen Thurme, den wir nun beſtiegen, fand der große Mann, wie es eine Inſchrift in Marmor bezeugt, das Princip der Gravitation, indem er einen Stein durch das von Innen hohle 142 Fuß hohe Gebäude fallen ließ. Der Thurm iſt eigenthümlich, und hat Charakter, doch kann ich ihn nicht ſchön nennen, und für ſeine ſchiefe Geſtalt nicht ſchwärmen; es iſt ein für Architekten intereſſanter Gegenſtand, doch nur wie der

abnorme krumme Körperbau für Mediciner. Ich für mein Theil wünſchte, der Thurm wäre gerade; ſo ſieht er aus wie ein Trunkener, deſſen Sturz man jeden Augenblick erwartet, oder gleicht der gezwungen ſchiefen Stellung einer ſteifen Menuet-Tänzerin. Ein Arcadenkranz von feinen Marmorſäulen ruht über den andern gleich einem aufgehäuften Stoße von Immortellen-Kränzen, und kann ſo als leichtes, duftiges Gebäude einem Zuckerbäcker ein prächtiges Modell zu einem Tafelaufſatze geben; auch macht es ſich gar lieblich, in feinem durchſichtigen Alabaſter, den die Piſaner mit großer Kunſtfertigkeit verarbeiten. Von der oberen Plattform genießt man eine Ausſicht, die man herrlich nennt; ich fand ſie nur ausgedehnt, bei anderer Beleuchtung mag ſie ſich beſſer präſentiren. Steht man auf der, der Neigung zugewendeten Seite, ſo iſt der Blick eigenthümlich frappirt; denn es fehlt dem Thurme die Baſis, da ſeine Inclination 12 Fuß betragen ſoll; daß dieſe architektoniſche Monſtruoſität abſichtlich von den Architekten Wilhelm von Innsbruck und Bonano geſchaffen wurde, kann ich, ſeit ich den Bau näher betrachtet habe, nimmermehr glauben; der Steinring der Baſis hat ſich offenbar geſenkt, denn ſonſt müßten die Säulen, welche der Neigungsſeite entgegengeſetzt ſind, länger ſein als die der andern, ſtatt daß ſie nur beſchädigt und mit eiſernen Klammern geflickt ſind. Solch ein geſchmackloſer Witz konnte nur

dem Hirne eines Perrückenkopfes entſprungen ſein; 1174 hatte man zu reine Kunſtliebe, um ſolche Verirrungen zu begehen. — Ein edler Spruch aber iſt beſſer als der beſte Witz, und ſo iſt's auch in der Kunſt. Piſa leidet ſehr heftig an Erdbeben, und einem ſolchen haben die Piſaner ihren herablaſſenden, höflichen Thurm zweifelsohne zu verdanken. Piſa birgt ein Talent ſeltener Art in ſeinen Mauern; ein Künſtler, der unübertroffen daſteht, und deſſen Werke zu betrachten unerläßlich iſt. Er arbeitet nicht in Marmor, haucht keine Farben auf die todte Leinwand; er ſchafft aus Haut und Knochen Leben, und verarbeitet die Ueberreſte der Natur zu neuen Weſen; mit einem Wort: er iſt ein Ausſtopfer, und bereichert das Naturalien-Cabinet, bei welchem er eine Art von Fabrik angelegt hat, mit zoologiſchen Producten, die in ihrer Lebensthätigkeit nur gehemmt zu ſein ſcheinen. Eigentlich liebe ich dergleichen ausgeſtopftes Zeug nicht; es erinnert zu ſehr an die künſtliche Aufbewahrung von Leichen, dem ich, als Enthuſiaſt für das Verbrennen der menſchlichen Hüllen, abgeneigt bin; der Körper ſcheint der Seele in der Flamme, die ihn verzehrt, nachzufliegen, er wird nicht in den dunklen Sarg eingepfercht, und iſt nicht der Willkür der Zurückgebliebenen ausgeſetzt; doch trotz dieſer philoſophiſchen Faſeleien, denen ich mich gern hingebe, fand ich die Thiere im Naturalien-Cabinete von Piſa der Betrachtung werth. Noch ein

Wort vom Lung-Arno und ſeiner lieblichen Spina. Iſt der Arno hier auch matt und bachartig, ſo ſind die Paläſte und Häuſer, die längs den Quais laufen, doch pittoresk und geben ein intereſſantes Bild vergangener Zeiten. Unter den Paläſten zeigt man den Fremden denjenigen, in welchem Byron hauſte; er iſt architektoniſch ſchön, und erinnert, wie überhaupt der Lung-Arno, an Venedig. Die Spina, deren Stützen im Bette des Fluſſes fußen, iſt eine Capelle im gothiſchen Style mit tauſend zarten Verzierungen, mit Thürmchen und Spitzen, woher auch ihr Name rührt, mit all dem Lieblichen und doch Ernſten der alten Bauart; ein wahres Kleinod, ein Reliquienkäſtchen, welches man aus feinerem Stoffe wie Marmor gebaut wähnt. Leider konnten wir das Innere des alten Gebäudes nicht bewundern. Im Palaſte des Großherzogs, einem unanſehnlichen Privathauſe, trafen wir mit dem Beſitzer und ſeinem jüngeren Sohne zuſammen, um nach einem Frühſtücke die Fahrt nach Florenz vereint zu unternehmen. Vor dem kurzen Mahle lernte ich die toscaniſche Hymne kennen, welche mir durch ihre enthuſiaſtiſchen, ja faſt wilden Töne auffiel und gefiel; es iſt keine religiös erhabene Muſik, wie das einzig ſchöne öſterreichiſche Volkslied, aber es iſt Begeiſterung darin, und ſie mag ganz gut für republikaniſche Länder paſſen. Lebe wohl, lieblich ernſtes Piſa! freundlicher Friedhof! der Dampf ſiedet, die kleinen Kaſtenwaggons ſind

bereit, ein Pfiff und in der materiellen Wirklichkeit rauschen wir aus den Träumen der Vergangenheit über classische, geschichtliche Erde prosaisch dahin. Gut cultivirt und glücklich sieht das kleine merkwürdige Land aus. Neapel, heißt es, sei ein Stück heruntergefallenes Paradies, und es ist aus den Wolken als Glückskind heruntergekommen; doch das florentinische Land hat der Menschen Fleiß zum Paradiese umgewandelt, es ist ein Erdenkind, welches sich durch rastlose Mühe zur höchsten Stufe emporgeschwungen hat. Und gar erst die liebliche, bergumschlossene Ebene von Florenz, in die wir nun einfuhren, diese friedliche Blumengegend, wo Hunderte von Villen, Dörfern und üppigen Gärten freundlich ineinander gewoben die Stadt der Künste gleich einem duftenden Blüthenkranze heiter umgeben. Die Kuppel des Domes mit ihrem goldenen Kreuze winkte uns aus der Häusermasse entgegen, welche sich im Grün der Ebene verliert, dann wieder sanft die Berge hinansteigt, und sich mit zahllosen weißen bewohnten Puncten verbindet. Es ist kein großartig überwältigendes Bild, aber ein Gemälde friedlicher, geselliger Ruhe. Neapel ist die Stadt der aufkeimenden Lebenslust, Florenz die der müden, tiefen Seelen; die Vesuvstadt erregt, die des Arno wiegt das Gemüth balsamisch ein. Vom großen schönen Bahnhof ging's in die ernsten, architektonischen Gassen von Florenz; es ist ein eigenes Gefühl um das Hineinfahren

in eine unbekannte, merkwürdige, vielgenannte Stadt, es ſchwebt ein chaotiſches Bild vor der Seele, die voll Erwartung glüht; Alles will man ſich deuten, Alles glaubt man zu errathen, und doch ſchwirrt der Kopf von den hundert vorüberfliehenden Eindrücken; Stunden der Erfahrung kommen, da läutert es ſich langſam, und wird Tag; die Linien und Gruppen einen ſich zum Plane, und nur zu früh erkennt man die Wunder, lernt ſie lieben, um nach wenig Tagen ſchon den neuen, nunmehr wohlbekannten Freund verlaſſen zu müſſen; man hat gerade nur Zeit, zur Einſicht des Herrlichen zu kommen, ohne es nach Wunſch genießen zu können; man ſieht nur ſo viel, um ſich nach dem Geſehenen zu ſehnen. So ging es mir mit dem lieblichen Florenz, mit der milden Muſentochter. Jetzt hatte ich noch kein Verſtändniß von allem dem, was ich ſah, nur das wußte ich, daß ich über den Arno, meinem Bekannten von Piſa fuhr, und über ſeine Brücken ſtaunte, wovon die eine leicht und poetiſch und doch marmorfeſt gebaut iſt, als ſei es ein Leichtes geweſen, ſie zu fügen; die andere ruht auf ſicheren Bogen, und trägt gleich einem bizarren Schwank ein Städtchen von Budenhäuſern, eine luſtige Decoration aus mittelalterlicher Zeit. Ein zweites wußte ich, als ich mich einer mächtigen dunklen Felſenburg gegenüber befand, die majeſtätiſch imponirend auf einer Höhe lag; ich wußte, daß es das gigantiſche Haus des

stolzen Pitti sei, das ein Bürgersmann 1440, den prachtliebenden Medicäern zum Trotze, aus ungeglätteten Felsenstücken aufthürmte, aber denselben doch die Vollendung überlassen mußte, die jedoch dem Riesenwerke den Namen Pitti ließen. Scheint es doch, als hätten Blitze in einen Felsenblock architektonische Furchen gegraben. Ernst, furchtbar ernst ist die erhabene Felsenburg, und kühle Tropfsteingewölbe, nicht goldene Säle, würde man hinter den rauhen, ungefügten Wänden suchen. Wie überraschend majestätisch erscheint daher die sich dem Auge öffnende hintere Ansicht des Palastes; drei Seiten des finsteren Gebäudes umgeben einen eher kleinen Hof, an dessen vierter Seite sich über einer Grotte mit frischem Quell von einer Terrasse in der Höhe des ersten Stockwerkes aus, magisch der weite Garten Boboli mit seiner Fontaine erschließt, und mit seinen weiten Baumreihen, mit seinen Rasenplätzen und Marmorstatuen, mit dem Belvedere, das seine Höhe krönt, alle Mittel aufbietet, welche die Natur spendet, um die Kunst höher zu erheben. So läuft der Garten an die beiden Seitenflügel des Palastes, um plötzlich in der Mitte, von der hohen Steinwand aufgehalten, von der Grotte getragen, dem tiefliegenden Hofe Raum zu lassen. Der Palast Pitti genießt den wunderbaren Vortheil aller an einer Höhe angelegten Gebäude; er beherrscht seine Umgebung, und wird von einem Garten beherrscht, der, ohne von der Stadtseite

aus geahnt zu werden, den heiteren ſtillen Gemächern in die Fenſter blickt. Schade, daß die an ſich große Treppe nicht groß genug für den Felſenbau iſt; wie wäre die von Caſerta hier an ihrem Platze. Doch die moderne Kunſt ſchafft große Theile, ſelten ein großes Ganzes, das konnten nur die Griechen.“ Nur auf der Akropolis findet man ein Parthenon, das den Sieg des Einklanges in ſich trägt. Wir traten in die großen Appartements, doch, o Jammer! ſie ſind im Styl de l'empire; auch hier hat man die tüchtige Pracht der Mediceer heruntergeriſſen, um die ſchweren, ſchönen Plafonds, welche nur mehr in einem Theile des Schloſſes das Auge ergötzen, mit Napoleoniſchen Geſchmackloſigkeiten zu erſetzen. Doch einen Schatz ſeltener Art hat die Neuerungswuth verſchont; es ſind dies die Arbeiten aus pietra dura, dieſe maſſiv zarten monumentalen Zimmergeräthe, einem Florenz eigenthümlichen Kunſtzweige angehörend. Doch auch nur für Zimmergeräthe iſt dieſer Kunſtzweig zu empfehlen; verliert er ſich in das Bilderfach, ſo wird er kalt und ſteif, und verräth ſein ſteinernes Material; aber die Tiſche mit den Frucht- und Blumen-Guirlanden, mit den Muſcheln und Perlenſchnüren auf dem milden Lapis lazzuli oder auf dunklem tief wiederſpiegelnden Grunde, die hohen Renaiſſance-Schränkchen, die gleich kleinen Burgen oder Tempelchen von all den Wunderfarben glänzen, die die Natur auf ihr Geſtein gehaucht hat,

all dies liebliche Detail kunstvoll mit jahrelanger Mühe vereinigt, hat wohl ein großartiges fürstliches Ansehen, und zeigt den Reichthum des alten florentinischen Herrscherhauses. Kein Gold ersetzt den Schmelz der polirten Steine, und wo Marmor und Porphyr, Lapis lazzuli und Juwelen verschwenderisch verarbeitet liegen, da zeigt sich echter Reichthum, solider Luxus, der nicht mit den Jahren, aber mit den Jahrhunderten wechselt.

Doch nun galt es, in aller Eile einen Besuch bei einer Familie zu machen, deren eines Glied ich in Dresden kennen und bewundern lernte, und nach deren himmlisch milder Florentiner Verwandtschaft ich mich allmächtig hingezogen fühlte. Ich war noch erfüllt vom Eindrucke der Madonna sixtina, dieser stillen, großen, siegenden Jungfrau, die es innig fühlt, mit wehmüthigem Stolze begreift, welches Kind der Wunder sie auf ihren Armen trägt, daß ihre Hände der Thron des großen Sohnes ihres Gottes sind. In ihrem Blicke liest man, daß sie sich selbst ehrt als das reine Werkzeug der unendlichen Macht, daß sie die Größe ihrer Pflichten, die Größe ihrer Leiden, aber auch die Unendlichkeit ihrer Verklärung fühlt; und so tritt sie aus den Wolken als die hehre Königin der Engel mit majestätischer Haltung, und zeigt im Kinde der hoffenden Menge den Erlöser. Sie hört das Hosianna der tausend und tausend jubelnden Kehlen, doch ahnt ihr Ohr auch

das weithin gellende crucifige. Kein Heiligenſchein ſchmückt das Haupt, kein Gold und Edelſtein iſt in die einfache beſcheidene Tracht gewirkt; in dieſem Bilde braucht die Mutter Chriſti keinen umgebenden Prunk, keinen vom Hauptgegenſtande abziehenden Schimmer, wie ihn die Künſtler unſeres Jahrhunderts ſo gern anbringen, um den prüfenden Blick des Beſchauers zu theilen. Der größte Schmuck der ſixtiniſchen Madonna iſt der Sohn, und der heiligſte Schein iſt der ihrer großen klaren Augen, dieſer hehren Augen, die mit andächtiger Zuverſicht erfüllen. Es iſt Troſt, Wahrheit und unendliche Tiefe darin zu finden; in ihnen ſpiegelt ſich wie in einem ruhigen See der ungetrübte Himmel. Und wie vor Allem herrlich iſt das Kind, welches auf ihren Armen ruht; aus dieſer Schöpfung Raphaels ahnt man den Erlöſer, in dieſen ernſten Zügen lieſt man die zu vollbringende Aufgabe. Unter den dunklen Locken thun ſich zwei große ſchwarze Augen auf, die trotzig in die finſtere Sündenwelt hinausſchauen, als wollten ſie ſagen: „Ich werd' euch beſiegen, zittert, ihr weltlichen Sünder, vor dem Kinde, welches euch einſt richten und ſtrafen wird!“ Es neigt ſich zurück, es zieht die Schultern empor in ſtiller zögernder Erwartung des Weltkampfes. Dieſes große Bild ſchwebte vor meinen Augen, und nun wollte ich wenigſtens in Eile die erſte Bekanntſchaft der Madonnen im Palaſte Pitti machen. Wenn ich weltberühmte

Gegenstände zum ersten Male sehe, so bin ich verlegen, und kämpfe zwischen der Pflicht, das längst Anerkannte zu bewundern, und meinen eigenen Gefühlen, die zögern sich zum Urtheile zu bilden. Es ergreift mich oft Aerger und Wehmuth, daß ich nicht augenblicklich entzückt sein, nicht augenblicklich in entschiedene Bewunderung versinken kann. So ging es mir auch bei dem zu kurzen ersten Besuche der Madonna della Seggiola und del Granduca; ich konnte sie nicht gleich gehörig würdigen, und die Sixtina schwebte siegend vor meiner Seele; denn in ihr sah ich in einer Gestalt die hohe Mutter Christi und die Magd des Herrn, während die della Seggiola nur die zufriedene große blühende Mutter, und die del Granduca die demüthige fromme Magd ist. Doch ein zweites ruhigeres, längeres Verweilen vor den Bildern wird, denke ich, mein Gefühl beschwichtigen. Die Gallerie Pitti, diese seltene Blüthe aus Firenze's reichem Kranze liegt im rechten Flügel der weiten Felsenburg, aus der man, wie von einem Throne herab, einen herrlichen Ueberblick auf Stadt und Land, auf die weiten Villen, Gärten und Berge erlangt. Nachmittag ging es in den Dom, und zwar über die Häuserbrücke, diesem schwebenden Städtchen, das von innen einen Bazar von fast nichts als Goldarbeiten bildet. Rechts und links flimmert es von goldenen und silbernen Dosen, von Ohrgehängen und Kettchen, und mahnt

an den Orient, an Smyrna's Goldarbeiter-Gassen. Der Dom ist ein reines edles Werk italienischer Baukunst. Er ist in Kreuzform mit einer hohen breiten Himmelskuppel über dem freistehenden Hochaltare erbaut. Thurm und Außenwände sind mit dem feinsten Marmor in reichen Farben übergossen, die ein erhabenes freundliches Bild geben, welches vollendet wäre, wenn nicht die architektonische Verkleidung der Façade fehlte, die herabgerissen wurde, um einer modernen, nie zu Stande gekommenen Platz zu machen.

Das Innere ist weit und erhaben, majestätisch einfach; fast alle Altäre wurden von einer kundigen Hand hinausgeschafft, so daß sich die ungetheilte Aufmerksamkeit auf den Hauptaltar lenkt, über welchem sich das letzte Gericht mit seinen hundert Gestalten und Gruppen wölbt. Es bringt einen trefflichen, ich möchte sagen alttestamentarischen Eindruck hervor; denn Alles eint sich um den Altar, der durch das von schönen Glasmalereien gehemmte Licht in ein geheimnißvolles Halbdunkel gehüllt ist. Um den Hauptaltar öffnen sich im Halbkreise einige Capellen mit Altären, sonst ist alles in einfacher Harmonie, groß und beruhigend durch die religiöse Idee, welche von den reinen Kreuzgewölben bis zur majestätischen Kuppel weht. Es gewährt mir eine angenehme Unterhaltung, hohe Gebäude zu besteigen, und von ihnen aus eine planartige Rundaussicht zu gewinnen; ich bestieg also

natürlich auch hier die Kuppel. Um das Innere derſelben laufen zwei Gallerien, und über ihr liegt, gleich einem Futterale, eine zweite Kuppel; zwiſchen beiden kriecht man in die Laterne. Von Gallerie zu Gallerie und von der Höhe der Laterne blickte ich jedesmal in die Kirche hinab; die Gegenſtände wurden immer kleiner, um ſchauerlich impoſant die Größe und Kühnheit des Ganzen hervortreten zu laſſen. Wie die Einzelnheiten verſchmelzen, treten die Maſſen hervor, und der Blick gewinnt Ruhe und Klarheit. Umgekehrt ging es mit den Frescogemälden des letzten Gerichtes. Zu welchen Zerrbildern wurden die Figuren! wie ſtreckten und reckten ſich die Satane, in welche unſchickliche Nähe kommt man den manchmal etwas freien Einzelnheiten künſtleriſcher Laune, die wie natürlich von unten beſehen im Enſemble verſchwinden. Wir traten auf die äußere Baluſtrade der Laterne, und vor uns lag der Plan von Florenz. Ein langes Silberband, der Arno, theilt die Stadt. Links iſt die neuere Hälfte mit der dunklen Felſenkrone Pitti, geziert vom grünen Boboli, an deſſen Spitze das Belvedere aus der friſchen Vegetation friedlich herausblickt, weiterhin führt eine ernſte Cypreſſen-Allee gleich einer grünen Colonnade zur Poggio imperiale; der Stadttheil verliert ſich lieblich in mit Gärten umwallten Hügeln; einzelne Dörfer und Thürme winken von weitem, bis endlich die Berge das Bild einrahmen. Zur Rechten des

alten Flusses liegt das Herz der Stadt, der Sitz der Paläste, der Kunst und der Kirchen, aus dessen dunklen Dächern der Dom sich gleich einer frischen Blume erhebt; da sieht man den Palazzo vecchio mit seinem Thurme, seinen Zinnen und glänzenden Wappen; da erscheinen die langen Dächer der Ufici, Santa Croce, Maria Novella, und all die echt religiös ernsten Gebäude vergangener Jahrhunderte; daneben zeigen sich unbewußt die kleinen Intérieurs, Gärtchen und Terrassen, und über all dem das weite grüne glückliche Thal, die sanften Hügel, und am Saume abermals Gebirge als schließender Hintergrund. Liebliche Villen krönen die Hügel und hängen an den Bergen, deren Häupter jedoch nicht so frisch sind wie das Land. Glücklich und sanft ruht Florenz im grünen Arnothale, gleich einer jugendlichen Gestalt, deren Augen magnetisch einlullen und doch begeisternd wirken; gleich einer zarten Blüthe mit herzstärkendem Jasmindufte; und so führt mit vollem Rechte die Stadt eine Blume im Wappen, und selten sieht man einen Ort, wo alles so mit den frischen Attributen der Flora überschüttet ist. Ueberall findet man zierlich gebundene Mazzetti, überall strotzen die Gärten von Rosen, Jasmin, Nelken, Vanillen und anderen Perlen der Vegetation, von solchem Dufte, daß man sich in balsamischer Atmosphäre badet. Meine Kletterwuth hatte mit der Gallerie der Laterne ihr Ende noch nicht erreicht; ich hörte von der

Kugel unter dem Kreuze ſprechen; „Vorwärts“ war meine Parole, und durch das Innere einer Säule, von einem eiſernen Bolzen zum andern, wie ein Rauchfangkehrer, gelangte ich in die metallene Kugel, in welcher ich die Temperatur der venetianiſchen Bleikammern kennen lernte; noch einige Schlangenwindungen, und ich war der Höchſte in Florenz, mit dem Oberleibe im Freien, unmittelbar unter dem Kreuze des Domes. Meine hochfahrenden Gedanken waren befriedigt, ich fühlte mich frei, allein und wohl, ich ahnte den Jubel einer Schwalbe auf der Spitze eines Daches. Das Federmeſſer meines Vetters wurde geopfert, um meine Anfangsbuchſtaben in das chriſtliche Symbol zu graviren, in welchem ich die Zahl Tauſend, Sechshundert und etliche neunzig fand; ich konnte alſo ganz beruhigt in der Ueberzeugung von dannen ziehen, bei einſtiger Wiederkehr Buchſtaben und Datum noch zu finden; es iſt ein haftiger Drang der Seele, eine Erinnerung über das kurze Leben hinaus zurück zu laſſen. Wir fuhren noch in die Caſcine, dieſem Tummelplatze florentiniſcher Lions, und begegneten in den längs dem Arno ſich hinziehenden langen, laubreichen Alleen den eleganteſten Equipagen, ſo daß man ſich in den Hydepark, auf die Boulevards oder in den Prater hätte träumen können. Bei den großherzoglichen Meiereigebäuden Caſcini, nach welchen die beliebte Promenade heißt, ſtand eine vollkommene Wagenburg

um ein österreichisches Militär-Musikcorps gereiht. Ein Souper en famille bei Leopold endete den ersten heiteren Abend im glücklichen, magnetisch anregenden Florenz.

Florenz den 29. August 1851.

Der erste Morgengang galt der Gallerie Pitti; ein Triumphzug für das die Kunst liebende Auge, ein Baden der Seele in Fluthen höherer Sphären. Um eine solche Sammlung in seinem Hause zu gründen, bedurfte es der jugendlichen Gluth für Kunst, die Europa's Süden vor zwei Jahrhunderten so mächtig und groß durchströmte, des Ahnens einer höheren Welt im Kunstgenusse. Die Medicäer hatten dieses Vorgefühl und handelten darnach, und wurden hiedurch zu den unvergänglichen Schöpfern der großen unsterblichen Monumente ihrer Zeit; sie waren es, die Griechenlands Musen mit der christlichen Kunst vermählten. Drei Säle der Sammlung waren wegen Ausbesserung gesperrt, doch sah ich sie den kommenden Tag, so daß ich ihrer Kunstwerke gleich hier erwähnen werde. Im ersten Zimmer, das wir betraten, stand die Madonna della Seggiola im Begriffe copirt zu werden. Wie müssen sich diese armen Madonnen langweilen, immer und immer wieder von Pfuschern grell und geistlos abgeklatscht zu werden; zum Glücke sind es fromme Frauen,

die nicht von Eitelkeit geplagt ſind. Warum mußte mir, betrachtete ich dieſes Werk Raphaels, immer die Sixtina ins Gedächtniß treten? Es wird wohl in der Aehnlichkeit der Geſichtszüge liegen; ja beide haben denſelben Körper, nicht aber denſelben Geiſt, dieſelbe Haltung im himmliſchen und irdiſchen Lichte. Die Sixtina iſt eine ſchwebende Viſion, ein verklärtes Bild nach vollendetem Kampf und Leiden; die Seggiola iſt eine Erdenwallerin, ihr hat noch nicht die Stunde der Drangſale geſchlagen; ruhig, ja bequem ſitzt ſie auf einem Stuhle, den ihre künftige Glorie noch nicht zum Throne umgewandelt hat; ein turbanartiges Tuch fällt ihr vom Haupte auf die Schultern, ihre Kleidung iſt gewählt. Sanft neigt ſie ſich über den Erlöſer, der ſich an ſie ſchmiegt; ſie blickt auf dem Bilde, wie nur ein Raphael es malen konnte, aus großen ſinnigen Augen, die gleich dem Monde in reiner, ſtiller Nacht, mild und tief ergreifend und beruhigend ins kranke Herz ſcheinen. Auch die Farben dieſes Bildes haben den myſtiſchen Duft, die glanzloſe Friſche, den zarten, verſchleiernden Hauch, der nur dieſem Künſtler und auch nur in einigen ſeiner Werke eigen iſt. Die Madonna Sixtina hat Raphael mit Ahnungen des Himmels, die Seggiola mit Ahnungen tiefer Liebe, die del Granduca mit reinem kindlichen Sinne gemalt; die Letztere hat noch etwas vom Typiſchen, Naiven einer frühern Epoche; ſie gleicht mehr einer deutſchen

als einer jüdiſchen Jungfrau; ſie iſt ein ſtilles, friedliches Gebet, während die Sixtiniſche Extaſe, die della Seggiola, zu Gott gewandte Bewunderung über die Werke ſeiner Schöpfung ausdrückt. Um bei Raphael, dem Könige der Künſtler, dieſem verſinnlichten Engel zu bleiben, erwähne ich die Madonna del Baldacchino, und die Santa Famiglia dell' Impannata. Ich kann's nicht laſſen, meinem Geſchmacke, und nicht dem Urtheile der Welt zu folgen, und geſtehe, daß mir beide Bilder keinen Eindruck gemacht, und das letztere mir trotz allem guten Willen mißfallen hat. Zwei Portraite, Angiolo Donni und ſeine Frau vorſtellend, ſind mir intereſſant, um die Stufenweite von Raphaels Werken zu begreifen, oder vielmehr nicht begreifen zu lernen, ſo himmelweit iſt der Unterſchied zwiſchen dieſen und ſeinen größten Meiſterwerken. Madonna Sixtina und Magdalena Donni zeigen, wie des Menſchen Seele ſich vom Samen zur Blüthe entwickelt. Vor der Viſion des Ezechiels möchte ich wohl Stunden und Stunden ſtehen bleiben. Ein Goldrahmen von 1½ Schuh Höhe und 1 Schuh Breite umfaßt den Himmel in ſeiner Herrlichkeit, in ſeiner Unendlichkeit. Dieſer Gott Vater muß der Schöpfer und Lenker der Welt ſein; als ein Herrſcher des Univerſums ruht er auf dem Wolkenthrone, getragen von der Evangeliſten geheimnißvollen Symbolen; ein Gott des alten Teſtamentes, Jehovah, vor dem man zitternd in den Staub ſinkt, in An-

betung vertieft und doch hoch gehoben von dem Gedanken, daß jeder von uns nach seinem Ebenbilde geschaffen ward, und daß die ewige Seele im gebrechlichen Gefäß von dem ausging, der da war, ist, und sein wird. Wäre es nach dem Vorhergehenden erlaubt, so würde ich sagen, daß die Gestalt des Allmächtigen etwas vom Bewohner des Parthenon, vom Donnerer Zeus, an sich habe, wozu der Adler des Apostels Johannes wohl beitragen mag. Doch ist der Gott der Welt, das Endziel alles Glaubens vom Anfange bis in Ewigkeit, das Unwandelbare im Jupiter und Odin in dieser Gestalt verschmolzen. Gebieterisch wallt das graue Haar und der mächtige, fluthende Bart um das ernste Antlitz voll Alterswürde und Schöpfungskraft; segnend aufgehoben breiten sich die Arme hoch über die Wolken, die nicht zum Ruheplatze, die zum gebietenden Throne sich zusammenballen. Vor diesem Bilde zu denken, seine Seele in Anschauung zu vertiefen, ist Himmelswonne; denn hier ahnt man den Augenblick, in dem man einst den Herrscher von Angesicht zu Angesicht sehen wird. Diese Wirkung konnte Raphaels Kunst hervorbringen, um im Geschaffenen ihren eigenen Lohn zu finden!

Wie ganz anders und doch ergreifend, aber nicht bezaubernd ist das Gemälde seines Zeitgenossen, die Parzen von

Michel Angelo; dieſe ſind mit dem Meißel gemacht, nicht mit dem zarten belebenden Pinſel; eherne Parzen, die nur einen eiſernen Faden, den Faden Michel Angelos ſpinnen können; er hat ſie mit der Kraft eines Heroen aus der Unterwelt geriſſen als tüchtiges, ernſtes memento mori. Auch Murillo hat der Sammlung in zwei Madonnen ſeinen Tribut abgetragen. Die eine iſt eine verunglückte Idee; ſie iſt mit den Zügen, ich glaube einer Herzogin von Urbino und ihres Kindes gemalt; ein ſchönes ernſtes Weib, aber keine Mutter des Herrn. Die andere iſt die würdige Schweſter der Dresdner, ein reizendes Bild religiöſer Wirklichkeit, es iſt keine hierarchiſch-ariſtokratiſche Mutter des Herrn, ſondern eine Mutter aus dem Volke, nicht ſtreng und göttlich, ſondern zart und ſchwärmeriſch, ganz im Gegenſatze zu Mutter und Kind von Rubens, die der fetten behäbigen Claſſe des Volkes angehören; niederländiſche Kleinbürger. Rubens iſt ein Männer-Maler, kräftig und genial, doch ſeine Frauengeſtalten ſind übergeſund und zu wohlgenährt, den Geiſt erſtickend. Wie prächtig iſt aber das Bild gemacht, in welchem er ſich, ſeinen Bruder, Juſtus Lipſius und Hugo Grotius dargeſtellt hat. Aus dieſen Zügen ſpricht edles, thatkräftiges Leben; mit breiten feſten Strichen ohne gekünſtelte Pinſelei hat er gegeben, was er wollte, eine Geſellſchaft tüchtiger, intereſſanter Männer. Auch meinen lieben van Dyk fand ich wieder, und zwar in ſeinem ſchönſten

zauberhafteſten Thema, in Englands unglücklichem Herrſcherpaare. Es iſt nur als Bruſtbild gemalt; man ſieht die ſchwebende duftige Geſtalt der zarten Königin nicht ganz wie in der Gallerie von Dresden, doch hat dieſes Bild einen neuen melancholiſchen Reiz; in ſchwarzer Trauerkleidung ſieht man Carl und Henriette, düſter und lieblich, unſelig, wehmüthig. Auf Carls ernſten Zügen ruht gleich einem Flor die Trauerzukunft, er iſt ein Schlachtopfer edelſter Art, welches ſich zu paſſiv, zu widerſtandslos in das Schickſal fügte; er fehlte durch Schwäche, und muß doch unendlich anmuthig nicht ſchroff wie Ludwig XVI. geweſen ſein. Beiden war es gegeben, wenn auch nicht kräftig zu leben, doch kräftig zu ſterben. Warum mußten Beider Frauen ſo ſchön, ſo liebreizend geweſen ſein? Warum muß immer das Zarte, Duftende geknickt werden? Marie Antoinette und Marie Henriette lernte ich in Innsbruck und Dresden kennen; für Erſtere ſchwärmte ich von jeher, Letztere lehrte mich van Dyk bewundern. Nie habe ich Bildniſſe geſehen, die mich ſo magnetiſch feſſeln, wie das von Carls I. Gemahlin: ſtolz und ſanft ruht ihr Lilienhaupt auf dem ſchlanken, feinen Halſe; die Carnation und die Züge ſind zart und ſchimmernd wie aus Elfenbein, und doch beſtimmt und unter der blendenden Stirn, die leicht hingeworfene Löckchen zieren, ruht ein Augenpaar, dem nur die Melancholie und ein wundes Herz die unbeſchreibliche Anziehungskraft,

den ſanften Sternenſchein geben konnten. Anmuth iſt das Wort für Marie Antoinette, Wehmuth das für Marie Henriette. Auch Andrea del Sarto, dem ſchlichten anſpruchsloſen Künſtler, den ich hier erſt ſchätzen und bewundern lernte, dem florentiner Künſtler par excellence, iſt einer jener göttlichen Funken gegeben, die da entzünden, beleuchten und wärmen; ſeine Werke ſind ernſt und doch voll ſüdlicher Gluth, ganz der Ausdruck kräftiger Andacht und tiefen Glaubens. Wollte man religiöſe Malerei mit Kirchen-Architectur vergleichen, ſo würde Andreas Styl der byzantiniſch-venetianiſchen Bauart, Raphaels der alt-italieniſchen, und jener des guten, ehrlichen Dürer der rein gothiſchen, deutſchen entſprechen; von Letzteren verliert ſich eine arme Eva nackt und fröſtelnd unter der italieniſchen Fülle; eckig ſteht ſie neben all den formenreichen Madonnen; doch iſt ſie bieder und charaktervoll, wie der alte deutſche Maler ſelbſt, ſinnvoll aber nicht ſinnlich. Doch um auf Andrea zurückzukommen, ſo erinnere ich nur an ſeine heilige Familie in der Stanza di Marte. Wer dies Bild des frommen Glaubens geſehen hat, muß ihn lieben und verehren. Dieſem Meiſterwerke geradeüber hängt die impoſante Judith von Allori; dieſes mächtige, gottbegeiſterte Weib, die ſtolze Witwe, die um des Glaubens und des Volkes Willen ſich mit antiker Kraft erhob, und mit Buße und Gebet zum blutigen, aber nothwendigen Werke ſchritt, iſt mir eine der intereſſanteſten

Geſtalten aus dem Buche des Lebens. Es ſind wenige unter den beſſeren Malern, die ſich nicht an die ſchwierige Aufgabe gemacht haben, dies gigantiſche Weib darzuſtellen, aber auch nur Wenigen iſt es gelungen, eine Judith in ihrem furchtbaren erſchütterndem Triumphe ernſt und andachtdurchglüht zu ſchaffen; entweder war es eine Bacchantin in Phreneſie, oder eine ſchwache Seele, die nimmermehr den feindlichen Heerführer hätte dem Vaterlande opfern können. Allori und Riedl haben die Aufgabe gelöſt: bei Beiden iſt es die würdevolle, jüdiſche Witwe, die Frau des alten Teſtaments, welche die That unternahm, weil ſie mußte, ohne Wanken der Seele, ohne eitlen Drang nach dem Triumphe, der ihr ward. In dieſem Zuge der traurigen Nothwendigkeit, des ſchwermüthigen Gefühles, als Opfernde ſelbſt ein Opfer zu ſein, hat vielleicht der deutſche Meiſter den Sieg davon getragen. Das ſind die Bilder, an welche ich mit Liebe denke, die mir werthe Bekannte geworden ſind. Möge Jeder das Seine finden, ich habe das Meine gefunden, und verſuchte wenigſtens die Schatten jenes Eindruckes meinen Freunden wiederzugeben. — Benvenuto Cellini dichtet in Gold mit dem lebhaften Farbenreichthume des Email, ſeine goldenen Schalen umgaukeln zarte Bilder der Phantaſie, Gebilde aus reichen duftigen Träumen; dies beweiſt die kleine, auserleſene Sammlung ſeiner Kunſtwerke im Pitti, der gleich einem rauhen mächtigen Berge

in ſeinen Adern und Venen die reinſten Schätze, die edelſten Metalle enthält. — Zu ebener Erde befinden ſich im Pitti noch eine Sammlung von Statuen und eine Capelle. Die letztere mißfiel mir gänzlich durch ihren heidniſchen Styl, und ihre Basreliefs, wahre Pfuſchereien, nicht würdig des königlichen Palaſtes. Um dem Geiſte und der Seele Zeit zu laſſen, die hundert und hundert gährenden Stoffe, die ſie aufgenommen hatten, zu verarbeiten, unternahmen wir eine Fahrt in den Boboli, und ruhten im Grünen aus. Das iſt wieder einmal ein Garten, wie er ſein ſoll, großartig, fürſtlich, wie es ſolchen Paläſten ziemt. Im Garten Pitti athmet der Geiſt der Mediceer ſtolze Pracht und friſchen mythologiſchen Kunſtſinn.

Aus dieſen gigantiſchen Alleen begaben wir uns in eine Fabrik, aber in eine Fabrik, die Kunſtwerke hervorbringt, und deren Gründung nicht unſerer materiellen Zeit angehört, ſondern noch von altem Reichthum und Pomp zeugt, in die Fabrik der Pietra dura. Dieſe kunſtvolle Steinfügung liefert farben- und ornamentenreiche Tiſchplatten, Altäre, Schreine und ähnliche Gegenſtände, wahre monumentale Werke, maſſiv und leicht, glatt wie Spiegel, und das Auge durch ihre Farbenharmonie bezaubernd. Die Pietre dure werden, wenn ſie einſt in kommenden Jahrhunderten aus dem Schutt und Moder gegraben werden, die gerechte Bewunderung der

Nachwelt erregen. Auch werden sie mit unendlicher Mühe verfertigt; unter hundert Stücken muß eines gefunden werden, das die Schattirung einer gegebenen Blume oder die Färbung ihrer Blätter hat; das kleine Fleckchen, welches einen günstigen Erfolg verspricht, wird nun nach einer Papier-Chablone durch einen mit Schmergel beschmierten Draht gesägt, und hierauf an die übrigen das Bild gestaltenden Steine so genau angepaßt, oder vielmehr eingefügt, daß man, außer wenn es die Zeichnung erfordert, die Fugen nicht wahrnehmen kann. Der Stein, aus dem das Theilchen geschnitten wurde, wird nun in einen Kasten zu seinen Stammes- und Farbegenossen gelegt, und harrt des Augenblicks, wann er wieder zu einer Nuancirung tauglich befunden wird. Man kann sich daher die Kosten und Mühen einer solchen Fabrik denken, deren Resultate aber auch etwas wahrhaft Herrliches sind. Von den schon vollendeten Gegenständen, die wir sahen, fielen mir besonders die für die Capelle San Lorenzo bestimmten Altarwände auf, welche auf dem schönsten Lapis lazzuli-Grunde Kirchen-Attribute darstellen. Diese wahrhaft vollendeten, dem Auge wohlthuenden Werke haben eine, durch den geschliffenen Stein hervorgebrachte eigenthümliche, glänzende Frische. Die Krone alles bis jetzt Geleisteten ist der nach einer Arbeit von beinahe 20 Jahren nunmehr vollendete Musentisch; er zeigt dem staunenden Beschauer in seiner Mitte

den ſiegenden Phöbus in der Art und Farbe einer Antike, und derſelben auch würdig dargeſtellt; Roſſe und Lenker ſind meiſterhaft gezeichnet und ſchattirt. Als Einfaſſung dieſes Bildes duften gelbrothe Roſenguirlanden, zwiſchen deren zarter Blumenfülle ſich uns die ſinnreichen Attribute der Alles belebenden, den Götterfunken des Genius austheilenden Muſen zeigen. Das Ganze iſt eines jener Meiſterwerke, welches, gleich der Camee des Auguſtus oder dem Salzfaſſe des Benvenuto Cellini, einen fortdauernden Namen in der Kunſtgeſchichte haben wird; auch iſt es vermuthlich das letzte großartige Meiſterwerk auf Lapis lazzuli-Grund, da dieſer ſchöne edle Stein, welchen man bis jetzt aus Perſien bezog, nun nicht mehr im Handel erſcheint, und der Fabrik nicht mehr zukommt.

Den Werth der Akademie, die wir nun beſuchten, konnten wir nicht in ſeinem ganzen Umfange ſchätzen, da mehrere Säle für eine bald zu eröffnende Ausſtellung neuerer Bilder mit grauen Leinwandlaken verhängt waren; doch erkannte ich, daß eine ſehr glückliche Anordnung in der Aufſtellung der Bilder getroffen iſt, die dem Laien und um ſo mehr dem Kunſtjünger eine treffliche Anſchauung von der allmählichen Entwicklung und Verwicklung der Kunſt in den feinſten Zügen darſtellt. Man ſieht von Bild zu Bild, wie ſich die ſteifen und mageren Glieder der Alten füllen und löſen, um

ſpäter nur zu überfüllt und zu loſe zu werden; man ſieht, wie die typiſchen Züge dem lebenden Modelle weichen müſſen, wie mit der regeren Phantaſie der fromme kindliche Sinn entweicht, und der Geiſt des Chriſtenthumes mythologiſche Hülle annimmt. Ganz beſonders intereſſirte mich ein Bild von Raphaels Meiſter; da iſt es mit der Kunſt wie mit der Liebe; vor Raphael iſt es eine kindliche Liebe, die, je näher ſie zu den größten Meiſtern rückt, immer noch unſchuldig aber ſchon des kräftigen Genuſſes oder vielmehr der Möglichkeit zu genießen bewußt iſt; mit Raphael kommt die erſte, glühende, Alles umfaſſende, durchdringende, genießende Liebe; unſere Zeit iſt die liebesſatte, überreizte, die nur mehr im Aeußerſten Befriedigung findet. Mit Stolz zeigten uns die Toscaner ein plaſtiſches Werk ihres neueſten Künſtlers, deſſen Name mir leider entfallen iſt: Abel und Kain, nach der furchtbaren Mordthat vorſtellend, ſo ſchön und zart in Bronze gegoſſen, wie ich Aehnliches ſelbſt in München nicht geſehen. Die Figuren ſind vielleicht zu kleinlich ausgeführt, und namentlich der Kain, der ſich mit Entſetzen abwendet, als ſein Auge zum erſtenmal eines Menſchen Tod erblickt, will mir nicht gefallen. Dieſe Gruppe und der Muſentiſch waren nach London zur Weltausſtellung in Britanniens großen Glasſarg beſtimmt; da aber der engliſche Geſandte in Florenz die Nachricht ausſprengte, der Großherzog wolle den Tiſch der Königin von

England ſchenken, dieſer aber nicht geſonnen war, die jahrelange Arbeit und die dazu verwendeten Summen der Fremde zu Gute kommen zu laſſen, ſo wurde, um unangenehmen Erklärungen aus dem Wege zu gehen, gar nichts nach London geſendet. Vor der Kirche der Annunziata, zu der wir uns nun begaben, befinden ſich in einer mit trefflichen Fresken geſchmückten Vorhalle auch einige vorzügliche Andrea del Sarto, die durch ihre ſchöne Compoſition und weiche und doch ſehr feſte Behandlung entzücken, und die Liebe zu dieſem florentiniſchen Meiſter immer reger werden laſſen. Zwar ſchützt man die vorzüglicheren Theile dieſer Halle durch Glasfenſter vor der Witterung, aber dennoch ſind die Bilder leider ſchon ziemlich farblos. Zwei bronzene Becken fielen mir in dieſem Vorhofe durch ihre glückliche Form auf. Die Kirche iſt im reichen ſchlechten Geſchmacke des vergangenen Jahrhunderts mit überladenen Verzierungen ausgeſtattet. Ein wahres Sanctuarium an Pracht und Reichthum iſt eine von Silber und den ſchönſten Pietra dura-Arbeiten ſtrotzende Capelle, mit einem in Florenz hochverehrten Wunderbilde. Seitwärts von derſelben findet man ebenfalls Steinarbeiten, in welchen mir zwei Platten auffielen, die ſo gut gewählt ſind, daß ihre Nuancirungen die von Duft halbverhüllte Sonne und den Mond darſtellen. In der Kloſterhalle zeigt man über der Eingangsthür Andrea del Sarto's berühmtes Fresco

der Madonna del Sacco, welches der Künſtler den frommen Brüdern für einen Sack Mehl gemalt hat, den er auch im Bilde verewigt. Damals ſcheint die Rolle eines Mäcenas ſehr leicht geweſen zu ſein. Durch allerhand Winkelwerke wurden wir in eine Art Magazin geführt, in welchem wir überraſcht vor einem Abendmahle Raphaels ſtanden, ein erſt vor kürzeſter Zeit in dieſem Waarenraume vorgefundenes und dem Untergange entriſſenes Fresco, das trotz der furchtbaren Proben und Verunglimpfungen, die es zu beſtehen hatte, noch trefflich erhalten iſt; daß es aber erſt halb gerettet iſt, bewies mir das hinter einer Wand laut werdende Stampfen eines Pferdehufes; die Feuchtigkeit des anſtoßenden Stalles kann aber unmöglich dem Fresco ſehr wohlthätig ſein. Stall und Waarenmagazin waren das ehemalige Refectorium eines Kloſters. Die Kunſtrichter haben mit ihren gewöhnlichen, roſenfarbenen Beweisgründen feſtgeſtellt, daß die Cena Raphael angehöre. Iſt dies der Fall, ſo gehört das Werk zu ſeiner Mittelperiode, und ſteht noch halb auf typiſch kindlichem Boden. Die Cena macht einen freundlichen Eindruck, man wäre geneigt, ſich zum gaſtlichen Tiſche zu ſetzen, und ohne Scheu die trefflichen Details zu ſtudiren; es iſt ein altdeutſcher Anflug darin, und ein Schlüſſel zu dieſem Bilde ſcheinen mir die Porträte des Ehepaares Donni in der Sammlung im Pitti, obwohl dieſe einer noch früheren Periode angehören.

Ein jugendlicher Apostelkopf, wahrscheinlich Johannes, in vorgeneigter, lauschender Haltung gefiel mir besonders gut. Daß man bei Betrachtung dieses Bildes manchmal in Zweifel kommt, ob es wirklich von Raphael stamme, ist, glaube ich, verzeihlich, die Kunstrichter sind gar zu schnell mit ihrem Urtheile fertig; es machte mir auf jeden Fall einen angenehmen, liebenswürdigen Eindruck, und mir würde das Klosterbrot unter dieser Cena schmecken. Noch zwei Capellen hatten wir zu besehen: die Capelle der Medicäer, in welcher ein Julius von Medicis, und Lorenz Herzog von Urbino ruhen, erlangte ihren Ruhm durch Michel Angelo's Sculpturen und Architekturen; sie enthält Buonarotti's Tag und Nacht, von denen sich so viele hingerissen fühlen. Ich gestehe aber, daß diese Capelle mir gänzlich mißfallen, ja mir einen höchst unangenehmen, kalten, widerlichen Eindruck gemacht hat. Hier liegen im Tode gebrochene Herzen, und ihre speculativ philosophische Eitelkeit hat sich dieses Grab gesetzt, und in demselben das Unbehagen des Gewissens angedeutet; war Buonarotti in der Erkenntniß seiner Zeit tiefdenkend und klar, so ist ihm das abstoßende Denkmal gänzlich gelungen, und die herumliegenden indecenten Statuen ohne alle Grazie, ohne Gemüth möchte ich sagen, zeigen nur zu deutlich, von wannen der Geist war, der hier gehaust hat. Die halb sitzende, halb liegende Stellung der großen Medicäer versinnlicht den Wider-

willen der eitlen thörichten Philoſophie gegen die Todesruhe; ſie ſträubt ſich, mit dem Schleier bedeckt zu werden, den noch Niemand gehoben hat, der aber den Gläubigen friedlich und ſanft bedeckt. Es ſpricht ſich in dieſen Monumenten ein krankhaftes Ringen der Erdengröße gegen die Nichtigkeit aus, und der Marmor iſt ſo kalt, als ſpotte Freund Hain aus demſelben des Lebens, und nie kann das Wort „Friede“ aus dieſer Halle ertönen, die kein chriſtlicher Geiſt durchweht, aber ein mythologiſirendes Streben durchfröſtelt. Nebenbei ſcheinen mir die Statuen Buonarotti's zu grottesk, ſie tragen ſchon den Keim der Rococo-Zeit in ſich. Ebenſowenig gefiel mir die Lorenzo-Capelle, der geprieſene Triumphtempel, die Apotheoſe der ſpäteren Mediceer, von Ferdinand I. begonnen, und bis heut zu Tage noch nicht gänzlich vollendet. Die Wände der, durch eine, in Fresco nichts weniger als ſchön gemalte Kuppel geſchloſſenen, großen Capelle ſind mit einer plumpen Harlequin-Tapete von den edelſten Steinen überdeckt. Alles ſtrotzt von kaltem unpoetiſchen Reichthum ohne die mindeſte Grazie, und unzufrieden gedenkt man der herrlichen, geiſtreichen Marmor-Ueppigkeit von Caſerta. Stolz ruhen die Särge mit den vielfarbigen Wappen, von denen ich nur die von Cosmus II. und Ferdinand I. erwähne, erhöht an den Wänden, umwogt von Farbenpracht, die für andere Zwecke angemeſſen, für einen Todtenſaal, denn noch

ſteht kein Altar in dem ſtolzen Raume, bedeutungslos und widerſinnig iſt. Der Tod hat nichts mit anderen Farben zu thun, als denen der Blumen, die allein das Recht haben, an einem Sarge zu blühen. Nähme man die paar Sarkophage heraus, und gäbe man dem Ganzen den Namen eines Feſtſaales, ſo bekämen die Verzierungen Friſche und Heiterkeit und die grauſe Kühle, die unheimlich ſpottende Leere würde durch pulſirendes Leben erſetzt. Conſtantinopel war vor Muhameds Schwerte gefallen, griechiſch-byzantiniſche Kunſt und Philoſophie, und die reichen Wiſſenſchaften des Oſten fanden in Italien an dem üppigen, ſtolzen Geiſte der Mediceer einen ſicheren Halt und Schutz, indem ſie wiederum der neuen Dynaſtie Glanz verliehen. Die Tiara ward von einem Mediceer getragen, und Roms bisher vergeſſene Schätze wurden mit griechiſchen Erinnerungen vermählt, und gebaren eine neue Kunſtperiode, die mythologiſch-chriſtliche. Das Abendmahl ward im Tempel gefeiert, die Venus bekam denſelben Hofraug wie die Gottesmutter; man fand es angenehm, die Gebräuche des Alterthums mit denen der Neuzeit zu verbinden, und nannte dies Philoſophie. Es entſtand aber hieraus ein unbefriedigtes Aufwärtsſtreben; die Menſchen entdeckten, daß die Götter des Alterthums auch nur in Menſchengeſtalt dargeſtellt wurden, und ein ſinnlicher Stolz, der wohl Anfangs Großes in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft hervorbrachte,

ergriff die Herzen und legte zuerst den Keim des Atheismus in dieselben. Die Fürsten glaubten selbst eine Art Gottheit zu sein, und sich vor dem alten Gott nicht mehr fürchten zu dürfen. Sie pflegten die Religion nur als eine bequeme Staatseinrichtung für die Unterthanen. In Frankreich war Franz I. der erste Träger des Cultus der Sirene, der er durch Italiens Künste einen Nimbus zu verschaffen suchte. Katharina von Medicis hatte zu viel Eifer für den Dienst der Aphrodite, und Ludwig XIV. jupiterisirte sich nun vollends. Nie zu befriedigende Eitelkeit und die Vergötterung der Sinnlichkeit wurden die Philosophie der Herrscher. Joseph II., der Völkerbeschützer, wußte auch hiervon etwas zu erzählen. Daß die Völker bald diese Begriffe ausbeuteten, dafür sorgten die von ihren Herrschern gefütterten und sie besingenden Männer, welche in Voltaire ihren Hauptvertreter haben. Frankreich rettete Italien halb und halb, indem es den mythologischen Nimbus in Versailles concentrirte, aber sein Blut hat für diesen Ruhm zahlen müssen. Die Medicäer-Gräber erregen Gedanken gar kalter, grauser Art.

In den Pitti zurückgekehrt, begab ich mich hierauf zu unserer Gesandtin, der Baronin Hügel, mit der mich ihr freundlicher Gemahl bekannt machte. Die Baronin ist eine in Indien geborne Engländerin, eine liebenswürdige und anmuthsvolle Erscheinung, die Schönheit und Geist verbindet,

und unſer Land könnte nicht beſſer als durch ſie und ihren Gemahl vertreten werden.

Ein heiteres angenehmes Diner bei Leopold verſammelte uns wieder im Pitti, worauf ich mit ſeinem älteſten Sohne in die Kirche Santa Croce fuhr, das Pantheon italieniſcher Größen. Mächtige Säulenreihen tragen das baſilica-artige Gebälke des hohen Daches, verklärt und mild dringt das Licht durch wundervolle Glasmalereien, die den Gläubigen die grelle Außenwelt ſanft verſchleiern, und ein breiter, von Betſtühlen freier Raum führt feierlich zum Hochaltar, zu deſſen Rechten und Linken kleine Capellen den Umfang des Querſchiffes füllen; die ganze Kirche hat die Form des lateiniſchen T, und ermangelt leider gleich dem Dome einer Façade. Der gothiſch-lombardiſche Styl feiert auch in dieſer Kirche einen Triumph, und ihr Inneres wäre vollkommen zu nennen, wenn nicht die an den Kirchenwänden fortlaufenden Monumente, wovon viele der neuern Zeit angehören und vielfach mißlungen ſind, den hohen Einklang luſtig und kleinlich ſtörten. Italien hat nun einmal mit ſeiner Todtenverehrung kein Glück, und das zeigt ſich hier lebhafter als irgendwo; Monumente antiker Form gehören nicht in eine Kirche des ernſten, ſtrengen Mittelalters, und der ärmlich mit einem Laken halbumhüllte nackte Körper des Dante würde viel beſſer thun, auf dem Sargdeckel ruhig und geduldig liegend, des Schalles der

Posaunen zu harren, als, im Weltschmerz dahinbrütend sich von zwei obligaten Genien umweinen zu lassen; könnten sich die Marmorlippen öffnen, so würden sie ein Spottgedicht über das eigene Mausoleum sprechen. Michel Angelo Buonarotti wird hier ebenfalls von drei Statuen, die Maler-, Bildhauer- und Baukunst vorstellend, umtrauert; dem Tragödiendichter Alfieri ließ seine Gattin, die Wittwe Carl Eduards, ein Marmordenkmal von Canova setzen; Machiavelli's Bildniß tragen die personificirte Politik und Geschichte zur Schau; auch Galiläi fand hier sein Mausoleum. Unter allerhand unberühmtem Volke, welches aber vermuthlich den Ehrenplatz in dem Pantheon erkaufen konnte, finden wir einen Napoleon „digne de son nom", wie uns die Inschrift lehrt; in einem Gange, der in eine mit Kunstschätzen gefüllte Capelle führt, entdeckten wir das Portrait eines für die Revolution gefallenen jungen Menschen mit einem Stürmer auf dem Haupte, frisch und grell aufgetragen. Berühmte Männer und Gesindel geben sich in dieser Kirche die Hand, um das schöne Werk alter Zeiten durch kleinliche Trophäen zu entstellen. Die Kirche Santa Maria novella mit dem dazu gehörigen, durch seine Apotheke weltberühmten Dominikanerkloster ist ebenfalls im gothisch-lombardischen Style erbaut, und Michel Angelo nannte sie seine Braut; sie hat drei Schiffe in Spitzgewölben, und ist mit Kunstschätzen gefüllt;

in den beiden Kreuzschiffen befinden sich balconartig erhöhte Capellen, in deren einer ein berühmtes Madonnenbild, in der andern das letzte Gericht gezeigt wird. In diesem ist Dante unter die Seligen recrutirt, da Paradies und Hölle, wie man behauptet, nach seiner Dichtung von Andrea di Lione gemalt sind. Auch in dieser Kirche hatte ich Gelegenheit, die von mir so geliebte Glasmalerei zu bewundern. Den einst als Bestattungsplatz benützten Kreuzgang schmücken Fresken aus der ältesten Zeit, die, wie man behauptet, mit Pflanzensäften in Ermangelung der später erfundenen Farben gemalt sind; daher die grüne Gesichtsfarbe der armen Heiligen, welche kläglich anzuschauen sind. Nicht mit Unrecht nannte mein Vetter diese Werke „Kartoffel-Fresco", eine Aeußerung, die mich durch ihre Richtigkeit herzlich lachen machte, und den uns herumführenden Kunstgelehrten zu empören schien. Noch komischer erschien uns in einer Capelle dieses Kreuzganges das sogenannte „Capitolo degli Spagnuoli", wo unter andern Fresken die streitende und triumphirende Kirche, mit Papst und Kaiser an ihrer Spitze, darstgestellt sind, während Hunde, in die Farben der Dominikaner gehüllt (eine Allusion auf das Wortspiel Domini cani), Wölfe, welche die Ketzer darstellen, verjagen, woraus man entnehmen kann, daß schon unsere Vorfahren sich mit witzigen und nicht allzufeinen Caricaturen befaßten. Die heutigen Dominikaner fühlen sich sehr

geehrt und erfreut durch dieſen Einfall. In demſelben Bilde zeigt man die Bildniſſe Petrarca's, Lanza's und Bocaccio's; ob mit Recht, müſſen Kundige entſcheiden. Wir folgten unſerm Führer, in die Prachträume des Kloſters, die mit allem gediegenen Luxus ausgeſtattet ſind, in die berühmte Spezeria und in einen vor kurzem vollendeten, für den Empfang von fürſtlichen Gäſten beſtimmten Saal, wo kryſtallene Kronleuchter, goldene Candelaber und Sammtmöbel den noch heut zu Tage beſtehenden Reichthum des Kloſters bezeugen; ich war ganz verblüfft über die glänzende Pracht, die einem königlichen Palaſte entlehnt zu ſein ſchien, und freute mich derſelben. Die guten herzlichen Dominikaner bewirtheten mich mit Alkermes-Liqueur, ihrem eigenen Fabricate, in welchem ich nicht vergaß, auf des Kloſters Wohl zu trinken. Nachdem wir in der, den Armen ſo thätige Hilfe ſpendenden Apotheke von den berühmten Eſſenzen und der Poudre d'Iris gekauft hatten, nahmen wir von den freundlichen Mönchen herzlichen Abſchied und fuhren durch reiche Gärten nach Pietraja, einem Luſtſchloſſe des Großherzogs, das ſeinen Namen von ſeiner Lage an einem ſteinigen Berge führt. Es iſt von den Mediceern in dem ſchönen alt italieniſchen Villen-Geſchmacke erbaut, und von einem reizenden Garten umduftet. Auf der linken Seite der breiten Terraſſe, die das Gebäude trägt, ſteht in einem reich verſehenen Blumenparterre, mit Orangenbäumen geziert, ein geſchmackvoller

Brunnen, auf deſſen Spitze ſich Giovanni Bologna's berühmte in Bronze gegoſſene Venus erhebt. Sie windet, dem Bade entſteigend, Waſſerſtrahlen aus ihren reichen Haaren, wodurch Aphrodite von tauſend ſchimmernden Perlen zart umſpielt wird. Zur Rechten wird die Terraſſe von zwei ausnehmend breiten, immergrünen Eichen, wahren Koloſſen an Kronenumfang, dicht beſchattet, ſo daß ein grünes, kühles Zelt über den weiten Raum geſpannt iſt. Dieſe Bäume gehören unſtreitig in die Claſſe der Natur-Phänomene, denn ohne ſehr hoch zu ſein, bilden ſie nur durch die Zahl und Länge ihrer Aeſte ein vollkommenes Wäldchen; hinter denſelben ſteht eine vom Großherzog in ſeiner Jugend gepflanzte Ceder vom Libanon, die ſchon eine ziemliche Höhe erreicht hat. Auch ſah ich hier eine Partie Camelien im Freien; wie herrlich muß es ſein, wenn ſie im Frühjahr von Blüthen beſäet daſtehn. Vor der fürſtlichen Villa ſchmückt ein Raſenteppich die Terraſſe, unter welcher ein regelmäßiger Teich ſanft den Himmel wiederſpiegelt, worauf der Garten mit ſeinen geraden terraſſirten Blumenbeeten und ſeinen dunklen Bosquets den Berg hinuntерſteigt, immer bedacht, die hochgelegene Villa als den Mittelpunct des Ganzen ins Licht zu ſtellen, und überall weichend, wo er im geringſten die majeſtätiſche Ausſicht des Fürſtenſitzes ſtören könnte; Eigenſchaften, die man unſern neumodiſchen Gärten nicht vorwerfen kann, indem

man im Gegentheile in denselben immer erst auf einen hohen Kiosk oder auf einen künstlichen Berg keuchen muß, um ein wenig Aussicht zu genießen. Das Gemälde, das man von der Terrasse von Pietraja wahrnimmt, gehört unstreitig zu den auserlesensten. Inmitten einer Bergkette, umringt von hunderten von Villen im saftigsten Grün, die, wie von schelmischer Hand auf die günstigen Wellenbewegungen der Gebirgsabdachungen bunt und im glücklichsten Zufalle hingestreut liegen, zeigt sich zu unsern Füßen eine aus weiten Höhen sanft herniedersteigende Silberschlange, welche sich in der reichen Ebene einen duftigen, unschatteten Blumenweg wollüstig geschaffen hat, um in dem herrlichen Florenz eine Krone zu empfangen, wie sie noch keinem Feenkinde gegeben war, eine Krone von Thürmen, Kuppeln und Palästen, zu deren Verfertigung Musen und Grazien sich schwesterlich die Hand gereicht haben. Pitti's schöner Garten, das blumenbekränzte Belvedere, die stolz thronende Poggio imperiale vermählten sich mit den jenseitigen Hügelketten, welche abermals unzählige Villen, Städtchen mit hervorragenden Thurmspitzen und Klöster tragen, und sich endlich zu den Gebirgsketten erheben, die das sanfte, milde, ewig heitere Bild schließen. Das Ganze war in einen melancholischen Abendschleier gehüllt, und machte einen wehmüthig frohen Eindruck auf das Gemüth. Wie alles mild Heitere einen Anflug von Wehmuth hat, so erregt

auch das Arnothal eine beglückende Schwermuth, die durch die bevorstehende Trennung von Orten, die wie Florenz mein Herz und meine Seele gewinnen, erhöht wird.

Florenz den 30. August 1851.

Die auf heute Morgen angesagte Parade wurde eingetretenen Regens halber nicht abgehalten; ich benützte die Zeit, die drei in den ersten Tagen geschlossenen Zimmer der Gallerie Pitti zu besuchen, und mich an deren Kunstwerken zu laben. Doch mir war heute noch Herrlicheres beschieden; einer der längsten Gänge, die ich je gesehen habe, führte mich durch einen Theil der Stadt über Dächer, dann über den Arno auf den Ponte vecchio, aus dem Pitti in die Ufici; die interessanten aber keineswegs schönen Porträte der alten Beherrscher Toscana's tapezieren, mit andern geschichtliche Scenen darstellenden Pfuschwerken, diesen ungeheuer langen unregelmäßigen Corridor, von welchem man in Mitte des Ponte vecchio einen amüsanten Doppelblick auf den Lauf des Arno hat, der, ich schäme mich fast es zu sagen, in der Stadt selbst unserm Wienstrome ähnelt, und in welchem die Florentiner mittelst großer Netze aus ihren Fenstern gemüthlich fischen, was sich burlesk ausnimmt. Der Palazzo degli Ufici ist ein Staatsgebäude in alt-italienischem Style, welches ein, gegen den Platz des Palazzo vecchio offenes Rechteck bildet, auf

einer Seite von der Loggia geſtützt, gegenüber dem Palaſte endet; es ruht auf Arcadengängen, welche Statuen der berühmten Toscaner zieren, unter ihnen Cosmus I., der Erbauer dieſes ſtattlichen, regelmäßigen Palaſtes. Eine ſchöne mit Statuen gezierte Treppe führt durch ein Veſtibule aus der Stadt in den erſten Stock, in welchem eine corridorartige Gallerie um den Hofraum läuft, aus der man in die um dieſelben gereihten Zimmer und Cabinette gelangt. In dieſen Räumen iſt das ſchönſte, was die Kunſt hervorgebracht hat, unter dem Namen Galleria degli Ufici vereinigt. Die Corridore enthalten Statuen und Büſten, und an den Wänden weniger bedeutende Bilder; in den Zimmern ſind jedoch die letzteren die Hauptſache, obgleich auch eine ſchöne Sammlung von Bronzen, Gemmen und hetruskiſchen Alterthümern aufgeſtellt iſt. Dreimal beſuchte ich während meines Aufenthaltes in Florenz dieſe Räume, und kam meiſtens vom Pitti, ſah daher die Sammlung in entgegengeſetzter Ordnung; zur größeren Klarheit will ich aber in meiner kurzen Beſchreibung von Förſters trefflichem Handbuche meine Schritte lenken laſſen, und nach ſeiner Ordnung von der Treppe der Stadt aus noch einmal den Gang durch die mir ſo liebgewordenen Hallen in der Erinnerung beginnen. Im erſten Veſtibule waren mir die Büſten der Mediceer, dieſer Schöpfer der ſchönſten und letzten Kunſtperiode auf antikem Grunde höchſt intereſſant.

Die Familie Medicis hat für mich ein eigenes Intereſſe, denn ſie bietet nebſt Venedig das einzige Beiſpiel in der Geſchichte, daß Männer aus dem Kaufmannsſtande Großes ſchaffen und erhalten können, und haben durch ihr Uebergewicht im Kunſtgebiete einen dauernden Nimbus um ihr Haupt gewebt. Sie und Venedig gaben den Beweis, daß auch der Handelsſtand für etwas anderes als für den Mammon Sinn haben kann, und daß man durch Fortuna ſteigen kann, ohne Parvenu zu werden; die Medicis ſtiegen aus der Börſe als Fürſten hervor, und bald freiten Europa's Königsſöhne um Hetruriens ſchöne Töchter. Im zweiten Veſtibule gefallen Repräſentanten der Thierwelt aus antiker Zeit: ein prächtiges Roß, ein Eber und zwei Doggen, durch die Natürlichkeit und Kraft ihrer Darſtellung, durch den edlen Geiſt, der ſich ſelbſt in dieſem Kunſtzweige zeigt, dem Auge. Der erſte Corridor trägt dagegen eine große Anzahl von Büſten römiſcher Kaiſer und Kaiſerinnen zur Schau, an denen die Gallerie der Ufici beſonders reich iſt, und die mir zu meiner Schande zeigten, wie gut man in Rom's Kaiſergeſchichte bewandert ſein muß, um all dieſe hohen Häupter dem Namen, der Bedeutung nach zu kennen; einem Archäologen eröffnet ſich hier ein reiches Feld geſchichtlicher Phyſiognomien. Unter den Statuen des zweiten Corridors fand ich den berühmten und ſo oft in Copien wieder gegebenen Dornzieher; dieſes naive Bild voll trefflicher Bewe-

gung, in dem der Marmor zu Fleisch und Blut wird, und die Gelenke sich ungezwungen biegen, gefällt durch die seltene, und doch künstlerisch durchdachte Natürlichkeit in seiner schweren Stellung.

Am Ende des dritten Corridors finden wir Baccio Bandinelli's Copie von Laokoon, diesem mächtig gedachten, phantasiereichen, schmerzdurchwebten Traum des Alterthums, wo der Schlangenalp mit seinen Ringen den letzten Athemzug hemmt, und die Muskeln sich im Todeskampfe verzerren; mein Geschmack überläßt dieses Bild lieber den anatomischen Untersuchungen eines Arztes, und ich wende mich zu dem jugendfrischen Uebermuth des Lebens, zu Buonarotti's Bachus, dessen jovial trunkenes, wollüstig breites Antlitz zurückgeworfen, dem geliebten Saft aus der erhobenen Schale entgegenlechzt, während eine volle Traube in einer der Hände ruht, bereit den fröhlichen Genuß zu erneuern. In diesem jugendlichen Götterkörper, und in dem muntern, schelmischen kleinen Faun, zu seinen Füßen ist Fülle und antikes Leben, und keine der zu stark bezeichneten, buonarottischen Muskeln stört hier den entzückten Blick. Sieht man das verlangende, mit einem leisen thierischen Zug bezeichnete Antlitz, so muß man den Schöpfer dieses Werkes bewundern. Ein unvollendeter Apollo von demselben Künstler war für mich ebenfalls von unendlichem Interesse. Gleich einem ungeschliffenen Diamanten zeigt sich in ihm die

volle schaffende Kraft Buonarotti's; noch ist der Stein wie mit einem Reif bedeckt, dennoch ahnt man die Vollendung; man thut einen Blick in das Walten der Kunst, in des Bildhauers Art, die todte Masse zum unsterblichen Leben zu bringen. Man findet mehrere Werke Michel Angelo's, in denen der Meister nur die feste Skizze genialisch gemeißelt und die Idee zur Welt gebracht hat, ohne sich die Zeit und Mühe zur Ausführung zu gönnen. Dazu gehört ein Relief der heil. Familie, ebenfalls nur skizzirt, das in einem Gange der Gallerie, wo verschiedenartige kleinere Bildhauerwerke, besonders Basreliefs, sich befinden, aufbewahrt wird. Diese halb entschleierten Ideen Buonarotti's zogen mich besonders an und gefielen mir besser als manche seiner etwas grotesken; allzu muskulösen Ausführungen. In der Nähe der Laokoongruppe befindet sich ein Johannes der Täufer von Donatello, graziös und edel, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Außerdem findet man abermals eine große Anzahl römischer Büsten von geschichtlicher Bedeutung, unter denen wohl die merkwürdigste Nero im Knabenalter ist. Das Kinderantlitz eines Ungeheuers ist eine merkwürdige Studie, doch den Büsten fehlt der Ausdruck der Augen, und nur wenn sich dieser mit den Zügen vereint, kann man halbe Ahnungen herauslesen. Dem Saale mit hetruskischen Alterthümern schenkte ich keine Zeit, da ich nur über so wenige zu verfügen hatte, und dieser

Zweig, trotzdem daß wir nun im Herzen Hetruriens sind, wohl schöner im Museo Borbonico vertreten ist. Das Cabinet der neuen Bronzen brachte jedoch viel Sehenswerthes. Das Juwel unter denselben ist Giovanni Bologna's Mercur, welcher ehemals die Villa Medici in Rom schmückte und aus kleinen Oeffnungen, gleich der Venus dieses Meisters Wasser spritzte. Ein kleiner Aeolus-Kopf bläst aus vollen Backen eine Luftsäule, welche den Mercur, der die letztere nur mit der Spitze des linken Fußes, als einzige Stütze der kühnen Statue berührt, in höhere Region trägt, und die aufwärts strebende, flügelleichte Bewegung des schlanken, kräftigen Körpers beseitigt jeden Zweifel, daß dieser göttliche Jüngling die Luft durchschneiden wird. Der Kopf und die rechte, gegen Himmel zeigende Hand schien mir störend; Ersterer ist zu klein, Letztere unnatürlich. Doch die Composition ist wunderherrlich, und besiegt eine der schwersten Aufgaben, da der blasende Knabenkopf die Idee der Stütze verschwinden macht. Benvenuto Cellini's Wachsmodell des Perseus, das wir im Großen in der Loggia finden werden, ist gewiß eine höchst merkwürdige Kunstreliquie. Die in jedem Maler-Atelier zu findende anatomische Figur Cigoli's hat hier ihr Original in Bronze, eine degoutante Natürlichkeit macht sie zu einem wissenschaftlichen, aber keineswegs angenehmen Kunstproducte.

In das Cabinet der antiken Bronze hat sich eine auf

Metall gravirte Krönung Marien's, 1452 von Finiguerra verfertigt, verloren, ist aber vielleicht in dieser Abtheilung das merkwürdigste Stück, indem man von demselben die Erfindung der Kupferstecherkunst herleitet. Außerdem entzückte mich noch ein antiker bronzener Pferdekopf, der mit wenigen einfachen Zügen die kühne Bewegung, das sich gegen die Führung sträubende Vorwärtsstreben des edelsten Thieres trefflich darstellt. Wir treten in den Saal der Niobe, und von Staunen ergriffen vor die tragische Gruppe, welche ein Götterwort im Augenblicke des größten Affectes in Marmor verwandelt und die Seele und ihr schmerzdurchbebtes Mienenspiel durch die Fesseln des Steines für die Nachwelt erhalten hat. Niobe und ihre Kinder waren zu schön, zu götterähnlich, als daß ihre edlen Formen in Staub und Asche hätten zerfallen können; sie wurden durch die Kunst unsterblich, wie Latonens Rache. Aus der Mediäer Villa in Rom ließ Peter Leopold, Oesterreichs Leopold II. diese Gruppe, welche bei dem St. Paulsthor der Weltstadt 1583 gefunden wurde, in die Gallerie nach Florenz bringen, woselbst sie in einem großen Saale von geschmackloser Ausschmückung mit hellen Wänden keine schlechtere Aufstellung hätte finden können; denn das Große und Schöne liebt auch eine anpassende Umgebung. Daß diese Statuen, welche man nach einer Stelle des Plinius, dem Lehrer des Phidias und Praxiteles zuschreibt, im First eines Tempels standen, geht

aus dem verſchiedenen Maßſtabe und der Bewegung der einzelnen Figuren deutlich hervor. Die Mutter mit der jüngſten Tochter, ein vorwärtseilender mit dem rechten Arme ſich drapirender Jüngling, die ſich vorbeugende, mit dem linken Arme den falteureichen Mantel zum Schutze vor Diana's Pfeilen emporhaltende Tochter gehören unter dieſer Perlenreihe unſtreitig zu den glänzendſten. Verzweiflung und Todesangſt, der Anblick des Schweſterblutes hat die jüngſte Tochter gelehrt, ſich auf die Knie zu werfen, und ſich an die Mutter wie an eine Säule zu lehnen; das aufgelöſte Haar wallt ihr über den ſchlanken jugendlichen Leib, der Arm hebt ſich ängſtlich empor, während die Mutter ſie an ſich preßt, um in dem Tode der Jüngſten das Uebermaß des Schmerzes zu erleben. In den beiden anderen Figuren, wie in allen übrigen, iſt die Bewegung, der herrliche Gliederbau, die edle Zartheit und der meiſterhafte Falteuwurf zu bewundern. Edles Blut wird durch des Geſchwiſterpaares Pfeile vergoſſen, mit Würde erliegen Niobe und ihre Kinder der Rache des Schickſales; ein Trauerſpiel ſeltener Art wird hier in Marmor geſpielt. Wie ſelbſt die Verzweiflung oft eine komiſche Ader hat, ſo machte mich der plumpe, langweilige Pädagoge der unglücklichen Kinder mit ſeinem unpraktiſchen Allarm lächeln, im Theoretiſchen wahrſcheinlich trefflich, weiß er doch mit ſeiner Lanze die ihm anvertrauten Pupillen nicht zu vertheidigen; freilich ſind

Götterpfeile Schickſals-Pfeile, was dem armen Philiſter als Entſchuldigung dienen mag. Ein Zeuskopf in dieſem Saale gefiel mir durch ſeine wilde, majeſtätiſche Gottesmacht. Der obere Theil der Wände iſt mit Bildern geziert, unter ihnen das Heinrich IV. in der Schlacht von Ivry, und deſſen Einzug in Paris von Rubens. Rubens entwickelt hier ſeine ganze Phantaſie, mit den Maſſen wie kein anderer Maler herumwerfend; nur bietet uns der geniale Künſtler zu viel Fleiſch, zu viel geſunden Corpus. Letzteres zeigt ſich, wenn auch in dieſem Falle anpaſſend, doch im Uebermaße in ſeinem Bachanale, welches wir in dem Saale des Baroccio antrafen, und findet ſeine Erklärung in den trefflichen Porträten ſeiner beiden Frauen Eliſabeth Brand und Helena Forman, die durch Fülle und Friſche einen Wink über Rubens Modelle geben. Die Porträte dieſes Malers machen übrigens mein Entzücken aus. Sie ſind mehr als Porträte, aus ihnen kann man Phyſiognomik ſtudiren. Es iſt nicht bloße Aehnlichkeit des Körpers darin, es iſt Leben und Seele, des Auges ganze Kraft mit wenig Farbentönen auf die Leinwand gezaubert; es ſind intereſſante Erſcheinungen, die man ganz behaglich fixiren, mit Muße betrachten mag, und denen man ſo recht ins Antlitz ſehen kann, in deren Geſellſchaft man ſich ganz sans gêne fühlt, während man zu van Dyks Schöpfungen mit Ehrerbietung und Sammlung, wie zu etwas Höherem emporblickt.

Man kann ſich das Intereſſe denken, welches in Baroccio's Saale das Porträt Galiläi's von Suſtermann hervorruft, die Wiſſenſchaft durch die Kunſt verewigt; dieſer Kopf mit dem weißen Barte, mit den düſteren Zügen iſt es alſo, welcher die Erde aus ihrer Lethargie riß, und den Stolz der Menſchheit bezwang, der ſein Poſtament für ſo bedeutend hielt, daß ſelbſt die Sonne dienend um dasſelbe kreiſen ſollte. Und dennoch; Jahrhunderte ſind vergangen, ſeit der ernſte Mund die große Wahrheit lehrte, und noch heute lebt der größte Theil der Menſchen in dem alten Wahne. Um deutlicher zu werden, muß man ſelbſt der lernenden Jugend die feſte Stütze laſſen, und die Sonne wieder in fictiſche Bewegung bringen; ſo tief hat ſich die alte Meinung eingewurzelt.

Vier Tiſche in Pietra dura, aus dem edelſten Materiale in vergangenen Zeiten gearbeitet, zieren das Gemach; man möchte ſie Miniaturen, Email mit Steinen gemalt nennen. In dem Cabinete der Inſchriften gefiel mir eine treffliche Büſte Cicero's ganz beſonders, und in dem des Hermaphroditen ein koloſſaler, wundervoller Junokopf, ein würdiges Gegenſtück an Macht und Milde zum Jupiter im Niobe-Saale; und die Statue des Hercules als Kind, wie er mit übernatürlicher Kraft Juno's Schlangen erwürgt. Die Idee des Gottes der Stärke iſt in dieſem Werke, durch die Bewegung der Glieder des trotzigen Knaben verkörpert. Des Zwitterweſens, nach

welchem das letztere Cabinet benannt ist, will ich gar nicht erwähnen; denn so schön die Ausführung, so bleibt es doch immer ein Unding kranker Phantasie. Das egyptische Cabinet zeigt Mumien und allerhand Kleinigkeiten, und beweist, daß Egyptens Größe nur in seinen kolossalen Werken, in Obelisken und Tempeln, nur im Ganzen, nicht im Einzelnen überwältigt. Wir kommen nun zu den beiden Sälen, in welchen sich die Sammlung der von Künstlern verfertigten Maler-Porträte befindet. Diese Sammlung, die einzig in ihrer Art dasteht, wurde vom Cardinal Leopold von Medicis begonnen und seitdem fortgesetzt, doch leider mit keinem neueren Künstler bereichert, der nur halbwegs den Vorgängern die Schuhriemen lösen könnte. Nachdem jeder Künstler sein Porträt selbst malen muß, so zeigen diese Bilder die Schöpfung und den Schöpfer zugleich. Der Kunstjünger lernt aus ihnen, dem Physiognomisten ist ein weites Feld für seine Studien geöffnet, und so ist diese Sammlung der Seelenkatalog für das Kunst-Universum von Florenz. Hier fand ich meine drei Lieblingsgestirne der Malerwelt: Raphael, Rubens und van Dyk. Schwärmerisch ernst, von tiefer Gluth verzehrt, nicht männlich stark, nicht weiblich schwach, ein melancholisch Mittelding, nur von einer zarten übersensitiven Hülle irdisch gehalten, blickt Raphael halb Cherub, halb Genius mit tiefen, wehmüthigen Augen aus dem Bilde, welches seinen Schöpfungen viel klarer

als das Porträt in der Gallerie zu München entſpricht. Das iſt der Jüngling, der höher als Alle geblickt, der im Entzücken der brennendſten Liebe tiefe religiöſe Philoſophie gemalt, und im Uebermaß des Empfindens nicht die ſinnvolle Strenge und die Kraft verloren hat. Van Dyk iſt ſchön und ernſt, gleich ſeinen herrlichen Bildern; er iſt der Maler der Fürſten, der erhabenen Größe, ein dynaſtiſch-ariſtokratiſcher Künſtler, und als ſolcher blickt er würdevoll genialiſch aus dem Rahmen. Ueppig und faſt keck, mit unternehmenden Augen, die ſchon ſo manches genoſſen haben, fein geſchnörkeltem Schnurrbarte, und einem geſund wollüſtigen Zuge hat ſich uns Rubens gegeben; daß er mit Humor malte, daß er Fülle und Friſche mit Bachusgewinden umrankt liebte, daß er aber auch im Stande ſei, mit feſtem Glauben einen wunderthätigen Franz Xaver und einen mächtigen Loyola zu ſchaffen, alles das ſpricht ſich in den Zügen des Lebemannes aus. Raphael erlag der Gluth, Rubens gedeiht im fröhlichen Genuſſe, und erſtarkt darin zu großen Werken.

In der Mitte eines dieſer Künſtlerzimmer ſteht eine Trophäe antiker Kunſt, die ſogenannte medicäiſche Vaſe aus der edelſten griechiſchen Zeit, von feinſtem Marmor verfertigt; leichte Rebenguirlanden rahmen ein Basrelief ein, das Opfer der Iphigenie in trefflichen Geſtalten darſtellend. Dieſe in allen Theilen ſowie im Ganzen geſchmackvolle, große und

wohlerhaltene Vase soll nach den alten Schriftstellern, gleich allen ihr an Form ähnlichen, bei den Gastmählern der Alten zum Mischen des Wassers und Weines gedient, und Krater geheißen haben. Dies Beispiel zeigt abermals, mit welchem soliden, unserer Zeit ganz unbekannten, gediegenen Kunstluxus sich die Alten zu umgeben wußten, und besonders die Griechen; da bei den Römern schon zu große Ueppigkeit das Verderben der Kunst herbeiführte. Wie muß es dem Auge wohlgethan haben, bei heiterem Mahle, wie auch bei ernster Arbeit, sich von so schönen Formen umgeben zu sehen. Zwei Zimmer enthalten die venetianische Schule, deren kräftig reiche Zeichnung, deren ewig frisches, durchfärbtes, ernstglühendes Colorit kennen und schätzen zu lernen man die Academia delle belle arti in Venedig mit Muße betrachten muß; man muß Venedigs Paläste, der Meerstadt ruhige imposante Pracht, in welcher sich Europa's diplomatischer Ernst mit dem fanatisch farbenreichen Orient vermählt, gesehen haben, um zu begreifen, daß seine gefeierten Maler Ernst und Gluth, Tiefe und Ueppigkeit mit südlichen, intensiven und zugleich milden Farben zu vereinigen wußten. Aus Tizian, Paul Veronese, Paris Bordone und Palma's Werken treten uns lauter Nobili, lauter Kinder des goldenen Buches entgegen, stolz und glänzend mit einem herablassenden Lächeln. Durch Venedigs Lagunen muß man bei weicher milder Luft, von den Glanzesüberresten

des alten Adels umgeben, ſanft dahin gleiten, um deſſen Meiſter kennen und begreifen zu lernen. Florenz iſt im Beſitze einer Perle ſeltener Art aus der venetianiſchen Schule; es iſt dies Tizians Flora; ein üppig herrliches Weib, ſtolz und feſſelnd; in verführeriſch reichen Wellen umrahmt das röthlich blonde Haar ein ruhiges, klares, vollkommenes Antlitz; das leichte Hemd umfängt einen blendenden Buſen, und in der ſchönen Linken liegen Blumen, die dem ganzen Meiſterwerke den Namen Flora gegeben haben; doch iſt es eher eine in Gold und Purpur erzogene Ariſtokratin, eine Dogentochter, als eine zarte Frühlingsgöttin; die Blumen ſind nur ein Fingerſpiel, nicht Zweck und Sorge dieſes Weibes.

Das Cabinet der Gemmen, ich nenne es das Juwelen-Boudoir, zieren Säulen von orientaliſchem Alabaſter und von verde antico, und ſeine Schränke enthalten die köſtlichſten Gefäße und Spielereien von Lapis lazzuli, Achat, Amethyſt und Bergkryſtall, einige von Benvenuto Cellini geſchnitzt, eine wahre Schatzkammer der lieblichſten und werthvollſten Gegenſtände. Die franzöſiſche Malerſchule mit affectirten Kleinigkeiten und geblähter Zierkünſtelei, laſſe ich unerwähnt. Deutſchland und die Niederlande ſind anderswo beſſer vertreten, wenn gleich auch hier eine Landſchaft im Sturme von Ruysdal und ein Claude Lorrain dieſe Abtheilung zieren. Doch

wir haben für alles dies nur flüchtige Blicke, denn wir nahen dem Tempel der Tempel, dem allerheiligſten der Kunſt; es durchrieſelt uns ein freudiger Schauer, wir erblicken die Pforten der Tribune; noch haben wir ein Zimmer der Italiener zu durchfliegen, in welchem uns die Ungeduld nur ein ergreifendes, draſtiſches Meduſenhaupt mit ſeinen verſteinernden Schrecken von Caravaggio bewundern läßt, und mit erhobener Seele, mit geſpannten Sinnen treten wir in das Centrum der Kunſtwelt, die ewig friſche Blüthenkrone, deren Blumen ſich aus Jahrtauſenden entfalten, und die der große Geiſt der Mediceer zum ſchönſten duftigſten Kranze geeint hat. Eine hohe, mit Perlmutterplatten reich verzierte Kuppel erhebt ſich über dem dunkelroth tapezierten, achteckigen Gemache; drei Thüren, eine aus dem mit Statuen verzierten Corridor, und zwei aus den anſtoßenden Bilderzimmern führen in daſſelbe; das günſtige Licht fällt aus einem Fenſterkranze von der Höhe herab, und kann mittelſt Vorhängen auf einzelne Gegenſtände concentrirt werden. Der Boden iſt mit Marmorplatten ausgelegt. Schon in der Architektur der Tribune, die wir Bernardo Bontalenti zu verdanken haben, vereinigt ſich alles zu einer myſtiſchen Ruhe, zu einem überirdiſchen erhebenden Ernſte; ein weihevolles Licht wallt von der Höhe herab, das Geſuchte beleuchtend, das Uebrige in ein günſtiges mildes Halbdunkel hüllend; majeſtätiſch thronen die

durch die Zeiten geadelten Bilder in reichen, aber durch die Jahre nicht mehr grellen Goldrahmen auf dem rothen Grunde, der Farbe der Könige, der kirchlichen Würde, die ohne zu stören, ohne die Blicke auf sich zu ziehen, hebt, und um den Hauptgegenstand einen ernsten Nimbus verbreitet. Leicht und weich umfließt das Licht auch den zweiten Kreis der Meisterwerke, die Blüthenkrone der Bildhauerkunst, deren hehre Gestalten, wie aus einem Sommernachtstraume hervorleuchtend, sich zum Götterreigen vereinigen. Die Tribune gewährt einen seltenen philosophischen Einklang; die verschiedenartigsten Schulen, der verschiedenartigste Ideengang, Seelentriebe aller Zeiten sind hier innig zu einem Ganzen verknüpft, durch eine Macht, die Alles durchdringt, alle Perioden fügt, durch die Macht der Kunst. Nicht blendend, denn wahre Kunst blendet nie, aber mit ungekannter Zauberkraft weht dieser Geist des Edelsten dem Eintretenden entgegen. Ich überschritt die Schwelle mit dem Gefühle, mich dem Außerordentlichen zu nahen; ich dachte mir: „Was wirst du finden?“ und blickte rasch und zweifelnd umher; “wirst du das Verheißene antreffen?“ und dabei packte mich eine eigenthümliche Verlegenheit vor dem sogenannten Unanständigen der Kunst, vor dem freien Nackten, das wie ich fürchtete, mir den Anblick nicht rein und ruhig genießen lassen, und mir nur verstohlene Blicke erlauben würde. Da stand ich vor der Venus von Medicis, und nun erst er-

wachte das wahre Kunſtgefühl in mir, der Kunſt-Enthuſiasmus, für den es nichts Indecentes gibt, der nur das Höhere, Verklärte ſieht, und meine Verlegenheit war gelöſt. Aphrodite erſtand aus dem lieblich ſpielenden Schaume des Meeres; unter der Sonne des Südens vom Zephyr getrieben, tanzten und hüpften die goldenen Wellen zum muſchelbeſäeten Uferſtrande; ſanft einten ſich der Fluthen glänzende Perlen, und feucht und duftig, gleich einer bethauten Blüthe, entſtieg dem leiſe plätſchernden Meere ein Weib, zu ſchön, um von Fleiſch und Blut geboren zu ſein, ein poetiſcher Gedanke, von der klaren See der Wirklichkeit geſchenkt. Dies Märchen der Phantaſie hat, wie uns eine griechiſche Inſchrift zeigt, Cleomenes, Sohn des Apollodor's von Athen, in Marmor geträumt. Das Fluthenkind, die Göttin des Liebreizes, ſteht vor uns in lieblich unbewußter Scham, vollendet geboren; kaum hat die Sonne den Meeresthau von den zartſchwellenden Gliedern geküßt, die noch keine läſtige Hülle einengt; noch feſſeln ſie keine goldenen Spangen; iſt ſie nackt, ſo gewährt doch der Einklang ihrer vom reinſten Elemente gebornen Schönheit keine Blöße, ſie iſt zu vollkommen, um dem zergliedernden Auge zu verfallen. Der Marmor hört in dieſer Statue auf, Stein zu ſein, die freien zarten Hände ſind von Gefühl durchweht, im jugendlichen Buſen ſchlummert Frühlingsodem, und ſcheu und ſanft neigen ſich die elaſtiſchen Glieder vorwärts;

leiſe hebt ſich der rechte Fuß, und Aphrodite ſchlüpft vollends aus den Fluthen, um fortan über Blumenfluren leicht dahin zu wandeln.

Dies reinſte Juwel in der Krone der Plaſtik wurde in der Villa Adriana im Tivoli gefunden, aber leider in 13 Stücken, welche jedoch eine Meiſterhand ſo geeint hat, daß das Auge durch die trefflichen Fügungen nicht im mindeſten geſtört wird. Ungefähr 1680 während dem Pontificate Innocenz XI. wurde die mediciäiſche Venus unter der Regierung Cosmus III. mit der Statue des Apollinos gekauft, und nach Florenz gebracht; unter Napoleon mußte ſie dem Schwerte nach Paris folgen; ein Opfer des erzwungenen Kunſt-Enthuſiasmus — der die Weltſtadt damals bereicherte. Horribile dictu ward ſie während dieſer Zeit in der Tribune durch Canova's Venus auf ihrem alten Throne vertreten, und ſo nahm eine Balletgöttin, papiernem Meeresſchaum entſtiegen, den Platz der Wellentochter Aphrodite ein. Doch Napoleon ſank, Venedigs Jugend konnte wieder auf dem Marcusplatze lernen, wie Pferde ausſehen, und die Venus der Mediciäer kam wieder unter ihre alten Freunde, in ihr altes Throngemach. Der Muſen Fürſt und Liebling, der ſonnenumwallte Sänger, dem die Leier und die Zügel des glühenden Himmelsgeſpannes ein anmuthiges Spiel ſind, erſcheint uns als lieblicher, holder Jüngling im Apollino, deſſen Göttergeſtalt dem Praxiteles, oder wenigſtens ſeiner

Schule zugeschrieben wird. Seine fast noch weiblichen Glieder, die dennoch schon Bogen und Pfeil mit Geschick zu führen im Stande sind, in anmuthiger Nachlässigkeit gelöst, blickt der junge Dichtergott unbefangen und doch sinnend mit ungetrübter Phantasie in einen fröhlichen, griechischen Frühlingstag, ein Bild des frischen heiteren Morgens, auch ohne Attribute nur durch Haltung des edlen Hauptes und der lieblich würdevollen Gestalt ein Gott. Doch ist der belebende Glanz des Marmors, wie wir ihn in der Venus zum duftigsten Körper erhöht sehen, im Apollino durch einen unglücklichen Oelfirniß verdorben. Van Dyks Carl V. wandelte eines Morgens eine plötzliche Unruhe an, der rege Kaiser verließ seinen alten Platz, stürzte auf den armen Apollino, vielleicht um sich zu rächen, daß sein Sonnenwagen in seinem Reiche schon längst untergegangen sei, und der arme Jüngling lag zum nicht geringen Schreck der Kunstfreunde in 13 Stücken am Boden; er ward geflickt, der tolle Kaiser auf seinen Platz gebannt, und eine unglückliche Hand überfuhr den zusammengefügten Phöbus mit einem Firniß; ein Schmeichler, der den Streich des Kaisers der Welt verdecken wollte, aber der herrlichen Natur mehr schadete als die Risse, indem die Statue nun etwas von einer Gipsfigur hat. Der Schleifer ist eine kräftige, musculöse Gestalt, die sich in einer hockenden, für die glückliche Ausführung höchst schwierigen Stellung, auf die starke schön

durchgeführte linke Hand und zwar auch nur auf zwei vorgeſtreckte Finger derſelben ſtützt. Er iſt ein für den Dienſt ſeines Herrn brauchbarer Sclave, gebaut, um ſchwere gemeine Arbeit zu verrichten, doch ohne den mindeſten Funken einer höheren Idee, ein höchſt brauchbares Modell für Künſtler, ein ſogenannter famöſer Corpus, wie er auf den Academien ſo geſchätzt wird. Die Gelehrten, durch eine von Winkelmann beſchriebene Camee aus der Sammlung des Königs von Preußen aufmerkſam gemacht, wollen behaupten, die Statue ſtelle den Scython vor, welcher beſtimmt war, dem Marſias die Haut abzuziehen; das Meſſer in der Rechten wäre hierfür ein Beleg. Voll Leben und Wahrheit, ein treues Bild antiker Stärke und Gewandtheit, kühn gedacht und mit regſter Phantaſie geſchaffen iſt die Gruppe der Ringer; ſie verſetzt uns in die Zeiten der olympiſchen Spiele, wo der Körper der Jugend noch kräftig und geſund war, wo noch das Phyſiſche mit dem Geiſtigen übereinſtimmte, und nicht das Erſtere dem krankhaften Uebermaße des Letztern unterlag, wo auch körperliche Kraft zu den Erforderniſſen einer vollendeten Männlichkeit gehörte. Man ſieht die Ringer, wie ſie ſich unter dem Applaus des von weiten Landen zuſammengeſtrömten Volkes erfaſſen; der Kampf iſt in erregender Schwebe, wer wird ſiegen? denn beide ſind Giganten an Stärke; es funkeln die Augen, es ſchwellen die Muskeln, zwei Löwen ſcheinen

im Streite; doch siehe, nun stürzt die Gruppe in der Arena Sand, eine leichte Staubwolke verdeckt sie einen Augenblick dem gespannten Zuschauer; noch einmal will sich der Geworfene erheben, doch schon hat ihn der Sieger bei der Schulter erfaßt, schon setzt er ihm sein sehniges Knie in die Seite, und macht den so wacker sich wehrenden Arm unschädlich, um unter dem Enthusiasmus des Volkes den verdienten Preis zu erlangen. Ganz Griechenland, Jung und Alt, hat dem Kampfe beigewohnt; das ist des Siegers Lohn. Dieser Augenblick des bewegtesten Wettstreites, das feste, siegende Umschlingen des niedergeworfenen Gegners, die entscheidende Phase des Kampfes ward der Nachwelt in Marmor aufbewahrt. Wie es Bravour-Arien giebt, so ist dies eine Bravour-Gruppe. — Wie eines Künstlers Phantasie durch den verstümmelten Leib einer Statue zur Ergänzung derselben entflammt werden kann, wie sie Muskel an Muskel, Glied an Glied reihen, dem Vorhandenen ein entsprechendes Haupt schenken kann, das zeigt uns der tanzende Faun. Ohne Kopf und Arm gefunden, waren Glieder und Bau dieses, dem Praxiteles zugeschriebenen Werkes so trefflich, so belebt, daß Michel Angelo, vom griechischen Geist durchweht, den Meißel ergriff, und der Statue eine Auferstehung schuf. Kennt man Michel Angelo's Werke, so begreift man, daß den Faun zu vollenden ihm Genuß und Freude war, und daß er mit

wahrer Leidenſchaft daran ging; denn da iſt auch jede Muskel ausgeſprochen, jede hat ihre Beſtimmung, jedes Glied iſt markirt, und faſt muß die Weichheit dem anatomiſchen Studium zum Opfer fallen, ſtreng und ſchroff, wie es Buonarotti liebt. — Der tanzende Faun iſt belebt, roh, luſtig, voll wilden Humors, mit einem Worte, ein ganzer Kerl, nur Körper und Genuß; dieſem ein entſprechendes, halbberauſchtes, thieriſch wollüſtiges Haupt zu meißeln, in dem ſich die ausgelaſſene Freude malt, die ihm der Klang der Cymbeln, welche die ſehnigen Arme ſchlagen, und der Crepezia, welche vom Fuße getreten, einen quackenden Ton gibt, gewähren, das konnte nur die eiſerne, tief furchende Hand Michel Angelos. Mir war der Faun ein Bekannter durch Procuration, denn ich hatte ihn vor mehreren Jahren nach Gyps gezeichnet; man kann ſich daher mein Intereſſe denken, hier das Original zu finden; auf gleiche Weiſe war mir auch der liebliche zarte Fuß der mediceäiſchen Venus bekannt. Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, das Urbild desjenigen zu ſehen, das man ſchon durch Copien, ja durch Enkelcopien, in denen die Form nur mehr halb und halb geblieben, die Seele aber ſchon längſt entwichen iſt, in frühen Kinderjahren gekannt hat. — Der Kreis der Statuen wäre geſchloſſen, und nach der Bewunderung der edelſten Formen, nachdem ſich meinem entzückten Blicke erſchloſſen, welch ein gewaltiges Leben die Kunſt

dem Steine geben kann, wird nun der Farben heitere Pracht mich in Anſpruch nehmen. Ich will die Gefühle von damals in meiner Erinnerung ſammeln, und ſo gut als möglich wiedergeben. Schon einmal ſprach ich von der Kunſtentwicklung Raphaels, von dem Entfalten ſeiner Blüthenwelt, von dem immer volleren, immer ergreifenderen Rauſchen und Tönen ſeiner Farben-Melodien, wie er erſt als großer Schüler, zuletzt als glutherfüllter Meiſter die Künſtlerſeele offenbart hat. Dies Aufwärtswallen, dieſe Himmelfahrt zeigt die Tribune in einer merkwürdigen, dem Denker unendlich werthvollen Stufenreihe; Bild um Bild bringt uns dem umfaſſenden Meiſterſtücke näher, welches ſich uns in der Fornarina erſchließt. Den Anfang macht eine florentiniſche Dame, mit goldenen Ringen am Finger, ein Kreuzlein am Halſe, und langem, auf die Schulter herabhängendem Haare, ein gutmüthig typiſches Bild voll Unſchuld in feſten Strichen, die das Bild faſt zum harten Schnitzwerke ſtempeln, im Bunde die dritte mit Angelo Donni und ſeinem Weibe. Wäre Raphael auf dieſer Stufe geblieben, er würde den Eingang in die Tribune ſchwerlich erreicht haben. Bei der Madonna del Cardellino beginnen die Figuren ſich Raphaeliſch zu bewegen; die Glieder löſen ſich, Weichheit tritt in Körper und Züge, anmuthig lehnt ſich das reizende Chriſtuskind an die blühende Mutter, und wendet das Haupt liebevoll zu ſeinem erſten Freunde,

zum kleinen Johannes. Raphael erwacht, doch ist's noch ein irdisches Erwachen nach einem holdseligen, wohlthuenden, aber nicht bedeutenden Traume; das Bild spricht einen glücklichen Frieden aus, doch finde ich es fast zu herzig, wie es Correggio stets ist; diese Stufe ist Raphael gefährlich; müssen wir nicht befürchten, daß er sich in diesem holdseligen Frieden, in dieser wonnigen, blumigen Idylle gefällt, und von dem allzusanften Blüthenduste zum Schlummer einwiegen läßt? daß seine Gluth sich in rosenrother Dämmerung auflöst? Doch nein, den großen Seelen ist ihre Bahn bestimmt, sie schütteln die sanften Bande von sich ab; nur Schwachen ist die Idylle Leben, den Großen ist sie Spiel. Und die andere Gruppe der Madonna mit den Kindern zeigt uns schon in den tieferen Zügen, in den mächtigeren Farben, daß sich dem großen Meister Ahnungen einer höheren Welt erschließen, wenn gleich auch hier noch die Bewegungen zu rasch, zu lebhaft sind, wenn auch hier noch die himmlische, Alles ergreifende, siegende Ruhe nicht eingetreten ist. Der Knabe Johannes in der Wüste gehört schon der Periode der Erkenntniß, der Flammenzeit an; in ihm tritt schon der Triumph der Farben, die Philosophie der Kunst hervor, und dennoch machte er gleich dem Bildnisse des Papstes Julius II. keinen tiefen Eindruck auf mich; bei dem Ersten mag wohl eine unglückliche Restauration, die dem Gemälde ein hartes allzu gefirnißtes Aussehen gab, Schuld sein;

auch verdunkelt. Das Bild, das die Bahn des raſchen feurigen Erdenwallens beginnt und dem wir nun nahen; dem Werke, das des großen Meiſters große Liebe ſchuf. Von Liebe aufgelöſt, und durchſchauert, ruhten Raphaels große, ſchwermüthige Augen bald auf dem geliebten Gegenſtande, bald auf dem Bildniſſe, das er von ihm wiedergab. Liebe führte Herz und Hand, Liebe gab die Farben, Liebe zeichnete die Züge, ein Seelenkuß hauchte dem Geſchaffenen den unſterblichen Geiſt ein, und der Nachwelt war Raphaels Liebe, die ſchwermüthig herrliche Fornarina aufbewahrt. An dieſem Bilde ſchritt Raphael zuerſt zur Vollendung; es mußte ihm der Beſitz dieſes Juwels weiblicher Vollkommenheit werden, um gleich Dante, von ſeiner Beatrice geführt, in das Paradies zu treten. Die Fornarina, iſt eines jener melancholiſch hinreißenden Antlitze, deren ſanfter ruhiger Zauber Alles überwältigt. Braune, ſchwärmeriſch glühende Augen, faſt ſcharfgeſchnittene horizontale Brauen, eine breite, gleich der Antike, nicht hohe, blendende Stirn, das ungetrübte Firmament des Edlen und Erhabenen, eine geradlinige, ſchön geformte Naſe mit breiter ſtarker Wurzel, ein Beweis des ſtarken, gediegenen Charakters, ein lieblich gebildeter Mund mit ſanft ſchwellender Unterlippe, beſeelt von wehmüthigem Lächeln, eine ſchimmernde, durchſichtige Carnation, von Rom's belebender Sonne durchglüht, volles kaſtanienbraunes Haar mit einem leichten

die Augen ſtellt; tüchtige derbe Geſtalten, geſund und friſch, wie alles, was der heitere Flammänder ſchuf; leider hängt das Bild zu hoch; auch glaube ich, daß Rubens manch ſchöneres gemalt hat, was ihn in dieſer auserleſenen Sammlung würdiger vertreten hätte. Ebenſo Tizian, deſſen beide liegenden Venus zwar ſchöne Weiber ſind, denen aber der hehre reine Geiſt der Göttin fehlt. Man bewundert in ihnen den wollüſtigen Leib, die manchmal allzu ſchwellenden Glieder, deren blumige Anatomie unendlich zart und rund gemacht iſt, und die ſich mit großer Weichheit löſen; aber dieſe beiden Bilder bleiben doch mehr unübertreffliche Modelle des weiblichen Körpers, als daß ſie die Träger einer erhabenen Idee wären. Eines dieſer Gemälde ſoll nach der Geliebten Tizians, der Tochter Palma vecchios, abconterfeit ſein; daher läßt ſich der keineswegs ideale Kopf erklären. Schade daß, um Tizian's Größe würdig zu repräſentiren, der Zinsgroſchen aus der Dresdner Gallerie, die Krone ſeiner Werke, hier keinen Platz einnimmt. Er zeigt uns Chriſtus, wie es noch Keinem gelungen iſt, Gott und Menſch in Einem Weſen verbindend, mit dem ernſten wehmüthigen, über Alles edlen Ausdrucke, mit dem das Böſe zerſetzenden, das Gute vereinenden ſcharfen und doch ſo milden Blicke die Worte ſprechend: „Gebet Gott was Gottes, und dem Kaiſer was des Kaiſers iſt!“ und die ſchlauen Phariſäer hiermit in ihr Nichts verſenkend. Tizian

hat in diesem Bilde durch zwei Gestalten einen Contrast hingestellt, wie ich ihn noch nie gesehen. Zur Rechten steht das Princip des Reinsten, was je auf der Erde gewaltet hat, die hohe gebietende, überzeugende Gestalt des Heilandes mit körperlich zarten, geistig starken Zügen; zur Linken der braunrothe rohe, verschmitzte Pharisäer, der gemeinste Judentypus; durch das Goldstück, die listig gelegte Falle, nähern sich die Hände der beiden Hauptfiguren, die knochig breite dunkle Faust des Bösen hält die blinkende Münze, und die weiße, feingeaderte nur zum Brotbrechen und Heilen durch Wunderkraft bestimmte Rechte des Erlösers deutet darauf. Wer die tiefe Philosophie, die ergreifende Wahrheit dieses Bildes erkennt und genossen hat, wird ewig bedauern, daß der Schöpfer dieses Meisterwerkes in der Tribune durch zwei nackte Weiber vertreten ist. Correggio ist nicht mein Freund, er ist zu verschoben, zu zuckersüß; seine Madonnen und Engel schmunzeln zu viel, die Himmelsboten baumeln und fliegen mit zu schwierigen Glieder-Contorsionen, er malt zu viel Idylle, und verliert darüber Kraft und Ausdruck, hinter seinen Porzellanfarben vermißt man die bestimmte Zeichnung, es ist rosenfarbes Engelfleisch ohne Knochen. Wir finden hier eine solche süße, blumige Madonna in knieender, betender Stellung, das zarte Kindlein auf das Ende ihres blauen Mantels gelegt. Diese Art Maler, zu denen auch Carlo Dolce gehört, machen einen unangenehmen,

unnatürlichen Eindruck; doch Ehre dem Ehre gebührt; auch dieſe Künſtler, und die vielleicht mehr als jeder andere, haben glückliche Stunden, in denen ſie Glückliches leiſten; ſo erblicken wir hier mit Ver- und Bewunderung Correggio's Johanneskopf, im Todesſtreich erblaßt, auf einer Schüſſel ruhend. Iſt das derſelbe Meiſter, derſelbe faſt manierirte Schöpfer der lauen Nacht? ſoll man ihn wieder erkennen in dieſem ſtrengen, ſcharfen, durchgefühlten Todtenblicke, in dieſem kalten ergreifenden, ſchauererregenden Haupte, mit blaſſen Wangen, mit den blauen Lippen, welche zum Lohne für die Wahrheit, die ſie ſprachen, ewig verſtummen mußten, in dieſen erhabenen Zügen, die der Tod zur ewigen Ruhe, zum lautloſen Siege gemeißelt hat? Das iſt keine Idylle, keine heilige Schäferſcene, das iſt eine große Tragödie, ein Martyrium, in einem einzigen todten Antlitze dargeſtellt. Gibt uns Correggio in dieſem kleinen, inhaltſchweren Bilde die Vollendung, den Schluß jenes Trauerſpiels, ſo zeigt uns Bernardino Luini die handelnde Perſon in demſelben; ſeine Tochter der Herodias iſt die Urheberin der That, die Correggio durch das todte Haupt wiedergibt; das ſchamlos kalte und doch keckanziehende Mädchen, brutal grinſend, ein gebrauchter Ball der Leidenſchaften, empfängt das blutige Haupt des Täufers, um es mit naiver Tigermiene dem gerächten Oheim vorzulegen. Bernardo Luini's Kunſt war nicht aus den Mauern Mailands

gewandert, Florenz aber erwarb ſeine Tochter der Herodias durch einen Tauſch, und ſtellte ſie in ſeinen kosmopolitiſchen Kunſttempel. Andrea del Sarto iſt auch in der Tribune würdig vertreten; ſeine Madonna mit dem heiligen Franciscus und Johannes dem Evangeliſten iſt ein Altarblatt von ſeltener Schönheit und Wärme, ſüdlicher Phantaſie und geſundem kräftigen Glauben; immer höher lerne ich dieſen mir früher unbekannten Meiſter, den Florentiner par excellence, ſchätzen. Ein wunderholdes, inniges Bild voll großen Gefühls und voll Farbenmacht iſt Paul Veroneſe's Madonna mit dem Kinde, welchem der kleine Johannes das Füßchen küßt; wie ein zarter, wohlthuender Schleier ruht ein beruhigender, gefühlvoller Hauch auf den Werken dieſes Meiſters, kein Glanz und doch ſo innig, wie ein von langen Wimpern umflortes, ſehnſuchtsvolles Auge. Hannibal Caracci's Bachantin zeigt uns in einem ſchön gerundeten, weichen Rücken und einem ſinnlich heiteren Profil ein Bild voll lebendiger Ueppigkeit. Grottesk ſteinern ohne Anmuth und Liebe, wie in Leinwand gehauen, iſt die heilige Familie von Buonarotti; einige nackte Figuren im Hintergrunde dieſes harten, kalten Bildes weiſen auf die vorchriſtliche Zeit, der das freie Musculöſe angehört. Des Meiſters würdig ſtellt ſein Schüler Daniel Volterra, einen an Gliederbau und tüchtiger Bewegung reichen bethlehemitiſchen Kindermord vor, ein Bild voll akrobatiſcher

Wirkung, bei welchem der Meiſter dem Schüler viel geholfen haben ſoll. Wie Volterra der übertriebene Buonarotti, ſo iſt Parmegianino der Nachbeter Correggio's; er liefert ein ſo ſüßlich kleinliches Bild mit goldigen Locken und firnißreichen Schmelzfarben, die heilige Familie mit Magdalena und Zacharias vorſtellend, daß man nicht recht begreift, wie es einen Platz in dieſer auserleſenen Sammlung finden konnte. So genießt auch Guido Reni's Madonna einen mir unbegreiflichen Ruf; ich finde ſie ein höchſt langweiliges, ausdrucksloſes Bild. Auch unſern Dürer und den friſchen blonden Lucas Cranach hat man nicht vergeſſen, und ſo auch unſerer alten Reichskunſt einen würdigen Platz eingeräumt; erblicke ich die Werke dieſer Väter, ſo ergreift mich immer Ehrfurcht, die aber doch ein unwillkührliches Lächeln nicht ausſchließt, wie bei dem Erſcheinen eines allzu alt gewordenen Greiſes. Albrecht Dürer kommt mir wie der Träger der Kunſt-Legitimität vor, voll erhabener Würde, und doch Vertrauen einflößend; dieſelbe kindlich ernſte Träumerei, die der gothiſche Styl mit ſeinen Spitzbögen, geziert mit feinem Blätterwerk und ſeinen hohen Fenſtern mit den hundert glühenden Farben im Herzen erweckt, ruft Dürer in ſeinen Werken in uns hervor, und ſcheint auch mancher Körper hölzern, ſo wohnt doch eine ſchöne Seele darin. Vom legitimen Altvater, vom deutſchen Maler-Patriarchen ward der Tribune eine Epiphanie, ein

holdſelig Krippenſpiel voll Anmuth und großem Sinn zu Theil. Der kernige, geſunde Lucas Cranach liefert die Urältern im Urzuſtande; das edelſte Paar der edelſten Thier-Race. Anſtatt mit Adam und Eva den Lauf der Dinge beginnen zu laſſen, ſchließen wir mit unſerem Aelternpaar willkührlich den Reigen, obgleich manches unerwähnt gebliebene Bild die Wände der Tribune, wenn gerade auch nicht auffallend ziert, doch nicht ſtörend füllt.

Faßt einmal ein glücklich hochgeſtellter Geiſt den Muth, in den würdigen Räumen ſeines erhabenen reichen Palaſtes eine Geſellſchaft von den verſchiedenſten Ständen und Wiſſenſchaften, vom verſchiedenartigſten Alter, von den entgegengeſetzteſten Confeſſionen, reich und arm mit kühner Wahl zu verſammeln, und war er nur auf ein Band bedacht, auf das Band des geiſtigen Tactes, des feinen Gefühles, ſo wird ſeine Verſammlung trotz Verſchiedenheit und Etiquette einen trefflichen Teig geben, der durch leiſe, geiſtige Gährung zum ſchmackhafteſten wird; es wird zu den intereſſanteſten Discuſſionen kommen, ohne in einen verderblich endenden Streit auszuarten; man wird ſich gegenſeitig erwärmen, ohne ſich zu erhitzen; nie wird kalte, tödtende Steifheit in dieſer Geſellſchaft Raum gewinnen, nie die Langweile die Stunden meſſen. Eine ſolche Geſellſchaft iſt die Sammlung in der Florentiner Tribune; Madonnen, Adam und Eva, Könige, Aphroditen,

Sonnengötter, Bacchantinnen und Christuskinder, ein trunkener Faun, die Zeiten eines Raphaels und Praxiteles, Alles durch den Geist und den Tact der Kunst in Einklang gebracht. Doch wie oft fehlt leider dieser Tact in Sammlungen, die sich Kunstsammlungen nennen, und in denen man die ermüdenden Stunden beklagt, die man in ihnen zugebracht. Hierin hatten die Mediceer den glücklichen Geist, und ihnen danke ich Stunden, die ich zu den schönsten meines Lebens rechne. Die Gesellschaft der Tribune allein schon ist es werth, daß man eine weite Reise nach Florenz mache, und wie mußte ich bedauern, nur 5 Tage in dieser Stadt zubringen zu können. — Ein an die Tribune stoßendes Gemach, die florentinische Schule enthaltend, flößte mir, ohne daß ich den Werth seines Inhaltes verkleinern möchte, jenes widerliche Gefühl ein, das man nach dem Scheiden von etwas Uebernatürlichen, bei der Berührung mit dem blos Natürlichen empfindet.

Vor der großherzoglichen Tafel besuchte ich das mit dem Pitti in Verbindung stehende Naturalien-Cabinet, dessen allzunatürlich in Wachs pouffirte, thierisch-menschliche Organe, welche dem Schüler den Gang des Fleisches lehren sollen, mich ob meines trefflichen Appetites, den zu stören mir leid gewesen wäre, zum raschen Rückzuge zwangen. Dagegen gefiel mir recht wohl die zwar etwas theatralische Halle, in welcher man die Instrumente und einen Finger Galilai's

der Nachwelt aufbewahrt hat. Ein reicher Fußboden in Marmor und eine mit Fresco-Gemälden gezierte Kuppel bilden ein gutes Ensemble; die Büsten des letztverstorbenen und des jetzigen Großherzogs zeigen die Gründer dieses kunstvollen und heiteren Mausoleums. Nachmittags besuchte ich die Kirche San. Spirito, welche, in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, eine Basilica mit einer Kuppel in der Mitte bildet; die Bögen der Tragmauern des Mittelschiffes ruhen auf korinthischen Säulen. Diese Kirche gehört keineswegs zu den schönsten von Florenz, und ist leider durch den neurömischen Geschmack verunstaltet.

Nachdem ich mit meinem Vetter eines jener berühmten Magazine von Marmor- und Alabaster-Kunstwerken, an welchen Pisa und Florenz so reich sind, besucht hatte, fuhren wir bei dunklem Abende pour l'acquit de ma conscience nach Montui, einer kleinen Villa, welche der Großherzog vor wenigen Jahren von einem Bonaparte gekauft hatte. Ich finde diese Trianons der Fürsten nicht ganz ohne Bedeutung, denn in ihnen kann man so ziemlich den Charakter der Besitzer ausgesprochen finden. Montui liegt, so viel mich Dämmerung und Regen unterscheiden ließen, in einem zierlichen kleinen Blumengarten, von freundlichen Orangenbäumen eingefaßt, auf einem gegen das Gebirge sanft aufsteigenden Hügel, und muß nach seiner Stellung dem Auge eine friedlich schöne

Aussicht gewähren. Das Innere des Hauses ist einfach, ja bürgerlich, aber comfortable und reinlich, ein anspruchsloses Privathaus, voll kleiner Souvenirs, die ein einiges und glückliches Familienleben ungeheuchelt kundgeben; doch alle diese Details mußten wir beim Schein von Lichtern, die wir selbst in unsern Händen trugen, unter allerlei heiteren Scherzen besehen; auch fand ich in meinem Notizenblatte, welches ich mit Erklärungen meines muntern Vetters schrieb: Montui coi lumi aufgezeichnet.

Bei gelindem Regen und in tiefer Dunkelheit fuhren wir heim, um bei unserem liebenswürdigen Gesandten einen jener angenehmen Abende zu genießen, die im Gedächtnisse einen milden Erinnerungsschein zurücklassen. An den Ufern des Arno, vor einem kleinen Hause hielt meine Equipage, ein hellerleuchteter gläserner Corridor brachte mich, von den Tönen unserer Volkshymne umrauscht, an die zierliche im englischen Style eingerichtete Treppe, an deren oberem Ende mir die liebenswürdige Hausfrau mit Anmuth und Grazie entgegenkam, um mich in ihren geschmackvollen Salon zu leiten. Ein ausgesuchter Zirkel der Florentiner-Gesellschaft und unserer österreichischen Garnison war daselbst zu heiterer, anspruchsloser Unterhaltung versammelt; anmuthige Toiletten ohne schreiende Farben und lächerlich angebrachtem Putze zeigten vom günstigen Eindrucke der Fremden auf ita-

lienische Sitte; doch Italien erblaßte vor der zarten Lichterscheinung, welche in einem reichen Moire-Stoffe und leicht vertheilten Juwelen ihre nordisch-orientalische Blüthenschönheit, ihr Feenwesen entfaltete. Als die Tochter eines englischen Generals in Indien geboren, vereinigt die liebliche Hausfrau englische Würde und Erziehung mit orientalisch-kindlicher Unbefangenheit. Nachdem ich durch die Güte derselben mit der Gesellschaft bekannt gemacht worden war, schickte man sich bei den Tönen eines unserer Militärmusik-Corps zum Tanze an. Ein heiteres, kleines Souper, nach allen gastronomischen Grundsätzen eingerichtet, und an der Seite der liebenswürdigen Gastgeberin eingenommen, erhöhte den Reiz des Abends, so daß uns das kleine Fest in den äußerst angenehm eingerichteten Appartements bewies, Baron Hügel habe auch in seiner neuen ehrenhaften Anstellung das Talent frisch erhalten, Alles auf das trefflichste zu ordnen.

Florenz den 31. August 1851.

Von großem Interesse war es mir, in einem Gemache der Gallerie degli Uffici Handzeichnungen der größten Meister zu sehen, wo uns aus wenigen bestimmten Zügen der Geist eines Perugino und eines Leonardo entgegen weht, wo wir so zu sagen in das Atelier der Kunstheroen geführt

werden, und Einsicht in den Beginn, in die ersten Grundzüge ihrer Werke erhalten. Wie leicht und fest ist da alles hingeworfen, welche graziöse Studien, die dann zum Meisterwerke wurden, traten uns da entgegen, wie vollendet haucht ein Raphael seine Figuren auf das Papier, wie lebhaft schafft ein Leonardo. Man wird mit den größten Meistern vertraut und fühlt sich glücklich, sie auch im Kleinen groß zu finden. Keine Farben schmeicheln dem Auge, und blenden es, kein Lichteffect hebt das Werk; hier ist es die bloße mit Röthel oder mit der Feder gegebene Form, welche uns Bewunderung einflößt, und der in der Form lebende Geist, welcher uns erwärmt. Doch Farbe und Form sind das wahre Leben. Ich eilte noch einmal in meine liebe Tribune, die ich ungern verließ, und dann durch verschiedene Corridore und Gemächer in den Palazzo vecchio, die alte Residenz des Senats der florentinischen Republik, und später der ersten Medicäer. Der Palast ist eine thurmartige Burg in den malerischen Formen des Mittelalters, von durch die Zeit gedunkelten Quadern, die ein auf Strebepfeilern ruhender Zinnenkranz krönt. Unter demselben leuchten vielfache Wappen in den frischesten Farben herab, seitwärts erhebt sich ein hoher, grauer Thurm mit ähnlicher, nunmehr friedsamer Steinguirlande, und vollendet das romantische Bild dieser, von den Flügeln der Zeit umwehten Veste, eines Mitteldinges zwischen einem deutschen Rathhause

und einem Zwing-Uri, entsprechend der alt-florentinischen Geschichte, die aus Blut und Geld diesen kunstreichen Friedensstaat fügte.

Bemerkenswerth ist in dem Palaste ein großer mit Fresken und Statuen geschmückter Saal, der in Verzierungen und Reichthum an die herrlichen Gemächer des Palazzo Ducale in Venedig erinnert. Eines der Fresken stellt Bonifacius VIII. vor, wie er zwölf Minister der verschiedensten Herrscher, vom Könige von Böhmen an bis zum Chan der Tartarei, insgesammt geborne Florentiner, feierlichst empfängt, welche Thatsache die Uebermacht des Geistes und der Cultur von Florenz herausstellt. Leo's X. Statue sitzt majestätisch in einer Mittelnische auf erhabenem Throne, und hebt die Rechte segnend und zugleich geisterhaft drohend empor. Im Hofe des Gebäudes steht ein wunderlicher Brunnen mit einem kunstvoll verfertigten bronzenen Knaben, welcher einen Fisch erwürgt. Tritt man aus dem Thore auf den schönen Platz, so sieht man als riesigen Wächter des Gebäudes einen Hercules, den Cacus umbringend, von Baccio Bandinelli, und den Hirtenknaben David von Michel Angelo. Zur Linken des Palastes steht der große schöne Neptunsbrunnen von Donatello und an dessen Seite die bronzene Reiterstatue von Cosmus I. Zur Rechten genießt man den Blick in die schönen, mit Statuen gezierten Arcadenreihen der Uffici, an welche sich leicht und

poetiſch mit wunderſam luftigen Bogen, über die auserleſenſten Kunſtwerke geſpannt, die Loggia dei lanzi, im gothiſch-lombardiſchen Style erbaut, lehnt. Urſprünglich war ſie eine Art von Börſe, ſpäter war ſie für die Hauptwache der großherzoglichen Landsknechte beſtimmt, daher ihr Name; man fing an, ſie mit einzelnen Kunſttrophäen zu ſchmücken, bis endlich eine Art kleines Muſeum aus derſelben wurde, welches durch Zufall und bizarr zuſammengeſtellt, ein glänzender Juwel im Kunſtſchmucke von Florenz iſt. Auf breiten, von zwei mächtigen Löwen bewachten Stufen tritt man auf die Terraſſe, deren ſchlanke Säulen auf der Seite gegen den Platz drei, und gegen die Hallen der Ufficien einen Bogen tragen, auf welchem ein horizontales, mit einer gothiſch durchbrochenen Baluſtrade umgebenes Dach ruht, das die von den Arcaden glücklich eingerahmten Meiſterwerke ſchützt. Der Bau iſt leicht, feſt und originell, und lehnt ſich von zwei Seiten an die Mauern der anſtehenden Gebäude, wodurch er den Eindruck von etwas Zufälligem, Ungewöhnlichem, und doch ganz Anſpruchsloſem macht. Einen ſo glücklichen durch die Oertlichkeit bedingten Kunſtzufall nachzuahmen iſt aber jedenfalls nicht glücklich, was unſtreitig die Feldherrnhalle in München beweiſt; ſie iſt eine unvortheilhafte Copie der Loggia dei lanzi. Was dort die Geſchichte erbaut hat, iſt hier erzwungen; der arme Tilly und Wrede ſpielen eine gar traurige und klein-

liche Figur, während in Florenz koloſſale Kunſtwerke dieſen ſchönen Bau bewohnen. Doch nun zu den Hauptkunſtwerken der Loggia: Giovanni Bologna liefert uns zwei wunderſchöne Marmorgruppen, den Raub der Sabinerin und den Kampf des Hercules mit dem Centauren, ein Ringen verſchiedener Art gleich meiſterhaft dargeſtellt; in der erſten Gruppe erfaßt der kräftige Jüngling ſiegreich die ſich machtlos ſträubende Jungfrau und hält ſie, über der greiſen Vatergeſtalt feſt umſchlungen, in die Lüfte; in der anderen überwältigt der Gott der Kraft den mächtigen Gegner, als kämpfender und doch als überwältigender Sieger. In dieſen Werken nähert ſich Giovanni Bologna würdig der Antike, welche in der Mitte der Loggia durch eine ſchöne ausdrucksvolle Gruppe, Ajax den Leib des Patrokles tragend, vertreten wird; die alte Zeit hat ihre Werke beſtimmt und deutlich mit kräftigen, niemals ſchwankenden Zügen geſchaffen, und ſo iſt es auch hier der Fall. Benvenuto Cellini's Perſeus mit dem Meduſenhaupte, deſſen Modell wir in den Uficien geſehen haben, zeigt im Großen mit fein ciſelirten, faſt allzunett gearbeiteten Zügen, daß der Meiſter ein Goldſchmidt und ſein Auge gewohnt war, mit der Loupe im edelſten Metalle zierlich zu arbeiten; höchſt geſchmackvoll, aber auch in zu ausgeführtem Style iſt das mit Basreliefs und Statuen geſchmückte Piedeſtal des Perſeus. Im Hinrichtungsfache finden wir als

Pendant zum Perseus eine Judith von Donatello, ebenfalls in Erz gegossen, im Augenblicke, wie sie das Haupt des Holofernes fällt; eine Art Votivtafel, von der Stadt ad exemplum errichtet, wie uns eine Inschrift zeigt, eine Verkörperung der heroischen Vaterlandsliebe. Wir wollen hoffen, daß die schönen Frauen von Florenz nicht also mit den österreichischen Heerführern verfahren werden.

Wir fuhren nun zum Battisterio, welches sich, gleich dem von Pisa, vor dem Dome befindet, und dessen Außenwände, sowie bei Letzterem, mit verschiedenfarbigen Marmorplatten überzogen sind; der Hauptschmuck desselben sind jedoch seine schön gearbeiteten Bronzethüren, welche in Basreliefs, zwischen den reichsten und geschmackvollsten Ornamenten, Scenen aus der Bibel darstellen; Michel Angelo sagte, daß sie würdig seien, die Thore des Paradieses zu heißen. Einige behaupten, daß diese Taufkirche einst ein römischer Tempel war; auf jeden Fall zählte sie ein hohes Alter. Noch einmal besuchte ich bei dieser Gelegenheit die weiten majestätischen Räume des Domes, nnd erfreute mich wieder an seinem erhebenden, religiösen Einklange, an seiner dem Gemüthe wohlthuenden grandiosen Einfachheit. Bei einem von Michel Angelo erbauten Palaste, den er mit einer schön gearbeiteten Fratzenlarve schmückte, und bei dem Triumphbogen, welcher Kaiser Franz I. als Herrscher von Toscana gesetzt wurde, und im

römischen überladenen Baustyle dem von Innsbruck ähnlich ist, vorbei, gelangten wir zu einem das linke Ufer des Arno dominirenden Hügel, durch Villen und Gärten zur Poggio imperiale. Eine lange schöne Cypressen-Allee führt zu der mit Statuen und Büsten geschmückten Villa, welche jetzt unsern Truppen als Caserne dient; an dem Gebäude an und für sich ist nichts Außerordentliches, herrlich ist aber die Aussicht, die uns vom schönsten Tage warm und glänzend vergoldet wurde. Ruhig, mild und würdig lag die Stadt in ernster Schönheit zu unseren Füßen, sanft durchfurcht vom silbernen Arno, umschlungen und geherzt von seinem grünen lachenden Thale, umhaucht von hundertfachem Blüthenduste der reizendsten Gärten, zur Vollendung glücklich, an den gartenreichen sanftanschwellenden Höhen von Petraja, Montui und Fiesole gelegen, und verklärend ins Unendliche, umfangen vom reinen, ungetrübten, italienischen Sonntagshimmel. Solche klaren Tage voller Schönheit, in Frieden und Freude erlebt, sind's, welche Erinnerung mit blüthenreichen Sehnsuchtsbanden um das arme, von kurzer reiner Wonne umgaukelte Herz unvergeßlich schlingen. Unter den vielen interessanten Puncten, welche vor meinen Augen lagen, wurde mir in ziemlicher Entfernung ein, auf einer Höhe gelegenes Kloster als die Certosa gezeigt. Ich bin kein Freund von Romanen, aber ein um so größerer der Romantik; was denkt man sich nicht

unter einer, von stummem Herzenleiden bevölkerten Karthause? und nachdem ich noch nie eine gesehen hatte, wußte ich meinen Vetter zu bewegen, dieselbe trotz der Entfernung zu besuchen. Wir fuhren bis zur Anhöhe, welche wir, die Weinberge des Klosters durchschreitend, in der größten Mittagshitze erstiegen. Das von crenelirten Mauern geschützte Thor öffnete sich, ein weißer kleiner Mönch erschien, um gleich wieder zu verschwinden, und wir traten ungestört in die lebloſen Räume. Alles war still und todt, kein Tritt als der unsrige hallte von den alten Mauern zurück; zögernd schritten wir vorwärts, und gelangten in eine reich mit Marmor verzierte Kirche, unendlich rein und frisch, aber ohne Beter, wie für Geister erbaut; vielfache Capellen und Altäre umgeben die Kirche, damit alle Mönche auf einmal die heilige Messe lesen können, ohne daß einer den andern sehe; doch nirgends tönte ein Glöckchen, nirgends hörte man das Wort Gottes, Alles war ausgestorben, und es war mitten am Tage, als schwebe über dem Kloster eine sonnenhelle Nacht. Mich ergriff ein unheimliches Gefühl und ich gestehe, mir war wohl, nicht allein zu sein; denn jeden Augenblick erwartete ich das Erscheinen eines langen Geisterzuges von weißen Mönchen, und Geister beim klaren Mittage sind bei Gott unheimlicher als in der extra dazu geschaffenen Nacht. Es rasselten Schlüssel, doch statt der grausen Vision trat der kleine weiße Mönch mit grauem

Barte und freundlichem Geſichte auf uns zu, und wir hatten zu meiner Beruhigung einen lebenden Führer in den todtenſtillen Räumen, welche überall ein unſichtbares Leben ahnen laſſen, und wo einem die Bangigkeit des Ungewiſſen packt. Der zuvorkommende Mönch führte uns in einen langen Kreuzgang, und wir hielten vor einer verſchloſſenen Thür, die der Eingang zu des Novizenmeiſters Zelle war. Kein Laut ſtörte die Stille, der Pförtner trat in die Thür und kam mit der Nachricht zurück, daß der Mönch geſchlafen habe, und wir eintreten könnten. Jeder Karthäuſer hat ſein an den Kreuzgang gebautes Häuschen; ein kleiner Garten mit einem Brunnen, ein Vorzimmer, eine Schlafkammer, die ſein Lager und einen kümmerlichen Tiſch, und an den Wänden heilige Bilder enthält, dann eine mit Weinreben umrankte Halle bilden ſeine Wohnung, ſein Reich, ſeine Welt; die Speiſen erhält er durch ein kleines Thürchen beim Eingange. An beſtimmten Tagen vereinigen ſich die Mönche im Refectorium und dürfen nur zu beſtimmten Stunden ſprechen; im gemeinſchaftlichen Garten zu wandeln, iſt Feſttags-Genuß. Welche ſtarke Seele gehört dazu, um ſich hier nicht zu entſeelen, um Worte zu einem Geſpräche zu finden? Allnächtlich klopft ein Laienbruder an die Thüren, um zum Gebete zu verſammeln; fehlt ein Mönch, ſo iſt er entweder todt, oder liegt durch Schmerzen ans Lager gebannt.

Wir traten in die ſanft umgrünte, pittoreske Halle, die von bedeutender Höhe eine herrliche Ausſicht auf das reiche blühende Arnothal bot; etwas unter uns lag das reinliche Gärtchen mit friſchen Blumen, einigen Orangenbäumen und einem klaren, kleinen Baſſin, in welchem zarte Goldfiſche ruhig kreiſen, die einzigen lebenden Genoſſen des abgeſchiedenen Mönches, ein Bild der ſtummen, wehmüthigen Melancholie. Ein junger, ernſter, großer Mann, von oben bis unten maleriſch in Weiß gekleidet, trat aus dem Gemache in die Halle, ruhig verwundert über die ſtörenden Gäſte und die Rede mit denſelben auf alle Art vermeidend; ſeine Lippen ſchienen durch das Geſetz geſchloſſen. Es war der Novizenmeiſter. Was mag ihn dazu gebracht haben, die Einſamkeit des Todes lebend zu erwählen, wird er nicht ſo manchmal von der Anhöhe an eine ſteinerne Stütze ſeines blätterumrankten Altars gelehnt, in das ſonnige, lachende, freudetrunkene Thal blicken, und wenn es da unten jauchzt und jubelt, wenn ſich die Erde am Leben erfreut und die Kinder der Erde über die blumigen Fluren frei, wie der Vogel in den Lüften, ſcherzend dahineilen, oder wenn ſich am Abende des Johannestages die Kuppel des Domes in hundertfachen Lichtbogen verklärt, und die Brücken des Arno ihren goldenen Saum in den ſilbernen Fluthen ſpiegeln, und die frohen Geſänge der durch die Stadt wogenden Menge zum einſamen Kloſter

ſchallen, wird ihn da nicht ein unendliches Weh ergreifen, eine Alles durchwehende Sehnſucht nach einem Augenblicke von Luſt und Freude, nach einer Stunde froher Erdenwonne? wird ſein tiefes Auge nicht eine Thräne über geſchwundene Zeiten füllen? wird ihm nicht ein banges Verlangen den Wunſch entlocken, noch einmal vor dem Tode die freie ſonnige Erde zu betreten? Aber ſein Gelübde hat die Scheidewand erhoben, und es bleibt ihm nur mehr das todte, mitleidige Lächeln der Bitterkeit über die Thorheiten der Welt, nach denen er ſich im Stillen ſehnt. Armer, unendlich armer Mann! Du biſt ſtolz auf Dein, durch Hinwegräumen aller Verſuchung reines Leben, und Dein Inneres haßt dieſen Stolz; Du kannſt Dir keine Schwächen verzeihen, und wollteſt es doch ſo gern; Du haſt Dein Herz dem Tode geweiht, der Tod allein wird ihm eiſige Ruhe ſchenken. — Wir verließen die Zelle, der Novizenmeiſter blieb zurück. Wie gern hätte ich ihn in die Natur, in das Leben zurückgeführt; doch er iſt der Welt erſtorben, die Karthauſe iſt ſein Grab, und wer weiß, ob ſie ihm nicht zuletzt wie vielen Anderen Ruhe und Frieden bringt, die Seligkeit auf Erden; in der die Einſamkeit, in der ſchlichten umgrünten Zelle, zum ſtillen ungetrübten Paradieſe wird, und der im Himmel nur ein zweiter Stock im frommen Kloſterleben, die ſogenannte bel étage, zu der der Tod der erwünſchte Thürſchließer iſt. Unſere Ankunft und

Stellung wurde durch den kleinen Mönch bekannt, und plötzlich erhielt die Karthause Leben; von allen Seiten tauchten die weißen Gestalten mit ihren faltenreichen Gewändern, mit der spitzen Kapuze auf, und wir befanden uns in einem Kreise von freundlichen, ja fast schelmisch und kindlich gestimmten Männern, denen die Ankunft von Wesen aus der Welt fremdartige heitere Erscheinungen waren; wir wurden von ihnen in die einfachen Zimmer geführt, in welchem Pius VI. und Pius VII. vor den Stürmen der Welt eine kurze Zuflucht suchten; einige Bilder bringen diese Begebenheiten in Erinnerung; auch Carl V. zog sich in dieses Kloster den 29. April 1536 zurück. Wem diese stillen Räume auf freistehender, die herrlichste Aussicht gewährender Höhe bekannt sind, wird begreifen, daß ein gepeinigtes Gemüth momentane Ruhe in denselben finden, und durch des Klosters strenge Regeln von der Welt getrennt, in frommer Sammlung die reine Luft in die kranke Seele athmend, heilig friedliche Stunden darin erleben kann. In der Apotheke ward uns Liqueur gereicht, eine gastfreundliche Sitte der Klöster, welche stets ein selbsterzeugtes Product den Fremden zum Abschiede vorzusetzen haben. Unsere Ankunft hob für den Augenblick die Gesetze der Karthause auf, und die armen Mönche schienen sehr froh zu sein, uns beim schönen Tage den Berg hinab bis an unseren Wagen begleiten zu dürfen.

Den Nachmittag führte uns der freundliche Großherzog mit seinen Söhnen nach dem, auf einer steilen Höhe romantisch gelegenen Städtchen Fiesole, einem alten etruriſchen Orte, der unansehnlichen Mutter des schönen Florenz, der die Tochter nur das komische Recht gönnte, für Bezahlung Adelsdiplome zu ertheilen, mit deren Erlös eine Straße auf die reich bewachsene, mit dunklen Cypressen geschmückte Höhe gebaut wurde, weßhalb man die Fiesolaner Adeligen kurzweg Nobili della strada benannte. Die Aussicht von der Höhe war wieder über alle Beschreibung schön, das würdige Gegenstück zu der von der Poggio imperiale. In der Stadt selbst besuchten wir nun den Dom, in welchem der Nachmittags-Gottesdienst die hübscheſten Mädchen in schwarzen Schleiern, mit dem unentbehrlichen Fächer versehen, als lieblichen Vorgeschmack für das bald zu besuchende Andaluſien, vereinigte. Zwiſchen Weingärten machten wir einen Spaziergang zu einem nahe gelegenen, von Michel Angelo erbauten ehemaligen Kloſter, welches ſich wegen ſeiner niedlichen Dimenſionen und ſeiner herrlichen Aussicht trefflich zu einer Villa umwandeln ließe. Auf der jäh abfallenden Höhe erbaut, breitet ſich vor demſelben ein kleines, mit ehrwürdigen alt-ernſten Cypreſſen geſchmücktes Raſenplätzchen aus, während der Jasmin zur offenen Gallerie, aus deren Arcaden man wie eingerahmt das friedlich fröhliche Arnothal erblickt, ſanft empor ſtrebt; zur

Linken umzieht ein immergrüner, üppiger Wald den vorwärtsstrebenden Hügel, einsam stiller, schattiger Spaziergang für den glücklichen Besitzer dieses friedlichen, architektonisch schönen Häuschens. Am heitern Abend kehrten wir heim, mit einem fröhlichen Souper en famille den schönen Tag zu schließen.

Livorno den 1. September 1851.

Beim heitersten Morgen rückten heute die österreichischen Truppen in den schönen Cascini aus, woselbst mir die Freude ward sie zu sehen, und ihre prächtige Haltung und ihr treffliches Aussehen zu bewundern. Hier sah ich die erste Escadron Husaren seit der Revolution wieder, diese herrlichen, einzig schönen Husaren, die nur Oesterreich haben kann, weil nur Oesterreich Ungarn besitzt; diese eisernen, düsteren Reiter voll raschen Feuers und unermüdlicher Hartnäckigkeit. Der Anblick that mir wohl, wie sich überhaupt mein vaterländisches Herz in den heimischen Reihen und unter den Tönen des großen Kriegs- und Friedensliedes erhob. Ich stattete heute den letzten Besuch der Tribune ab, von der ich mich schwer trennte; möge es mir zu Theil werden, sie in künftigen Zeiten wiederzusehen, um sie mit Ruhe zu würdigen und zu genießen. Ueber die schöne Piazza del Granduca und die darein mün-

bende Hauptstraße kamen wir auf das kleine Plätzchen der Michaelskirche; ein dunkles, magazinförmiges Gebäude, im italienisch-gothischen Style mit einer schönen, den heiligen Matthaeus vorstellenden Bronzestatue an der Außenwand. Alles wogte im bunten Leben durch das Kirchlein, da gerade eine Art Markt statthatte; aber zur Ehre der Florentiner sei es gesagt, es herrschte nicht jenes betäubende wirre Polichinellwesen der Via Toledo, sondern mehr ein gemüthlicher Anstrich, ich möchte fast sagen ein Bild süddeutschen Bürgerlebens. Neapel ist gemein, tobend, graß, während Florenz sich im männlichen Geschlechte mehr phlegmatisch, im weiblichen blumig und höflich gebahrt; imponirt man den Leuten durch feste und feine Sitte, so mag es sich recht angenehm unter ihnen leben lassen, was wohl weniger der Fall in der Stadt der Parthenope sein möchte, wo vom höchsten bis zum niedersten Bewohner alle roh und lärmend sind, und nur die über Alles herrliche Natur für diese Mängel entschädigen kann. Selbst der Typus der Gesichtszüge ist in Florenz, besonders beim weiblichen Geschlechte, schön zu nennen, während er in Neapel gerade bei Letzterem platt und gemein ist. Wir traten in die Kirche S. Michele in Orto ein, welche wunderhübsche Glasfenster und ein freistehendes, tabernakelartiges Capellchen mit schönen Glasverzierungen in Stein aufzuweisen hat, welche letztere füglich Vetra dura zu nennen

wären. Die Kirche verdankt die viereckige Form ihrer früheren Bestimmung; sie war nämlich ein Kornmagazin, das 1337 zu Ehren eines Madonnenbildes zum Gotteshause umgewandelt wurde. Beim Palazzo Riccardi, wegen seiner schönen grandiosen Architektur berühmt, vorbei, gelangten wir in die großherzoglichen Stallungen, um daselbst unsere Wagen für eine Fahrt in das weit gelegene Pratolino bespannen zu lassen; ich benützte diese Zeit, um einen deliciösen kleinen Araber meines Vetters im Hofe herumzutummeln, ein Exercitium, das nach einer Seereise immer sehr wohlthuend und doppelt angenehm ist. Pratolino, ebenfalls eine Besitzung des Großherzogs, liegt rechts hinter Fiesole in einer etwas kahlen Gebirgsgegend; ein großer, keineswegs schöner englischer Garten, ohne alle Frische, wenn man das je von der Natur sagen darf, mit einem unbedeutenden Hause, der ehemals herzoglichen Pagerie, enthält nur zwei Gegenstände, die mich in diesem sonst das Gepräge der Langweile tragenden Orte interessirten: Gian Bologna's Apennino, ein aus Backsteinen meisterhaft aufgethürmter Koloß, dessen Lebensaufgabe es ist, einem Teiche Nahrung zu spenden, und der trotz seines Materiales Jahrhunderte mit seiner Mörtelverkleidung überdauert hat; und ein künstlicher Wasserfall, der natürlich ähnlichste, der mir noch vorgekommen ist, und der jeder Oesterreicher-Alm Ehre machen würde; nur ist es das Unglück mit diesen

künſtlichen Naturen, daß ihnen bald der Athem ausgeht; ſie ſind die Schminke der Gärten, und vergänglich wie jene. Ich halte es mit der friſchen Natur, die dauert, und mit der Kunſt, wenn ſie nur ſich ſelbſt darſtellen will, wie in Caſerta oder in Boboli, und nicht mit den verkümmerten Baſtarden der Natur als Mutter, und der ſich herabwürdigenden Kunſt als Vater. Doch wie geſagt, der Waſſerfall von Pratolino iſt für kurze Zeit ganz artig. Auf einer Anhöhe mit einer ſchönen Ausſicht hat man ein Kaffehaus für 30,000 Gulden im ſchlechteſten tempelartigen Geſchmacke angefangen; aber nur angefangen, um dann eine kleinliche Ruine daraus werden zu laſſen. Es iſt zwar etwas ſinnlos, doch Launen gab, giebt, und wird es zu jeder Zeit zum Lebensunterhalte der mittelmäßigen Künſtler geben. Eine ſolche iſt das Kaffehaus von Montili.

Matt und wehmüthig kehrte ich in den Pitti zurück, um das letzte Diner in Florenz einzunehmen, und wie mich die Eiſenbahn gebracht, ſo entführte ſie mich auch der Geſellſchaft meiner theuren Verwandten und dieſer mir unendlich liebgewordenen Stadt, dieſem milden Friedensthal. Mir war ganz traurig ums Herz, denn ſchon lange hatte ich keine ſo ſeelenvergnügten der Kunſt und Natur geweihten Stunden voll des edelſten Genuſſes zugebracht. Hier wurde ich in das innere, geiſtige und würdevolle Familienleben der Kunſt

eingeführt; ich ſah die Laufbahnen der edelſten Seelen durch ihre vorwärts ſchreitenden Werke vor mir aufgethan; ich lernte den Anfang kennen und verſtand den Schluß; ich ſah das Schaffen von Jahrtauſenden, durch das glühende Gefühl der Kunſt getrieben. Firenze im Arnothale gleicht einer erhabenen, gefühlvollen Seele im reinen ſchönen Jugendkörper, und vereint das Bild einer edlen, geiſtigen Jungfrau mit hohem Verſtand und Herz, und ſeltener Blüthe. Wie kann es dann anders ſein, als daß ein armer Jüngling für dies Weſen hehrer Natur in geiſtiger Liebe entbrennt, daß ihn ein anziehendes Weh, eine unſäglich ſüße Sehnſucht, mit Bewunderung gepaart, erfüllt, daß ihm wohl an ihrer Seite, in ihrer Anbetung ward, und daß ihn das Scheiden mit Bangigkeit erfüllt; während Neapel ihm nur als ſinnliche Schönheit, als üppig reizendes Weib zum augenblicklichen, ſchwelgenden Genuſſe entgegentritt; Parthenope braucht er nur zu erfaſſen, um an ihrem Buſen freudige Stunden der Gegenwart rauſchend zu verleben; Firenze muß er verſtehen, um ſie anzubeten, und zu ihren Füßen die Gegenwart durch die Vergangenheit begreifen lernen. Mehrmals blickte ich aus dem Waggon, ſah die Stadt und ihre hohen Kuppeln nur zu bald entſchwinden; der Menſch liebt die Erregung, und ſo verlängert er oft unbewußt die Abſchiedsſchmerzen, und ſaugt das ſüße Gift der

Melancholie freud- und leidvoll begierig ein. Wie ward mir auch die Trennung von meinen lieben Verwandten in Pisa schwer, wie hatten sie mir den Aufenthalt so angenehm gemacht, wie muß ich ihnen dankbar sein für alle Freundlichkeit, für alle brüderlichen Liebesbeweise, die sie mir während des leider nur so kurzen Aufenhaltes in ihrer Mitte zu Theil werden ließen, wie wäre ich ihnen gern nach Marglia gefolgt, aber der Fregatte ist Zeit und Weg bestimmt, und wir folgen dem Gesetze. In der Dunkelheit kamen wir nach Livorno, die Barke rauschte zur Novara, welche am 2. September 1851 die Anker lichtete, worauf uns langsam die geliebte Küste entschwand, so daß ich noch lange die Gebirge von meinen Cabinen aus auf den Fluthen schwimmen sah, und mir Flügel gewünscht hätte, durch den blauen Aether eilend an ihr Herz zu sinken.

„Nach Spanien" ist fürwahr ein schöner Ruf, der klingt und rauscht als goldene Melodie zum wonnetrunkenen Herzen, der erfüllt die glühende Phantasie mit duftigen Mährchen mit Rosenodem und maurischen Träumen. Aus Italiens Meeresgrund wurden die Anker gelichtet; die Fesseln waren gelöst, die Segel blähten sich, und hiermit war unserer kleinen Insel Leben eingehaucht, und fort gings, um erst wieder an Spaniens goldener Küste einen Ruhepunct zu finden.

Und doch, wie's ſonderbar mit dem menſchlichen Gemüthe iſt, hatte eher Trauer das meine umgeben, und böſes Heimweh plagte mein Herz, und die Freude des Reiſens war einen Augenblick getrübt. Körper und Geiſt waren verſtimmt, doch das blühende Spanien ſoll mich mit blumigem Balſam heilen.

---

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.

# Aus meinem Leben.

Zweiter Band.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Die Verlagsbuchhandlung.

# Aus meinem Leben.

## Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte.

Zweiter Band.

## Reiseskizzen II.

Leipzig.
Verlag von Duncker und Humblot.
1867.

# Inhalt.

## Reiseskizzen:

II. Andaluſien und Granada . . . . . Seite 1.

# II. Andalusien und Granada.

1851.

Die Fahrt von Livorno nach Spanien dauerte vom 1. bis zum 12. September. Im Anfange wurden wir durch Gegenwinde aufgehalten, aber vom Cap Palos an segelten wir mit fabelhafter Schnelligkeit so, daß wir es einmal bis auf 12 Meilen in der Stunde brachten. —

Nachdem Elba unseren Blicken entschwunden war, sahen wir noch längere Zeit die wellenumspülte Wiege Napoleons mit ihren rauhen Höhen und der aus der Ferne schwach herüber schimmernden Hauptstadt Bastia, und in noch größerer Ferne die gebirgigen Decorationen der thatenreichen Bühne des allzuthätigen Mannes; doch erschien Frankreich nur einen Augenblick.

Der nächste bemerkenswerthe Anblick war die aus den Fluthen emportauchende majestätische Spitze Gibraltars, einer der mächtigen Säulen des Hercules, auf die der körperlich starke, aber geistig nicht so weit ausgreifende Gott das voreilige „non plus ultra“ eingrub, ein einzeln stehender

Felsblock, himmelanstrebend frei und mächtig, die imposanteste Schildwache der Welt zwischen zwei ewig schäumenden, ewig befahrenen Meeren hingestellt. Er erschien nicht als ein aus der Natur hervorgegangenes Gebilde, sondern wahrlich als ein Monument, das ein Gott, und zwar der Gott der Stärke, gesetzt hatte, bald als ein aus dem Meere sich hebender Koloß, bald als ein im tropischen Sonnenscheine ruhendes Raubthier, bald als eine spitz in die Wolken ragende Pyramide, schlank und dennoch tausendjährigen Stürmen trotzend, immer wechselnd und dennoch ein Bild der stäten Ruhe, der majestätischen Macht. Um den Fuß des grauen, geheimnißvollen Felsens läuft die befahrenste Straße des Erdballes, das Silberband, auf welchem sich die Phönicier mit ihren kleinen leichten Barken in den unbekannten, brausenden Ocean wagten, auf welchem nun nach tausend und tausend Jahren Albions Söhne die Fluthen mit ihren pfeilschnellen Steamers durchfurchen, als wäre es ein Spiel, ein Spaziergang, als wäre das Mediterraneum nur ein angenehmer See in dem von ihnen angelegten Weltparke.

Jenseits des Stretto erschloß sich meinen Blicken ein neuer Welttheil, der dritte im Laufe eines Jahres, das glühend heiße Afrika mit seinem Ceuta, dem keineswegs imposanten Zwillingsbruder von Gibraltar. Es ist hübsch, abermals einen Welttheil, wenn auch nur vom Meere gesehen, in sein Journal notiren zu können; auch ward ich

inne, daß man selbst sehen müsse, um seine Ideen zu berichtigen; denn zwei Bilder meiner Einbildungskraft veränderten sich durch eigenes Schauen im Kosmos meiner Seele: das Bild der Küste von Afrika und das der Meerenge von Gibraltar.

Erstere hatte meine Phantasie in die gelbe Monotonie des Sandigen, Wüstenhaften gekleidet, während sie ein bewegtes Gebirge mit blauem, belebtem Tone zeigt; letztere hatte ich mir so breit gedacht, daß die Küste Afrika's nur bei reinem Wetter zu erblicken sei; und nun sah ich, trotz eines nicht sehr klaren Tages, die Linien beider Küsten deutlich gezeichnet.

Der günstige Wind brachte uns durch den Stretto, und herrlich lag der mächtiger schäumende Ocean vor uns. War es Einbildung oder Wirklichkeit, aber mir war, als gingen die Wellen höher und kräftiger, als wäre ihre Farbe klarer. Vor meinen entzückten, erfrischten Augen lag kein See mehr, sondern ein Ocean ohne Grenzen, der bis zur neuen Welt reicht, und ich genoß das Seemannsglück, die Säulen des Hercules durchfahren zu haben, und das stolze „plus ultra" über die schäumenden Wogen zu rufen.

Rasch ging unsere Fahrt die spanische Küste entlang, Tarifa leuchtete uns entgegen; wir segelten durch Nelsons blutiges Ehrenfeld, durch die Gewässer von Trafalgar, aus denen sich, von französisch-spanischem Blute gestärkt, Britannia als unbeschränkte Königin der See furchtbar empor-

gehoben hat; und endlich schwebte an einem wunderheiteren Nachmittage eine glänzend weiße Stadt mit ihren Thürmen und Thürmchen gleich einer Fata Morgana, gleich einem mährchenhaften Lichtbilde, auf der grünen, duftigen See, ein zweites Venedig, ein geisterhaftes Traumgebilde der alten Dogenstadt. Es entfaltete sich Cadiz vor unseren Blicken, reingebadet und so zierlich gebaut wie ein appetitlicher Tischaufsatz. Auf einer Landzunge, aus den Fluthen gewachsen, erscheint es dem Fremden anfangs imposant, dann freundlich und einladend, ohne das mindeste von seiner Würde zu verlieren. Mehrere von uns gelöste Kanonenschüsse bewogen endlich bei bewegter See den spanischen Piloten, einen beleibten dunkeln Mann, an Bord zu kommen, worauf wir des andern Tages die ziemlich schwierige Einfahrt, Dank unserem umsichtigen Commandanten, brillant ausführten, und Nachmittag gegen 3 Uhr am 12. September den Anker in spanischen Grund fallen ließen. Der Hafen war voll Kauffahrer, hinter denen sich die Schiffe der Kriegs-Marine zeigten; Barken rauschten hin und her, und ein wohlthuendes Leben bewegte die Rhede.

Wir stiegen an der Puerta del mar aus, umringt von schwarzäugigen, braunen Männern von schlankem Bau, scharfen, edlen Zügen, mit dem kleinen tellerartigen Sammthut auf dem schwarzen Lockenhaupte, die gestickten Lederkamaschen um das gelenke Bein geknöpft. Bei martialisch aussehenden, aber keineswegs schön uniformirten, Wachen

vorüber, schritten wir durch die Stadtmauern und befanden uns in Spaniens alter Handelsstadt, durch die einst Amerika's giftiges Gold massenweise fluthete. Das Gold ist seines Weges gegangen und mit ihm die alte Größe, und jetzt hat die Stadt zwar den Stempel der Wohlhabenheit, aber auch nicht Ein Denkmal aus alter Zeit. Lange schmale Gassen voll trefflich geweißter Häuser, mit zahllosen grünvergitterten Balconen, auf denen sich Blumen, Papageyen und hübsche Frauen wiegen, durchschneiden die Stadt mit endlosen, nicht immer regelmäßigen Linien; vielfache Buden, die den unteren Theil der Häuser einnehmen, säumen auf heitere Weise die schlecht gepflasterten Straßen ein, auf welchen Wagen eine Seltenheit sind, während sich das Volk desto mannichfaltiger zu Fuß, zu Pferd und auf Maulesseln bewegt. Wo der Süden seine linden Arme ausbreitet, wogt der Verkehr unter Gottes freiem Himmel, so auch in Spanien; doch nicht mit jenem thierisch lärmenden Brausen wie zu den Füßen des Vesuv, denn Ernst und Grazie, Anstand und Würde umgeben hier den Granden wie den Bauer. Aber wie lassen sich die spanischen Frauen beschreiben? Sie sind meist in die Farbe gekleidet, die am besten geeignet ist, den Reiz des weiblichen Geschlechts hervortreten zu lassen, in Schwarz. Zart fällt der Schleier auf die Schulter, graciös vermählt mit der Mantille, die an dem hintern Theile des Kopfes befestiget ist; leicht und anmuthvoll spielt der ewig rege Fächer in der kleinen leb-

haften Hand; Alt und Jung ist gleich gekleidet, und beiden steht die dunkle Farbe gut; die Alten sind meist voll und allzurund, die Jungen zart und leicht, mit dunkelglühenden Augen, herrlichem Haare, elfenbeinernem Teint und feinen zierlichen Gliedern; doch fand ich den vielgerühmten spanischen Fuß zwar kurz, aber ziemlich breit und parallel gestellt. Die Spanierin ist klein, jedoch voll Würde und Anstand in jeder Bewegung; sie zeigt nicht die Frivolität der Frauen anderer Länder, und weiß Ernst mit Scherz zu verbinden. Das Wort „Gemeinheit" kennt der Spanier nicht, dagegen weiß er was Stolz ist.

Das südliche Straßenleben und das sans gêne desselben herrscht übrigens auch hier in spanischer Eigenthümlichkeit, und bietet dem Fremden hundert interessante Genrebilder dar. Wie in Italien findet man das reiche Obst auf der Straße, und den freundlichen Esel wie das starke Maulthier als bevorzugtes Beförderungsmittel; man erblickt die schönsten, von Schmutz klebenden Murillo-Kinder, und in dem bunten Quodlibet waren besonders drei Gegenstände, welche mich unterhielten: fromme Männer mit maßlos langen Hüten, die einem Kinde trefflich als See-Fahrzeug dienen könnten; Mohren als Stiefelwichser, eine Hinweisung auf die häufige Verbindung mit Amerika; und courtirte Katzen, vielleicht bestimmt, um als Hasen-Surrogat in der vielgepriesenen Olla potrida zu enden.

Kirchen sind das erste, was man in einer fremden

Stadt besuchen muß; wir besahen den neuen und den alten Dom. Ersterer ist ein großes imposantes Werk, im römischen Style aus gelben Steinen massiv erbaut; wir sahen in ihm das erste Beispiel der spanischen Kirchen-Einrichtung, die sich von der unserigen wesentlich unterscheidet. Gleich vor dem Haupt-Eingange bildet der Chor ein nur gegen den Hauptaltar freies, von Steinwänden umgebenes Viereck, das auch von der freien Seite durch ein Gitter von der übrigen Kirche geschieden ist; den erhobenen Hochaltar umgeben Bogen, die von mächtigen Säulen gestützt eine Kuppel tragen; durch dieselben erblickt man die an dem Ende des Schiffes befindlichen Capellen. Das Ganze, in großen, festen Dimensionen ausgeführt, gibt, wenn auch nicht im edelsten Style geschaffen, ein mächtiges ergreifendes Bild. In einem Seitengemache zeigte man uns eine Maria Magdalena von Murillo. Kein volles Fleisch, kein blendender Busen entzückt hier die Sinne, es ist nicht die wollüstige Magdalena, welche sich über die Bibel in schwärmerischer Auflösung hingießt und sich malerisch beleuchten läßt; es ist Maria, die zerknirschte, abgehärmte Büßerin. Ihre Arme sind entfleischt, ihr mageres Antlitz ist blaß und gelb. Als das Gefühl der Reue diese Seele ergriff, floh die entzückende Jugend; die strenge, anachoretische Heiligkeit nahm im gemarterten Herzen Platz; der Fleischestod malte sich auf Antlitz und Körper mit ernsten Leichenfarben, und dennoch spricht aus diesen Augen, aus der in

das Gebet versunkenen Haltung die Vergangenheit, die gebüßt werden muß, der Sturm der Jugendzeit. Dieses Weib ist matt von Sünden, und von Gebeten, der Körper verzehrt sich, und der, durch schwere marternde Prüfung geläuterte Geist strebt zu seinem Schöpfer zurück. Ich sah hier die erste Magdalena, die wirklich gesündigt, und durch Erkenntniß zu sündigen aufgehört hat, während alle anderen, die von Correggio hauptsächlich, immer zu sanft und zu schön waren, um mit Energie zu sündigen, und noch zu schön, zu gewählt in ihren Stellungen sind, um die Ueberzeugung einzuflößen, daß sie nicht mehr sündigen werden.

Zwei große Weihbrunnkessel, aus einer geöffneten Doppelmuschel gebildet, fielen mir durch die glückliche und originelle Anwendung dieses Motiv's auf.

Der alte Dom ist zu klein und unansehnlich für eine so große und einst so reiche Stadt wie Cadiz, doch einen seltenen Schmuck findet man auch in dieser kleinen Kirche; es sind dies die im Gebete vertieften Spanierinnen. Weder kniend noch sitzend, auf dem bloßen Marmorboden in sich selbst und in ihr schwarzes Gewand hineingesunken, das schwarzumschleierte Haupt leicht vorgeneigt und leise mit dem Fächer wehend, gewähren diese verkürzten, dunklen Gestalten, mit den ernsten, schönen Zügen ein reizendes Bild tiefer Andacht, die sich mit unbewußter Coquetterie hinreißend verwebt. Meine Reise belehrte mich, daß

man die Spanierinnen in der Kirche und beim Stiergefechte ſehen müſſe, um zu erfahren, welche magnetiſche Gewalt ihnen innewohnt.

Cadiz hat noch zuviel den Stempel einer Handelsſtadt, um ſpaniſche Bilder glühend und farbenreich vor's Auge zu führen. Doch morgen geht es nach Sevilla, in das blühende, ſingende Herz des heißen Andaluſien.

Den 13. September 1851.

Da die Abfahrtſtunde für das Dampfſchiff erſt um 11 Uhr ſchlägt, machten wir noch eine Promenade durch die lebhafte Stadt, und beſuchten bei glühender Hitze den Salon de Chriſtina, eine beliebte Promenade auf einer Meerbaſtion, und den mit Bäumen und Weinlauben gezierten Platz der Generalin Minas. Dieſe Promenaden, gewöhnlich Alameda's genannt, ſind ein Hauptreiz des ſpaniſchen Lebens und immer findet ſich eine ſolche, wie auch eine Arena für die Corridas, Stiergefechte, ſelbſt in den kleinſten Städten; doch iſt die Stunde des belebten Spazierganges erſt am Abende; wenn die goldene Sonne ins Meer ſinkt und eine kühlende Briſe über die leichtbewegte, purpurne See weht, — dann ſchweben Spaniens reizende Töchter aus den mit Orangen und Oleander gezierten Höfen ihrer reinlichen kühlen Häuſer, und ſchlendern in leichtem

Scherze am Arme ihrer ſchlanken, ſchönen Anbeter, den rauſchenden Fächer in der regen Hand, durch die dunkelnden Alleen.

Gegen 11 Uhr begaben wir uns auf den „Rapido", ein kleines Dampfſchiff, das die Fahrt nach Sevilla macht. Die See war etwas bewegt, und ergötzlich war das Treiben und Schwanken der vielen Barken um unſeren Dampfer zu ſehen, ergötzlich die Figuren zu betrachten, die unſer Schiff überfüllten; bald mußte eine dicke Matrone mit der größten Sorgfalt an Bord gehoben werden, zwiſchen Luft und Waſſer, ein furchtbares Spiel des Zufalls, ſchwebend; bald kam eine Dame, die die Vorleiden der künftigen Fahrt ſchon in der Barke blaß und ſeufzend durchgemacht hatte; bald wurden einige Ankömmlinge von den ſchäumenden Salzfluthen getauft; und nicht nur das Menſchengeſchlecht, ſondern auch das Thierreich war vertreten; ein Aras bog ſich jämmerlich in ſeinem engen Käfig, ein herrlich gefärbter amerikaniſcher Schmuckvogel harrte ſeiner Zukunft, allerhand Hausgethier ſeufzte in engen Feſſeln, und feine Seidenhündchen aus Havannah wurden in einem Korbe ſanft auf das Verdeck gehoben; alles in genialer, heiterer Confuſion um einen Schrecken einjagenden Berg von Koffern gruppirt. Ich ſuchte mir bald ein Plätzchen und betrachtete mit Ruhe die fahrende Welt, die ſich auf unſerem Schiffe verſammelte und mit der ich die Reiſe auf dem Guadalquivir machen ſollte. Eine ſchlanke große Frau mit dunklem

Auge, glänzendem Rabenhaar, den Spitzenschleier leicht über den Hinterkopf geworfen, in ein reiches, blaues Atlaskleid gehüllt, mit goldenem Geschmeide geziert, und einen chinesischen Fächer in der Hand, wogte siegend einher, umschwirrt von feinen spanischen Stutzern mit zarten Schnurr- und Knebelbärtchen, leichte Stöckchen in der weibischen Hand schwingend. Der Anbetung bewußt, die man ihr zollte, nahm sie, als Königin des Tages, mit Anstand und Würde den Hauptplatz des Verdeckes ein, und die umherschwirrenden Männchen umringten sie gleich einer Göttin, stolz, in den Kreis ihrer funkelnden Augen gebannt zu sein. Wir hielten Anfangs die etwas auffallende Gruppe für eine Schauspieler-Gesellschaft, und vernahmen erst später zu unserer nicht geringen Verwunderung, daß die in Blau gekleidete Dame eine Duquesa, und zwar die Duquesa von Medina Celi, eine der ersten Frauen des Reiches sei, welche mit ihrem Manne, einem der kleinen Elegants, die Reise nach Sevilla machte. In Sanlucar, einem Städtchen an den Ufern des Guadalquivir, schlossen sich die Mutter und eine sehr hübsche Schwester an die Reisenden an. Auch einige wohlbeleibte Damen, welche später mit dem Wogenübel zu thun hatten, mehrere Geistliche in Civilkleidung und eine maßlose Kinderschaar, voll lärmender und beweglicher Capricen, beengten noch den überfüllten kleinen Raum. Die Anker wurden gelichtet, und nun begann ein kleiner Tanz der flachen Küste entlang; die Elegants wurden

blaß und still, und versanken in trübe Meditationen über das Kommen und Gehen der Wellen; die dicken Damen streckten sich auf die Bänke der Cabine in den komischsten Stellungen hin; die Herzogin aber hielt sich brav und siegreich; und wir ließen uns ein kleines Frühstück unter dem Stöhnen und Aechzen der Nachbarschaft prächtig schmecken. Eine blasse, herrliche Spanierin entzückte uns dabei, die sich, die Augen schließend, auf einem Stuhle unbeweglich, halb liegend, halb sitzend malerisch eingerichtet hatte, und uns ihr wundervolles, weißes Antlitz und ihre schöne, volle Gestalt mit Muße betrachten ließ; da sie fortwährend dieselbe Stellung passiv beibehielt, nannten wir sie die schöne Leiche. Zu ihrer Seite wedelten die nunmehr aus dem Korbe befreiten Seidenhündchen als zierliche Beschützer der schwarzgekleideten Gestalt.

Plötzlich schlug eine Welle bei den Lucken herein, und einer der armen zierlichen Dandy's wurde benetzt, und blickte seufzend auf seine erfrischten Pantalons; doch waren nun auch die Schrecken des Meeres vorüber; Cadiz entschwand unseren Blicken, und wir fuhren in den Guadalquivir ein, von dessen Ufern uns ein Bouquet der herrlichsten Palmen Frieden verhieß. An der Mündung hatten die Meeresufer jenes Ansehen, das mein Seelen-Kosmos der Küste von Afrika beigelegt hatte; sie waren flach, gelb und monoton, und nur mit einzelnen grünen Oasen und blendend weißen, dachlosen Häusern geschmückt; der Guadal-

quivir ist reich an Wasser und erdfarb, wie ich mir den Nil vorstelle. Bald kömmt man nach Sanlucar, einem Städtchen unmittelbar am Ufer gelegen, berühmt wegen seiner Frische in den heißen Monaten des spanischen Sommers, und, gleich Hietzing oder Ischl, von den Reichen des Landes besucht, und als eine Art Gesundheitsort betrachtet.

Außer der Verwandtschaft unserer liebenswürdigen Herzogin, deren Gatte, wie ich später erfuhr, in einer Art Verwandtschaft zu mir steht, indem die Medina Celi ihre Entstehung dem Seitenvergnügen eines spanischen Habsburgers verdanken, wurde unser armes Schiff in dieser Station noch mit einer Menge Gäste vollgepfropft, und von Hitze, Lärm und Mangel an Raum geplagt, begannen wir jetzt erst die eigentliche Fahrt auf dem mächtigen Strome, der alten Pulsader des heißen Andalusien, welche die Hauptstadt der Mauren, Sevilla, mit dem Meere segenbringend verband, und großen Kauffahrern erlaubte, bis an die Thore dieser Stadt zu gelangen. Abermals ward ich nun in meinen allzuregen Phantasien getäuscht, denen zufolge der Guadalquivir das Ideal südlichen Liebreizes sein sollte; statt dessen versetzte mich die Wirklichkeit in nüchterne Träume vom Magyarenlande. Kahle, endlos flache, braune Ufer ohne Baum und Strauch, von Trappen und Enten, theilweise von Viehheerden bevölkert, wahre Puszten, über die man zuweilen Männer zu Pferde mit dem kleinen runden Sammthute und dem Poncho, einer Art

Mantel in Form eines viereckigen Stückes Zeug mit einem Loche in der Mitte, woraus der Kopf ragt, gleich dem Csikós reiten sieht, geben ein Bild melancholischer, geisttödtender Einförmigkeit. Wenn dieses Land von den fetten Fluthen des braunen Flusses, der es durchfließt, bewässert würde, könnte es gleich den meisten Theilen Ungarns einer geregelten, großartigen Cultur entgegengeführt werden. Doch der Andalusier arbeitet nur für den nothwendigsten Lebensbedarf; Gott schüttet ihm den Alltagssegen in den Schooß, und mehr verlangt sein heiterer Leichtsinn nicht; er ißt Feigen und Granaten, tanzt seinen Bolero und nährt sein Gemüth mit der leidenschaftlichen Theilnahme an der Corrida de Toros. Erst auf dem allerletzten Theile der sehr heißen Fahrt, als schon der milde Abend hereinbrach und wohlthätige Kühlung verbreitete, erblickten wir die Spuren der Cultur und grüne Frische. Herrliche dichte Orangenwäldchen mit wunderschönen, starken Bäumen drängten sich an das Ufer bis in die Fluth hinein, und erfrischten mit ihrem dunklen Laube wohlthätig das Auge; grüne Wiesenstücke mischten sich darunter; ein Reiter in Nationalkleidung mit dem reichen Spencer und den schöngestickten Kamaschen in hohem Sattel auf stolzem Rosse, altspanisch gezäumt, ritt längs des Ufers; hohe Berge der Sierra nevada zeigten sich in der Ferne; Leben trat uns überall entgegen; das Land ward reicher, und wie sich der Fluß schlangenförmig bog, ward unsere Erwartung auf das

lebhafteſte geſpannt, denn wir fühlten, daß wir dem Ziele des Tages nahe ſeien. Plötzlich hob ſich aus dem friſchen Grün der weltberühmte, ſagenreiche Dom von Sevilla, und der Ausruf: „Quien no vió á Sevilla, no vió maravilla“ verkündigte meinen innigſten Reiſe-Enthuſiasmus. — Noch eine Biegung des Fluſſes, und die Stadt entfaltete ſich vor unſeren Blicken; rechts der mächtige, gothiſche Dom mit der herrlich gewundenen Giralda, alle Häuſer und Paläſte weit überragend; ringsherum die Stadt der Geſchichte des mauriſch-ſpaniſchen Ruhmes, die Stadt des Schwertes und der Guitarre, des Blutes und der Blumen; am Ufer die Delicias, die beliebteſte Promenade der ſchönen, feurigen Andaluſierinnen; der vom Herzog von Montpenſier prachtvoll hergeſtellte Palaſt von St. Telmo, mit funkelnden Lilien reich geſchmückt, und der ſtarke Thurm, in welchem das erſte Gold, das Chriſtoph aus Amerika brachte, aufbewahrt wurde; im Fluſſe einzelne Zweimaſter, welche auf kurze Zeit das ſalzige mit dem ſüßen Waſſer vertauſcht haben; über den Fluß ſpannte ſich die, der Vollendung nahe, ſchön gebogene Brücke der Königin Iſabella; links die durch ihre Verbrechen und Geheimniſſe berühmte Triana, die Stadt der Zigeuner und Banditen, und daran das kalte Ziel alles Strebens und Treibens, ein großer Friedhof mit mächtigen Cypreſſen und dem Alles verſöhnenden Symbole, der reichen gekrönten Palme.

Zwiſchen der Torre del oro und dem Palaſte St. Telmo

hielt der Dampfer, und durch das Ende der Delicias gelangten wir in die Stadt, an deren Thoren uns ein paar Geldstücke vor der lästigen Visitirung der Mauthbeamten schützten. Der Mond stand hoch und warf seine Zauberstrahlen geheimnißvoll in die engen Straßen, und goß seinen Glanz romantisch um die hohen Thore, um die reichen Gesimse und feingezeichneten Ornamente des alten herrlichen Domes, vor dessen Mauern ich mit einem Gefühle der Bewunderung und der Ehrfurcht vorbeischritt, durchschauert von der Geistermacht des scharfzeichnenden Mondes, der ohne Farbenschmuck die Größe und den Einklang der Formen grell und doch mild hervortreten läßt. An dem unansehnlichen Hause des Barbiers von Sevilla, dessen einstiges Dasein der Cicerone uns verbürgte, vorbei, gelangten wir auf den Platz der Constitution oder des Ajuntamiento mit dem schönen reichverzierten Gebäude dieses Namens, das unserem ehrlichen deutschen Rathhause entspricht, und von dort in unser Hôtel Fonda d'Europa, ein spanisches Gebäude im echten Sinne des Wortes mit dem berühmten Hofraume, den leichten Arcaden, der mit einem reichen Plafond versehenen breiten Stiege und den kleinen, kühlen Zimmern, deren Ziegelboden und Fenster schön geflochtene Strohmatten bedecken, von denen man auf den kleinen, liebreizenden Balcon tritt, den Laute und Nachtigall umklingen, Myrte und Jasmin umduften, und von wo man den Blick auf die schmale, pittoreske Straße gewinnt, in

der auf hundert Altanen, von Stoffen und Blumen mit coquetter Grazie dem Auge halb versteckt, schöne Frauen sich zeigen.

Eine meiner Hauptunterhaltungen in Wirthshäusern ist die Betrachtung der Wand-Illustrationen. Dank dem Kunstsinne der stets vorwärtsstrebenden Neuzeit findet man jetzt schon in ganz Europa und selbst in andern Welttheilen die Historie der frommen Genovefa, die Großthaten des kühnen Tell, und die überseeischen Liebesabenteuer von Paul und Virginie bildlich dargestellt. Hier fand ich an den weißen Wänden meines kleinen Zimmers, horribile dictu, den ewigen Juden, und zwar nicht nur mit französischen, sondern auch mit spanischen Erläuterungen. Also auch über die goldene Halbinsel hat sich Frankreichs Gift ergossen, welches, gleich dem schimmernden, stets beweglichen Tropfen des Merkurs das edle Metall zur grauen, glanzlosen Masse umwandelt. Ich für meinen Theil habe den ewigen Juden nicht gelesen und werde es nicht, da ich den Zweck nutzloser und marternder Bücher nicht einsehe; sie dienen nicht zur Erheiterung und Belehrung, sondern nur zu momentaner Aufreizung, und erschlaffen im Grunde Sinn und Gemüth; aber sie sind Mode! und die spanischen Wirthshaus-Granden müssen dem durchreisenden Publicum thatsächlich beweisen, daß sie sich auch im Fache der modernen Literatur auf dem aufgeklärtesten Standpuncte befinden. Glück zu! Eugène Sue wird eure Seelen bereichern, und unter

dem Hasse gegen die Geistlichkeit, wie durch die Vergötterung der Immoralität wird euer Land gedeihen.

Schon beim Hereinkommen kündigte uns der Lohnbediente an, daß morgen ein Stiergefecht sei, das größte und merkwürdigste Nationalfest der Spanier; eine Aussicht, die mich mit Jubel erfüllte. In dem reizenden Patio wurde ein wohlthuendes Soupé eingenommen, und in den kühlen, umgrünten Arcaden, von Mond- und Lichterschein sanft beleuchtet, lernte ich die maurisch-spanischen Baumeister schätzen. Ich sage maurisch-spanisch, denn in diesem Style sind viele Häuser Sevilla's gebaut, und stammen, gleich unserer Fonda, entweder noch aus der poetischen Zeit der Mauren, oder sind wenigstens der luftigen, sinnreichen Architektur in der Form, wenn auch nicht in der Ornamentenfülle treu nachgebildet; sie schützen mit ihren zauberhaften, inneren Höfen vor der drückenden Hitze des Tages, und gewähren dem Bewohner einen paradiesischen Fleck, wo er seinem Geschmack und Hang nach abgeschlossener Ruhe ungestört folgen kann. Will man hingegen das rege Leben der Gasse genießen, so tritt man entweder auf die kleinen Balcone der Außenwände, oder man öffnet Thür oder Vorhang der Vorhalle des Patio, und läßt nur das zierliche, eiserne Gitter, welches das Haus von der Gasse trennt, geschlossen. Wunderlieblich ist es für die Spaziergänger durch die eisernen Stäbe verstohlen in die reizenden Geheimnisse des Hauses, in den Mittelpunkt der innern

Welt zu blicken. Hier sieht man luftige Bögen mit reinen, marmornen Fußböden, kleine Springbrunnen, die ihre plätschernden Fluthen in feingeschnitzte Becken werfen, blühende Orangen und Oleander, und dazwischen die heiterste Gesellschaft, die hübschesten Frauen, am Tage im geheimnißvollen Halbdunkel des, wegen der Hitze gebrochenen Lichtes, am Abend von zierlichen Lampen mild beleuchtet; denn der Patio ist das eigentliche Wohnzimmer des ernsten Spaniers; eine Blüthe aus dem Oriente; er bildet den Mittelpunkt für den Königspalast wie für das einfachste Haus. Doch haben Spaniens Wohnungen einen Vorzug vor denen des Orients; es sind dies die kleinen Balcons, welche die Eifersucht und Abgeschlossenheit des arabischen Lebens verbietet. Ich trat auf den meinen, ein duftiges Cigarrillo de papel im Munde, entzückt von dem reinen, herrlichen Nachthimmel, blickte in die schmale, belebte Gasse, und es entstand folgendes Lied:

Hispan'sche Nacht ist Melodie,
Die, trifft sie weich des Herzens Klänge,
Aufrauscht zur mächt'gen Harmonie
Und wach ruft schlummernde Gesänge.

Sieh! Mondesglanz und Blumenduft
Sich wonnevoll romantisch einen
Im Strome der erfrischten Luft,
Durch die die Sterne funkelnd scheinen.

Mein trunk'nes Ohr mit Wonne lauſcht
Dem Lied im heit'ren Volkestone,
Das zart von der Guitarre rauſcht
Hinauf zum luftigen Balcone.

Mein Auge durch die Dämm'rung ſieht
Des nächtlichen Sevilla's Leben,
Wie's munter durch die Straßen zieht,
Wie Freud' und Ernſt die Hand ſich geben.

Es füllt ſich ſehnend meine Bruſt
Mit duftdurchwehten Zauberbildern,
Und meine Seele ſchwellt in Luſt
Die du wohl fühlen kannſt, nicht ſchildern.

Schon in aller Früh vereinigten wir uns abermals in dem Säulengange unſeres Hôtels, um einen wohlbeſtellten Tiſch. Der Morgen war ſchön, die Luft rein, und gar angenehm genoſſen wir das Frühſtück unter den leichten Arcaden, welche in den hübſchen Hof führten, den die fleißige Hand mit Orangen-, Citronen und anderen ſüdlichen Bäumen geziert hatte. Die Mauern des Hauſes ſchützten vor den glühenden Pfeilen der ſüdlichen Sonne, eine angenehme Kühle herrſchte in den mauriſchen Gängen, aus denen man auf kleinen, mit Marmor getäfelten Pfaden durch das grüne friſche Laubwerk zu einem Marmorbrunnen gelangte, der den reizenden Mittelpunkt dieſes lieblichen Aufenthaltes bildete. Unter den buſchigen Fruchtbäumen

saßen, wie in den Zeiten der Chalifen, Falken jeder Größe, und musterten ängstlich mit ihren stechenden Augen die sie umgebenden Gegenstände. Wir waren ganz im Stillen und ungekannt in die alte Maurenstadt eingezogen; dennoch hatte sich ein dumpfes Gerücht verbreitet, daß irgend eine nordische Größe zu den Wunderplätzen alter Geschichte gewallfahrtet sei. Einige hatten eine Ahnung von einem Hermano del emperador, Andere glaubten, Alt-England hätte einen Sprößling in die herrliche Halbinsel geschickt. Auch unser Wirth war noch nicht recht im Klaren, was er aus uns machen sollte; daß wir jedoch den Appetit der nördlichen Bewohner der Erdkugel mitgebracht hatten, schien er anzunehmen, denn ungeachtet es noch früher Morgen war, standen copiöse Fleischspeisen mit ihrem Zubehör auf dem Tische, und bewiesen, daß er uns jedenfalls als Carnivoren zu classificiren schien. Wir thaten dieser von ihm bestimmten Eintheilung alle Ehre an. Ein Kaffee unter aller Kritik wurde erst am Ende des wohlbestellten Frühmahles mit Ziegenmilch servirt. Aus dieser Mißachtung des goldenen Getränkes schlossen wir, daß unser Wirth, ein Piemontese, trotz der Pfiffigkeit seiner Nation, noch nicht auf unseren Wiener-Ursprung gekommen war. Nach genossenem Mahle schlugen uns die Hausleute vor, die Giralda, den maurischen Thurm des Domes von Sevilla, zu besuchen.

Der Weg zum Dome ist nicht weit, man kömmt über die plaza de la constitucion, und wir besahen dort den

Ajuntamiento-Palaſt genauer. Er iſt aus dem 17. Jahrhunderte und mit den ſchönſten Ornamenten geſchmückt, ſogar ſeine Säulen ſind mit Basreliefs und Arabesken bedeckt; er iſt aber, wie ſo viele Prachtwerke vergangener Zeiten nicht vollendet; auch ſcheint man auf ſeine Erhaltung nicht ſehr zu ſehen. Das Gemäuer und die Säulen ſind aus Sandſtein, und tragen den Charakter des Cinquecentiſten-Styles, der noch ſchön zu nennen iſt, und gerade an der Grenze der überladenen verdorbenen Zeit ſteht. Schon aus dieſem Gebäude blickten mir Familien-Erinnerungen entgegen, Erinnerungen an eine Zeit, in welcher Spanien, unter den Fittigen des Doppel-Aars, die ewig von der Sonne geſäumt wurden, auf dem höchſten Gipfel der Macht und das größte Reich der Welt war, Zeiten, in welchen ein mächtiger Habsburger das kühne plus ultra rief, und durch die Säulen des Hercules eine Bahn der Zukunft brach. Der mächtige Adler und die Felſencolonnen mit dem erhabenen Motto ſind es, welche die Mauern des Ajuntamiento ſchmücken. Trefflich ausſehendes Militär bildete die Wache. Vom Platze aus ging es noch durch eine kurze Gaſſe über das ſchändlichſte Pflaſter, durch welches ſich die Städte Spaniens auszeichnen, zum Dome, welcher die Krone der Stadt und eine der ſchönſten Bauten der Vergangenheit iſt. Man findet hier den gothiſchen Ernſt in weiten myſtiſchen, von tiefem Glauben durchwehten Hallen, in hundert zu graciöſen Spitzen genial verſchlun-

genen Ornamenten; schmale Bogen, die sich, gleich den Spangen einer Krone, von einer Zacke zur andern spannen, hohe, gemalte Fenster in Spitzbogen, welche das grelle Licht des Tages nur gebrochen in die weiten heiligen Hallen dringen lassen; alles dieses vollendet den Eindruck. Daneben sieht man die eigenthümlichen Ovalbogen der Mauren mit der verschwenderischen Ornamentenfülle, welche, fast wie schöne Spitzenmuster, die Werke arabischer Meister leicht, durchsichtig und duftig verzieren. Die kleinen Doppelbögen mit den Marmorsäulchen auf dem größten Theile der Giralda zeigen, daß sie fast bis zu ihrer Vollendung unter dem Schwerte Mahomeds erbaut worden ist.

Der Haupt-Eingang befindet sich nicht auf der Haupt-Façade des Domes, die zwei prächtige Thore hat, verziert mit kleinen, schön glformten Vorsprüngen, wie man sie zu St. Stephan häufig findet; er ist auf der linken Seiten-Façade. Vor derselben befindet sich ein weiter Hof, welcher auf drei Seiten von Gebäuden aus maurischer Zeit, auf der vierten von einer, mit dem Dome in innerer Verbindung stehenden Kirche neuerer Zeit umgeben ist. Das Eingangsthor dieses Hofes ist maurisch, und zeichnet sich durch seine schöne Wölbung aus. Rechts und links von den heidnischen Verzierungen stehen vier christliche Statuen auf gothischen Vorsprüngen unter kleinen Stein-Baldachinen; es sind die Apostelfürsten, die Gottesmutter, und der Engel der Verkündigung. Der Hof, welcher mit schönen Orangen-

bäumen bepflanzt ist, und in dessen Mitte kühlendes Wasser ein breites Marmorbecken füllt, zeigt, daß die Mauren den Dom zur Moschee umgewandelt hatten, und der Patio de los naranjos erinnert durchaus an die Plätze vor den Moscheen, wie ich sie voriges Jahr in Smyrna sah. Es ist eine schöne Sitte der Mohamedaner, vor den Pforten des Gotteshauses den Gläubigen durch Schatten und Wasser Labung zu gewähren. Eigentlich hätten wir gleich die Giralda besteigen sollen, ich konnte es aber nicht lassen, zuerst in das Innere der Kirche zu treten. Fünf Schiffe wölben sich in unglaublicher Höhe, und einfache, gothische Säulen tragen leicht und schwungreich den imposanten Dom. In der Mitte der Kirche erheben sich der Haupt-Altar und der Chor, durch einen, von eisernen Balustraden umschlossenen Gang verbunden. Gegen den Haupt-Altar ist der Chor durch ein eisernes Gitter, durch bis zur Hälfte des Gebäudes hinaufgehende Wände von der übrigen Kirche getrennt, so daß er, wie in der neuen Kathedrale von Cadiz, den Hoch-Altar vom Haupt-Eingange aus deckt. Die äußeren Seiten des Chores, die kleine Hallen und vielfache von Gittern abgeschlossene Altäre zieren, sind mit Marmor in Cinquecentisten-Styl reich geschmückt; die inneren füllen lange Reihen von Sitzen für die Geistlichkeit, über denen sich auf zwei Seiten die Orgeln erheben. Es wurde gerade Hora gehalten. Der Hoch-Altar ist mehrere Stufen erhöht, und schließt sich auch von drei Seiten durch Wände von

der Kirche ab, während die vierte gegen das Chor zu mit einem reich verzierten, großen goldenen Gitter abgeschlossen ist. Die äußeren Seitenwände des Altar-Raumes sind mit knapp aneinander stehenden Heiligenbildern auf gothischen Vorsprüngen mit Baldachinen herrlich verziert. Das Gewölbe über dem Altar und der Raum zwischen demselben und dem Chor ist mit den schönsten, mir ganz neuen Ornamenten netzartig geschmückt, und erinnerte mich an die Zellen eines Bienenstockes. Die Wölbung zwischen Altar und Chor ist höher als die übrigen, so daß unter derselben und über den übrigen Wölbungen kleine, gemalte Fenster Platz haben, was die Kühnheit des Baues hervorhebt. Die Mauer hinter dem Altare ist mit Bildern verziert. An deren Rückseite, folglich am Ende der Kirche liegt eine neue, ziemlich geräumige Capelle, in deren großes, geöffnetes Gitter wir eintraten. Hinter dem Altare hing ein großer rother Vorhang, der das Grab des heiligen Ferdinand, meines Namenspatrones, bedeckte. Ich gestehe, daß ich entweder nie gewußt, oder vergessen hatte, daß der kühne König in Sevilla begraben liege; daher machte es auf mich einen großen Eindruck, als der Diener mir plötzlich sagte, daß hier die Gebeine desjenigen lägen, auf dessen Namen ich getauft bin, von dem ich das Glück habe abzustammen, und der mir als Hauptvertreter an Gottes Thron von der Kirche bestellt ist.

Der Sarg mit dem rothen Tuche steht in der Mitte;

rechts und links befinden sich hohe Nischen, in deren jeder unter sammtnem Thronhimmel ein Sarg, mit goldener Decke, Krone und Scepter geschmückt, steht. Zwei Kinder Ferdinand's des Heiligen ruhen hier: Alphons der Weise und eine Schwester desselben. Einen großen Eindruck machte es auf mich, diese Särge, die freistehend geschmückt sind, als wären sie erst gestern den Augen des Volkes ausgestellt worden, dennoch die Spuren des größten Alterthumes tragen zu sehen. Es war ein Bild imposanten Ernstes, altchristlichen Königthums. Der Heilige und seine Kinder liegen vereint im Gotteshause, das sie den Mauren abgerungen, und sich als fromme gemeinsame Ruhestätte ausgesucht haben; es sind Gräber voll Würde und Weihe, nicht jenen Denkmalen sinnlich-mythologischer Art, ohne Zeichen des Glaubens und der Andacht, ähnlich, wie sie sich die stolzen Medicäer gesetzt haben, und wie man sie in Italien häufig findet, wo das dünkelhafte Geschlecht glaubt, daß es durch einige Sculpturen und bombastische Aufschriften die Würde der Religion ersetzen kann. Hier steht man vor den Gräbern einer heiligen Familie, in welcher sich Einfachheit und Größe unter das Zeichen des Kreuzes beugen. Auf dem Gitter, das die Capelle von der Kirche trennt, ist die Reiterstatue des heiligen Königs und das knieende Standbild des maurischen Herrschers, welcher dem aragonischen Fürsten die Schlüssel der Stadt reicht, dargestellt. Der Dom ist noch außerdem mit einer Anzahl Capellen

geschmünt; in einer derselben zeigte man uns das schön gearbeitete Marmorgrabmal eines Bischofs Cervantes, aus derselben Familie wie der Dichter des Don Quixotte. Vor dem Haupteingange ist auch die Grabstätte des Fernando Columbus, Sohnes des Entdeckers, welcher als Admiral in Spanien Berühmtheit erlangt haben soll. Noch sind zwei Murillos in diesem Dome: eine Extase des heiligen Franciscus und ein Schutzengel. Das Erste ist ein wahrhaft schönes, inniges Bild. Der Heilige kniet in seiner braunen Kutte mit dem Blicke himmelwärts; vor ihm schwebt das Christuskind, ihn segnend, umgeben von einem Wolkendufte, in welchem sich ein Kranz von Engelein herumtummelt. Die Gestalt des göttlichen Kindes schien mir fast etwas manierirt, wie es Murillo manchmal an sich hat. Auch die schwierigen durcheinander fliegenden, liegenden, fallenden und kletternden Engelchen gefielen mir nicht besonders, da ich die gar zu gewagten Gliederstudien, wie sie Correggio im Uebermaße hat, nicht bewundere. Dagegen ist die Gestalt des heiligen Franciscus einzig schön. In den Zügen, in der Haltung spricht sich so viel Wärme, Andacht und Tiefe aus, daß es ein Heiliger, ein Gotterleuchteter ist, den wir vor uns sehen. Dem Schutzengel mit dem Kinde konnte ich nichts Erhebendes abgewinnen. Bei Murillo finden sich die größten Gegensätze nicht nur in verschiedenen Bildern, sondern oft in einem einzigen Werke; das Schöne, Edle, ja Zarte findet sich neben dem bauern-

mäßig Gemeinen; holdſelige Madonnen und rohe Chriſtuskinder.

Beſonders bemerkenswerth ſind die Capellen, welche rechts und links der Nebenthüren angebracht ſind, durch ihren großen Reichthum an gothiſchen Ornamenten.

Ich ſchrieb in der Erinnerung folgende Zeilen:

### Im Dome von Sevilla.

Durch die weiten Domeshallen
Orgeltöne brauſend wallen,
Weihrauch kreiſend aufwärts ſteigt,
Spaniens Volk ſich erdwärts neigt;
Fächer ſinken, Schleier fallen
Wenn Giralda's Glocken ſchallen.

Wie die Wände ſtolz ſich heben,
Myſtiſch Steine ſich verweben;
Durch der Gläſer Farbenpracht
Mild die Sonne Bahn ſich macht;
Wie der leichten Bogen Schweben
Zeuget von des Glaubens Leben.

Keine Räume, ſondern Sphären
Stehen hier zu Gottes Ehren.
Wie des Chriſten Glaube ſchafft,
Weiſet dieſer Pfeiler Kraft;

Was wir sehnsuchtsvoll begehren,
Mag der ernste Bau erklären.

Sanfte Melodien klingen
Auf der Orgel Silberschwingen;
Durch des Priesters Machtgebet
Christi Leib vor uns ersteht;
Menschenherzen aufwärts ringen,
Engelstimmen Frieden singen.

Man besteigt die Giralda von der rückwärtigen Seite des Thurmes; der größte Theil des Gebäudes ist, wie oben gesagt wurde, aus der Mauren-Zeit und reich an Ornamenten, marmornen Säulen und gebrannten glasirten Ziegeln. Der oberste Theil ist von den christlichen Königen gebaut, wenn auch nicht gänzlich, doch halbwegs in demselben Style. Man kömmt durch die Wohnung des Thürmers in das Innere; wie auf dem Marcusthurme in Venedig führen keine Stufen, sondern schiefe Ziegelflächen zur Spitze hinan. Die Giralda ist das höchste Gebäude in Spanien. Von der obersten Gallerie derselben genießt man einen weiten Rundblick. Gerade unten breitet sich das weite, flache, von einer gothischen Balustrade umgebene, terrassenartige Dach des Domes mit seinen verschiedenen Höhen, Abdachungen und Thürmchen aus; man sieht deutlich die großen, mystischen Formen der Kirche mit ihren hundert schönen Einzelheiten; man sieht in den grünen Patio de

los naranjos mit seinem maurischen Zauber hinein, und genießt so einen Einblick in das ernste, große Leben gothisch-spanischer Zeiten, in das poetische Treiben der Mauren und die stolze Größe ihrer Besieger. Man kann sich ein ganzes Gedicht in den Raum, den man übersieht, hineindenken, zu dem der Dom und seine Umgebungen die romantischen Punkte im vollsten Maße bieten. Außerdem sieht man das weite, breite Band des Guadalquivirs, welcher die Hausermasse theilt; der Theil jenseits des Flusses heißt die Triana, die im spanischen Volksleben durch die vielen Gitanas und Contrebandisten, welche daselbst hausen, berühmt ist. Eine Schiff- und eine eiserne Brücke führen hinüber; die eiserne ist noch nicht ganz vollendet. Die Stadt, welche sich auf dem diesseitigen Ufer ausbreitet, ist von ziemlich bedeutendem Umfang, doch, nach maurischer Sitte sind die Straßen so enge, daß man von oben nur wenige Einschnitte bemerkt, alles Uebrige sieht einer großen Häuser-Confusion ähnlich. Ueberall in der Schöpfung Gottes wie des Menschen gibt es hervorleuchtende Punkte, die sich von dem allgemeinen Wuste trennen, und unter der unbedeutenden Umgebung hervorstechen; so zeigen sich auch in Sevilla unter den Häusern solche, aus denen man den Geist ihrer Entstehung erkennt. Vor Allem bemerkt man einen großen schönen Palast im Style des vorigen Jahrhunderts; weite Räume, prächtige Façade, reiche Verzierungen fallen darin auf. Man denkt sich, es sei der Palast

der Herrscher, den der architektonische Geist mit so vielem Luxus ausgestattet hat, aber es ist nur das nützliche Haus der Industrie Carl's III. Der Erbauer der gigantischen Paläste Neapels wollte der Maurenstadt eine neue Erwerbsquelle eröffnen, oder schob den Nutzen vor, um seiner großen, edlen Bauluft zu genügen. Es ist Sevilla's berühmte Cigarren-Fabrik, die wir bewunderten. Ich erkundigte mich während meines Aufenthaltes in Sevilla zu verschiedenen Malen, ob dieses Gebäude nicht ursprünglich für ein Kloster oder einen Palast bestimmt war, aber immer wurde mir versichert, daß es nur für den Zweck der Fabrication erbaut worden sei. Gleich in der Nähe zeigt sich ein weiter Garten von Alleen durchkreuzt, in dessen Mitte sich ein bizarrer, farbenreicher Palast erhebt; seine aufgefrischten Grundzüge gehören, wie die reichen Colonnen, die verschiedenartigen, geschmackvollen Verzierungen bezeugen, dem Cinquecentisten-Style an, und dennoch spukt in diesem romantischen Gebäude der Mauren alte Poesie: es ist des exilirten Franken-Königs Sohn, der hier mit der hispanischen Gemahlin haust. Doch was schimmert dort in Gold und reichen Schmetterlingsfarben? Was bedeutet dies schwungreich poetische Gebäude, dessen Giebel dem neugierigen Blicke entgegen schimmert? Es ist der Alcazar, der alten Maurenkönige feenhafte Behausung mit ihren bunten Träumen und ihrem mährchenhaften Zauber. Links von Alcazar zeigt sich der gelbangestrichene, unbedeutend aussehende Giebel

eines Hauses, und dennoch ist dieser Punkt dem Verehrer menschlicher Kunst merkwürdig geworden. In diesem Hause hauchte Murillo seine warme und innige Seele aus. Jenes große runde Gebäude, das sich auf der entgegengesetzten Seite, nicht weit vom Guadalquivir erhebt, ist für uns Fremde von besonderer Bedeutung; hier soll mein lang gehegter Wunsch erreicht werden; hier sollen wir im Laufe des heutigen Tages Spaniens größte Merkwürdigkeit beschauen: es ist die Arena, in welcher die weltberühmten Stiergefechte gehalten werden. Mit welcher Sehnsucht erwartete ich die Stunde, in welcher ich eines der wenigen Feste sehen sollte, das aus der alten, ritterlichen Zeit unserem entnervten Jahrhunderte übrig geblieben ist. Neben dem Gebäude zeigte man uns einen weiten Raum, auf welchem am morgigen Tage ein in Spanien nur zu oft nothwendiger Act Statt haben wird; es ist der Richtplatz, auf welchem in aller Früh ein Mörder, der erst vorgestern sein letztes Verbrechen verübt hat, durch schnelle Justiz hingerichtet werden soll. Diese traurige Handhabung des Gesetzes wird in Spanien auf eine eigene Art vollführt; ein eiserner Ring, an welchem sich rückwärts eine Schraube befindet, wird dem Verbrecher um den Hals gelegt, und erwürgt ihn. Unser Lohndiener erzählte uns, daß alle Monate eine Execution vorgenommen wird.

Die Glocken des Thurmes begannen einen eigenthümlichen Gesang, und mahnten uns durch denselben, daß das

Hochamt beginne. Auch das Läuten ist in Spanien anders als bei uns. Junge Leute hängen sich an die Stricke und lassen sich wie Märtyrer auf den Steinboden schleudern, um dadurch die Glocke in einen Kreisschwung zu bringen. Wir gingen in den Dom, wo sich die Geistlichen gerade zum heiligen Opfer vorbereiteten. Wir nahmen Platz am Gitter, welches sich vor dem Chore befindet. Zwischen uns und dem Hoch-Altare kauerte eine zierliche Gruppe Spanierinnen in ihren schwarzen Schleiern, Mantillen und Kleidern. Der Fächer, dieses Panier der hiesigen Schönen, war auch im Gotteshause in stäter Bewegung; man hörte sein Rauschen und Klappern wie im Theater, und dennoch hatte es selbst für das ungewohnte Auge nichts Anstößiges; die Handhabung dieses, in unseren Landen für die Coquetterie bestimmten Instrumentes geschieht hier mit Würde und Gracie, und ist im heißen Lande eine wahre Nothwendigkeit. Verschiedene Geistliche mit flügelartigen Chorhemden wogten durch die weiten Räume des Domes. Beim Einzuge der Fungirenden befand sich ein Ordner oder Ceremonienmeister, welcher die altspanische Tracht mit schwarzem Mantel und einem Zöpflein trug. Diese so berüchtigte Verlängerung der Haare ist in unseren Zeiten schon zu einer physischen, wenn auch nicht moralischen Seltenheit geworden. Die große Messe begann hinter dem goldenen Gitter, zeitweise fiel die Orgel über unseren Köpfen in den Gesang der Priester ein, Epistel und Evangelium wurden

auf erhabenen, an beiden Enden des goldenen Gitters angebrachten kanzelartigen Pulten laut, aber unverständlich gelesen. Der Dom zeigte sich während der Feierlichkeit in seiner imposanten, bewunderungswürdigen Größe; es nahte der erhabene Augenblick für die gläubigen Christen. Ernster, rührender Orgelklang rauschte durch die weiten gothischen Räume; die Häupter der frommen Betenden neigten sich beim Tone der Glocke; eine breite Weihrauchsäule stieg, gleich einer duftigen Wolke, auf den hohen Stufen des Altars empor, und begrüßte das große Opfer, welches den Herrn der Welt, den Gottessohn in unsere Mitte brachte. Es war einer jener erhebenden, feierlichen, innig gefühlten Momente, die nur der wahren katholischen Religion angehören, um den Menschen zur Anbetung hinzureißen.

Als die Messe vollbracht war, unternahmen wir einen Besuch im Alcazar. Auch er ist das Werk eines gläubigen Volkes, dem aber nicht das wahre Licht geleuchtet hat. Die Richtung nach Sinnesergötzung, welche in dem Leben des Mohammedaners eine so große Rolle spielt, zeigt sich in diesem Werke vorzugsweise. Man staunt, man bewundert, und dennoch fühlt man nur die Phantasie lieblich angeregt, während der hohe Ernst diesem Kunstwerke fehlt. Der Haupteingang des Palastes liegt in einer leichten, pittoresken Façade, die in den mannigfaltigsten, lebhaftesten Farben ein Netz von Ornamenten, ein duftiger Kranz schön verschlungener Arabesken, feiner, geschmackvoller Zierrathen bedeckt.

Zierliche Säulchen und schön geschwungene Bögen tragen das, nach orientalischer Sitte leicht vorgewölbte Dach; wie der Teppich des Orientalen mit Gold- und Seidenfäden durchwirkt ist, so die äußeren Wände seines Hauses; leicht, schwärmerisch, kunstvoll, wie der poetische, anziehende Geist seiner Schöpfer, ist dieses Gebäude. Ueber der Pforte im äußeren, vor dem Hauptgebäude befindlichen Hofraume steht ein Spruch des Koran. Wir traten zuerst durch einen Seitengang in den Garten. Ein weiter Raum lag vor uns, ein grünes Meer der verschiedenartigsten Pflanzen zwischen dichten, beschnittenen Wänden von üppigen Orangenbäumen. An der einen Seite schloß eine hohe mit Arcaden, Statuen und Grotten versehene Wand den Garten. Muscheln und Gesteine bildeten im Gemäuer mosaikartige Verzierungen, während regelmäßige Terrassen, mit feinen, glasirten Tafeln geschmückt, bis zu der ruhigen Fläche eines Teiches, dessen Wässer den Garten speisen, heranführen; in der Mitte der Fluth erhebt sich das erzene Standbild eines Mercurs. Von dieser Höhe führt eine Doppeltreppe, in deren Spaltung sich abermals eine Muschelgrotte mit ihren stillen Wassergeheimnissen befindet, und deren eisernes Geländer von Rosenranken dicht umsponnen ist, in ein inneres durch Orangenwände und Terrassen abgetheiltes Parterre. Zwischen den, in regelmäßige Figuren getheilten Rabatten stehen zwei mit Rosen umflochtene und von Statuen gekrönte hohe Säulen, und schmale, gut gebahnte Wege

führen zu einem Plätzchen, auf welchem sich ein zierliches, buntfarbiges Bassin befindet. Dies ist die Mittellinie des Gartens. Ein von Orangen gebildetes Thor zwischen wallartigen Terrassen führt in eine neuere größere Abtheilung dieses Zauberhains. Wo man hinblickt weisen Grotten und Statuen auf die einstige Größe dieses von Peter dem Grausamen geschaffenen Paradieses hin. Die Gartenfaçade des Palastes schließt sich an denselben, und ruht auf einer Wölbung, die das weite, schattige Becken umfaßt, in welchem sich der grause, aragonische König, von den berauschenden Düften seines Gartens umweht, mit seiner Schönen, der berüchtigten Marie Padilla badete, während seine unglückliche Gemalin in einem kleinen Gefängnisse, das man noch zeigt, den verbrecherischen Vergnügungen ihres Gemals zuzusehen gezwungen war; und doch sind es, nach der Aussage gut Unterrichteter, dieser Peter der Grausame und der eiserne Philipp der Zweite, die unter allen Herrschern in Spanien die größte Popularität genießen; war auch Peter fürchterlich, Philipp unerbittlich, so ließen sie doch große geschichtliche Erinnerungen im Lande zurück, und sind daher den Spaniern die rechten Könige. Wir schritten durch das grüne, von Orangenbäumen gebildete Thor in die größere Abtheilung des Gartens; die Wappen Spaniens und der Namenszug der regierenden Königin sind hier durch frischen Buchs gebildet. In einer Seitenabtheilung befindet sich abermals ein Bassin mit Wasserkünsten, von frischen Blu-

men, hauptsächlich duftenden Rosen, umgeben, zu dem man durch ein Baumlabyrinth, diesen bekannten Witz der Gärten, gelangt. Das Merkwürdigste in diesem eigenthümlichen Garten ist jedoch für mich ein von außerordentlich großen, dickstämmigen Orangenbäumen umgebener Pavillon maurischen Styls, den Carl V., dieser mir so werthe Regent meines Hauses, gebaut hat, und in dem der große Mann zu speisen pflegte. Eine elegante Säulengallerie führt um das kühle Gemach, in dessen Mitte abermals ein kleines Bassin bereit ist, den jetzt fehlenden Springbrunnenquell aufzufangen. Die Wände sind mit reichverzierten, glasirten Tafeln geschmückt, in welchen man den Doppel-Aar und die mächtigen Doppelsäulen en relief sieht. Im Fußboden steht die Jahreszahl 1546. Als wir durch die Räume des Gartens zurückkehrten, ließ man auf unsere Bitte einige alte Wasserwerke spielen. Die Grotten füllten sich mit leichtem Silberstaube; aus dem Boden der Fußwege spritzten viele feine Fontainen, deren wonniges Gerieſel lieblich durch die Lüfte rauschte. Wie angenehm mag es sich in diesen Zauberkünsten ergehen! wie sind diese plätschernden Fluthen für spanische, klare Mond-Nächte geschaffen! — Ist auch der innere Garten nicht aus den Zeiten des schmuckreichen Palastes maurischer Größe, so haben es doch die siegenden Nachfolger verstanden, denselben mit sinnlich poetischer Kunst in Einklang mit dem Gebäude zu bringen, in welches wir jetzt traten. Durch den Vorhof, in welchem die oben beschriebene, buntfarbige Façade das Auge des Kommenden

mit Bewunderung erfüllt, kamen wir, ohne durch das Hauptthor zu schreiten, zur Treppe. Sie ist breit und edel gehalten; besonders merkwürdig ist das Schnitzwerk ihres Holzplafonds, an welchem man wieder Carl's V. Geist erkennt. Die oberen Gemächer unterliegen einer großen Reparatur, da sie die Zeit und barbarische Hände beeinträchtigt haben, aber dennoch ist viel Herrliches und Wunderbares darin zu sehen; der Geist der Chalifen lebt noch in diesen Räumen, und Jahrhunderte konnten das nicht verwischen, was sie mit träumerischer Grazie schufen. Was ist der Alcazar? Ein prachtvolles Königszelt, mit fein geschnitzten Säulen, über die der schön gewirkte Goldbrocat von Damascus, die Tapeten Indiens und fein gewebte Spitzenschleier geworfen sind!

Das Auge harret, ob die lauen Lüfte den feinen Spitzenschleier nicht heben, ob die goldenen Tapeten im Abendwinde zu rauschen beginnen werden; doch es ist nur der Zauber der Kunst, orientalische Wunderkraft, die diese Wirkung hervorbringt! Seit Jahrhunderten wölben sich die Gemächer dieses Zeltes über große Generationen, und noch hängen die Schleier Indiens an denselben Säulen, an welche sie der Maurenkönig leicht und duftig knüpfen ließ, und dieses Zelt der Phantasie, welches die Könige des Morgenlandes an den rauschenden Ufern des Guadalquivir schufen, ist von Stein und festem Materiale; denn die Tapeten, welche uns mit Staunen erfüllen, und deren sinn-

reich verschlungene, mathematische Figuren auf die Wissenschaft der Meister deuten, die sie angaben, sind eine reiche Farbenmosaik von kunstvoll glasirten Ziegeln und fein gemeißelten Steinen, und die Spitzenschleier, die unsere Augen entzücken, sind die feinste durchbrochene Arbeit, die je die menschliche Hand aus Thon und Mörtel gebildet hat. Gerade Figuren umgeben, auf sinnreich phantastische Weise verschlungen, die Sprüche des Koran, die überall zu lesen sind; jedes Zimmer hat seine eigenthümlichen Reize, und wäre eines tagelangen Studiums werth; einige der Hauptzimmer reichen durch zwei Stockwerke, und sind oben von leichten, mit Marmorsäulen gezierten Gallerien umgeben, aus denen man in den unteren Prachtraum blicken kann. Auf den rechten Flügel des Hauses zeigte man uns eine halb gothische, halb maurische Capelle, welche aus der Zeit Isabella's, der castilianischen Königin, herstammt. Mit kunstvollem Geschicke sind die ernsten, würdevollen Linien des gothischen Styls mit der Fülle und dem poetischen Schmucke des Morgenlandes vereinigt. Die Spitzbogen, welche der christlich germanische Geist geschaffen, sind mit dem Granatapfel der maurischen Könige als fein ciselirtes Ornament geschmückt. Die geniale Erfindung der Mohammedaner, die glasirten Ziegel, müssen hier zu christlichen Zwecken dienen, und sich zu einem Altarbilde verbinden, Mariä Verkündigung darstellend. Nicht weit von der Capelle, die man fast einen Hausaltar nennen könnte, so klein

iſt ihr Umfang, befindet ſich ein Gemach, in welchem ein ſchön geſchnitzter, reicher Holzplafond an die neueren Zeiten erinnert, und nach den Ausſagen des alten Cicerone Carl V. zum Schöpfer hat, der einer der letzten Beherrſcher Spaniens war, die dieſen Zauberpalaſt bewohnten. Der Botſchafter-Saal im ſelben Palaſte iſt die Krone mauriſcher Kunſt; die reichſte Fülle von Ornamenten, welche der Menſch nur vereinigen konnte, iſt hier angebracht, um das Auge des Eintretenden zu blenden. Ein großes Eingangsthor führt aus dem Hofraume in dieſes Gemach; zur rechten und linken Seite wölben ſich leichte, mauriſche Bogen, welche, von den feinſten Zierrathen umſchloſſen und von reichen Säulen geſtützt, in die Seitengemächer führen. In der Höhe des erſten Stockes ſind an den drei inneren Wänden Tribunen angebracht; die Decke des Gemaches iſt verſchwenderiſch mit Gold verziert, und bildet kleine Goldkuppeln, deren architektoniſche Ornamente pyramidaliſch zuſammenlaufen, und dem Abdrucke einer ſchönen Kryſtallſtufe ähnlich ſind. Wie reizende, nicht zu beſchreibende kleine Wölbungen emporſteigen, ſo hängen aus der Decke geſtürzte Goldpyramiden, aus hundert regelmäßigen Spitzen geformt, hinab, die genau in die Form der Wölbungen paſſen würden. Außerdem ſchimmern dem Beſchauer ſowohl von der Decke als von den Wänden das reichſte Gold und die ſchönſten Farben entgegen. Hunderte von Jahren ſind vergangen, und noch glänzt das Metall, noch glühen die Farben mit orientaliſcher

Pracht, und verweben sich mit geheimnißvollem Zauber zu dem schönsten und prachtvollsten Schmelze. Eine der schönsten Zierrathen, die man im Palaste angebracht sieht, sind die in Stein fein ciselirten Rebenblätter, welche uns bezeugen, daß die Mauren nicht bloß die Linien der Geometrie, sondern auch die reichen Formen der Natur für ihre Ornamentik gebraucht haben. Menschliche Figuren darf der Mohammedaner, dem Spruche des Koran zu Folge, nicht darstellen; und erst die späteren, christlichen Herrscher haben im Botschafter-Saale unter der prachtvollen Decke in gut gezeichneter, gothischer Verzierung die sitzenden Bildnisse der christlichen Könige und einige schöne Frauenköpfe, unter denen dem Fremden die schönen, stolzen Züge der Maria Padilla gezeigt werden, angebracht. Ernster Hochmuth spricht aus den Zügen dieses bösen Weibes. Unter jedem der Bilder erglänzen die stolzen und sinnigen Wappen der Dargestellten, und die Inschrift zeigt ihre Namen und bei den Königen das Jahr ihres Regierungs-Antrittes und ihres Todes an. Besonders geschmackvoll sind die maurischen Verzierungen über den Eingängen, welche in durchbrochener, höchst feiner Arbeit das Licht durchlassen, und der Luft Eingang gewähren.

In keinem andern Lande, wo die Kunst blüht, habe ich Aehnliches gesehen; nirgends etwas so Zartes, dem Auge so Wohlgefälliges bewundert. Die Formen, die diese leichten Gitter bilden, sind so edel als lieblich, und nur

langen Studien und regem Kunstsinne kann es gelingen, durch die Durchkreuzung der geraden Linien solche Zeichnungen hervorzubringen. Auch in der Gestaltung der vielfarbigen glasirten Ziegel, deren Hauptton jedoch grün, die Farbe des Propheten, ist, zeigt sich große Kunst. Auf den ersten Blick glaubt man, es sei ein beliebiges wirres Durcheinander bunter Backsteine; blickt man aber genauer hin, so entdeckt man die kunstvollsten Figuren, die sich in diesen Flächen, welche nur bis zu 4 oder 5 Schuh vom Boden aus aufwärts die Wände einfassen, zu einer Hauptfigur vereinen, die sich im ganzen Palaste wiederfindet, und die Höfe, Gallerien und Mauern in Harmonie bringt. Die große Capelle des Palastes in neuerem Geschmacke bietet kein anderes Interesse, als daß sie einst die Wohnung der berüchtigten, reizenden Padilla war, und durch eine geheime Treppe in den ersten Stock des Gartenflügels zu der Wohnung Don Pedro's führt. Auf einer offenen Gallerie übersahen wir den zauberhaft reizenden inneren Hofraum. Eine Doppelreihe von Arcaden umgibt denselben zu ebener Erde und im ersten Stock; leichte Säulen tragen die unvergleichlich verzierten, schwungreichen Bogen; die mathematischen Arabesken der glasirten Ziegel schmücken die inneren Wände der unteren Gallerie, und in der Mitte des Hofes erhebt sich ein doppeltes Marmorbecken, in welchem ein Wasserstrahl kühlendes Geplätscher verursacht. In der Arcadengallerie zu ebener Erde, an der rechten Seite des Hofes, wurde

zu der Mauren-Zeit des Königs strahlender Thron aufgeschlagen, auf welchem sitzend, er alljährlich den Tribut des Landes in hundert seiner schönsten Töchter in Empfang nahm. In den Räumen, wo das glänzende Leben des Despotismus herrschte, ist nun Todesstille, und nur der Schritt des Fremden tönt noch zeitweise in den Hallen, wo einst Kaschmirs feine Decken des Chalifen Fuß vor der Kälte des Marmors schützten, und die zarten Düfte des Ambra die weiten Räume lieblich durchwallten; wo glühende Rosenkränze die feinen Jaspis-Säulen umschlangen, und Lautenschlag und das Murmeln des Springquells die Lüfte in stiller Mondennacht durchrauschten.

Carl's V. poetischer Geist wußte noch die weiten Räume, welche des heiligen Ferdinand's Schwert dem Propheten-stamme entrissen hatte, zu ehren. Doch Spaniens weiche Luft erschlaffte der Deutschen und der Franken Herrscher-stämme, und mit ihnen erstarben die großen Gedanken und ihre Schöpfungen.

Der Gallerie entlang kamen wir durch eine Thür, über welcher drei Todtenköpfe gemalt sind, in das prachtvoll verzierte Gemach, in welches die geheime Treppe führte, die Pedro's und Maria's Wohnung verband. Herrliche Hautreliefs-Arabesken schmücken die Wände, unter denen man die Figur eines gefesselten Sclaven bemerkt, der so angekettet ist, daß er einen Todtenkopf betrachten muß. Ueber der Thür, welche in die anderen dem Garten zugekehrten

Zimmer führt, sieht man eine Stelle der verzierten Wand mit weißem Kalk zugedeckt; es befanden sich hier die gemalten Figuren Don Pedro's und der Padilla in einer unschicklichen Stellung. Isabella von Castilien ließ, als sie den Palast bezog, dieses Bild übertünchen.

Die übrigen Gemächer sind alle mit maurischer Pracht geschmückt, tragen aber auch schon den Stempel christlicher Zeiten. So fanden wir hier unter den Zierrathen den Adler und die Säulen Carl's V.

Zu ebener Erde, dem Haupteingange gegenüber, befindet sich eine Art Prunk- oder Empfangszimmer, zu welchem aus den Arcaden ein großes, herrlich geschnitztes Holzthor führt, in das ein so kleines Pförtchen eingeschnitten ist, daß man nur mit einer nothgedrungenen Verbeugung eintreten konnte. Leider sind fast überall die prachtvollen, eigenthümlich gewölbten maurischen Thürbogen mit modernen Thüren vertauscht. Von unten aus gesehen erregte der oben beschriebene Botschafter-Saal auf's neue meine Bewunderung; man sieht von hier die Seitengemächer, in welche leichte, luftige Bogen mit durchbrochenen Ornamenten-Gittern darüber führen. Von einem der Balcone dieses Saales aus ließ sich Peter der Grausame mit seinem von unten eintretenden Bruder Don Federigo in einen geflissentlichen Wortwechsel ein, in dessen Folge er jenen auf ein gegebenes Zeichen erstechen ließ. Eine Inschrift in dem rechten Seitengemache zeigt noch die Stelle, auf welcher der

Gemordete zu Boden ſank. Eine andere ſeiner Unthaten beſtrafte er ſelbſt auf eine höchſt charakteriſtiſche Weiſe. Er hatte auf einem ſeiner nächtlichen Gänge einen Mann in den Straßen von Sevilla ermordet, und glaubte ſich unbemerkt; doch hatte ihn ein altes Weib beim Schimmer einer matten Lampe aus ſeinem ihm eigenthümlichen Hinken erkannt. Des andern Morgens fand man den Gemordeten; der Alcalde ſtürzte zum Könige, um Gerechtigkeit für die That zu erflehen. Da der König ſich unerkannt glaubte, zögerte er nicht auf das Begehren einzugehen, und verſprach, daß der Thäter geköpft, und ſein Haupt offentlich ausgeſtellt werden ſolle. Der Alcalde wußte durch das alte Weib wer der Mörder ſei, und ſagte nun dem Könige, daß man ihn erkannt habe. Pedro wollte ſich ſelbſt nicht enthaupten laſſen; um aber ſein Wort nicht ganz zu brechen, ließ er ſeinen Kopf ohne Rumpf in Stein hauen, und denſelben in einer der Straßen von Sevilla hinter einem Gitter aufſtellen, wo er noch heutzutage dem Auge des Volkes preisgegeben iſt. Wir ſahen noch einige Gemächer, von denen mehrere, wenn auch nicht ganz geſchmackvoll, renovirt werden, und nachdem wir dem alten Cicerone einiges Klingendes in die Hand gedrückt hatten, ſchritten wir durch die großen ſchönen Pforten, bei den reich geſchmückten Wächterſtuben vorbei, aus dem Palaſte, diejenigen beneidend, welchen es zu Theil wurde, dieſes Wunderwerk im Anfange unſeres Jahrhunderts zu ſehen, wo noch alle Wände in

tausendfarbigem Schimmer prangten. Erst in den zwanziger Jahren geschah der Greuel, daß ein Engländer, der Inspektor des Alcazars war, die herrlich bemalten Ornamente, mit all ihrem Leben und ihrer Farbenpracht, weiß übertünchen ließ, so daß man nur mehr aus einzelnen Theilen auf die Herrlichkeit des Ganzen schließen kann. Für einen solchen Barbarismus findet man keinen Namen, und nur zu bedauern ist es, daß dieser Frevler ungestraft, ja sogar ungenannt, gestorben ist.

Ehe ich die Räume gänzlich verlasse, muß ich noch vom Haupteindrucke sprechen, den mir dieselben machten.

Der Alcazar ist kein großartiges Werk, wie die römischen, griechischen oder altdeutschen es sind; er ist keine jener Bauten, welche durch ihre massiven Dimensionen ergreifend auf das Auge des Beschauers wirken; er erweckt nicht große Erinnerungen, wie die Akropolis, die die Geschichte eines ganzen Volkes in das Andenken ruft. Der Alcazar ist die liebliche reizende Schöpfung einer poetisch sinnlichen Epoche; ein leichtes, zierliches Gebäude, das den Gedanken der Ewigkeit nicht in sich trägt. Der Mohammedanismus erlaubt seinen Gläubigen nur vorübergehende Wohnungen, nur Heerlager auf der Pilgerfahrt der Erde; denn der Gedanke, der den Morgenländer beseelt, ist der eines rastlosen Eroberungszuges, bis es dem Schwerte des Propheten geglückt ist, sich den ganzen Erdball zu unterwerfen; darum sind die meisten Häuser der mohammedanischen

Städte von Holz. Der Alcazar aber erregt die Idee, als hätten die Chalifen einen solchen Palast des Augenblickes, ihr Heereszelt, als Muster für die kommenden Generationen in Stein ausführen lassen, und somit das Leichte und im Vorübergehen Errichtete, verewigt.

Die Ermattigkeit, dieses so oft vorkommende Uebel enthusiastischer Reisenden, hatte mich ergriffen und geschwächt, und doch sollte ich noch eine Kirche mit Murillos genießen und bewundern; überdies sträubte sich der Magen, diese Hauptpotenz im menschlichen Leben, noch länger unberücksichtigt zu bleiben. Er mußte befriedigt werden. Wir wankten in der Hitze spanischer Sonne auf einem Pflaster, das seiner Schlechtigkeit wegen zu einer der Merkwürdigkeiten Europa's gehört, einem der Stadtthore zu, als plötzlich die Rettung erschien: ein Maulesel brachte mir in seinem Korbe die ersehnte Labung in Gestalt der prächtigsten andalusischen Trauben. Mit neuen Kräften ausgerüstet, kamen wir an die Pforten der Kirche St. Katharina, und durch die Arcaden eines an der Kirche befindlichen Spitalganges in das Innere derselben. Gleich den gewöhnlichen spanischen Kirchen ist dieselbe einfach und unbedeutend, während die Altäre mit Rococco-Goldschmuck überladen sind. Der Schatz dieser Kirche besteht aber in seinen Murillos, wovon der Eine ein gänzlich verdunkeltes Bild ist; man glaubt zwei Figuren unterscheiden zu können; der etwas

hellere Kopf der einen ist effectvoll, aber nicht besonders schön. Dieses, seinem Umfange nach große Bild befindet sich über einem Seitenaltare an der linken Kirchenwand. Zwei große und zwei kleine Gemälde sind es aber, die eigentlich den Fuß des Fremden hieher lenken. Das erste große Bild an dem Eingange zur Rechten ist ein Abendmahl; es ließ mich kalt und schien mir weder edel noch charakteristisch genug, wie es Murillo oft nicht ist. Das Bild gegenüber zeigt einen Moses, der vor dem israelitischen Volke den rettenden Quell aus dem Felsen hervorruft. Murillo's Moses ist nicht diejenige kräftige, großartige Gestalt, wie ich mir den begeisternden Führer des auserlesenen Volkes Gottes in einem Augenblicke denke, wo die Allmacht und die Barmherzigkeit Jehova's mehr als je durch seine sterbliche Hand im Angesichte des geschlagenen Volkes geoffenbart wird. Ich bin zu wenig Kunstkenner, um mir ein Urtheil anzumaßen, doch glaube ich, daß diese Aufgabe eine der schwersten ist, die sich ein Künstler stellen kann, und daß er von anderem Geiste durchweht sein müßte, um in sein Moses-Antlitz Begeisterung, Triumph und Zerknirschung zu legen. Des Wundermannes Auge mußte über die gelungene That hell leuchten, und dennoch mußte er in inniger Demuth vor der Kraft, die durch ihn wirkt, vor der Gnade, die durch seine Hand dem Volke ertheilt wird, selbst in Bewunderung und Staunen versunken sein. Eine Gestalt in diesem Bilde spricht den Beschauer wunderlieb-

lich an, es ist ein brauner Knabe, auf einem Esel reitend, welcher den sprudelnden Quell mit entzücktem Blicke anschaut; eine jener innigen kernigen Gestalten, wie sie Murillo dem spanischen Volksleben entnommen hat; man freut sich mit dem Kinde über das Labsal, das ihm der Trunk gewähren wird. Die zwei kleineren Gemälde sind ein Christus und ein Johannes der Täufer als Knaben. Das sind wieder Figuren, wie sie Murillo mit Meisterhand zu schaffen verstand. Sind es auch Kinder aus dem spanischen Volke, so sind es doch lebendig starke Naturen in liebenswürdig gerundeten frischen Körpern. So sehr Raphael und van Dyk aristokratische Maler sind, so sehr ist Murillo der geniale Künstler des Volkes. Er hat eine schöne Kraft in seinem Pinsel, wenn auch nicht immer der idealste Geist seine kernigen Naturen durchweht; und dennoch läßt sich in ihm ein Streben zum Höheren, ja zum Himmlischen nicht verkennen. Meist fesselt ihn aber die Wirklichkeit der spanischen Modelle an irdische Kreise. Nur einige seiner Madonnen und Heiligen, wie den heiligen Franciscus im Dome zu Sevilla, durchweht eine höhere Weihe; aber ich fand kein Bild Murillo's, welches mir ganz von diesem Geiste durchdrungen schien, während man die höchsten Werke Raphael's wirklich den himmlischen Regionen entnommen meint. Man denke nur an die Madonna Sixtina in Dresden und Ezechiel's Vision im Palaste Pitti.

Wir begaben uns aus der Kirche in unsere Fonda

d'Europa, um uns durch ein Mittagsmahl für das uns erwartende, langersehnte Schauspiel zu stärken. Heute soll es mir zu Theil werden, eins jener vielgenannten Stiergefechte zu sehen, durch welche Sevilla's Arena so berühmt geworden ist. Die Stunden verflogen mir nicht schnell genug, Ungeduld und Unruhe hatten mich ergriffen.

Zum Mittagsmahle hatten wir uns, um den Geschmack und die Liebhabereien des spanischen Volkes in allen Phasen kennen zu lernen, eine Olla potrida bestellt, die eines der trefflichsten, köstlichsten Gerichte ist, die je meinem Gaumen geschmeichelt haben. Ein Gemenge verschiedenen Fleisches, trefflicher Würste und Hachées, schmackhaften Kohles und anderer Gemüsegattungen, unter welchen sich, zum Schrecken civilisirter Leser, auch Zwiebel und Knoblauch befinden, wird durch Oel verbunden, und giebt eine außerordentlich nahrhafte Speise. Seit ich selbst das Gericht gekostet habe, begreife ich die rührende Freude Don Quixotte's und anderer spanischer Helden bei der Aussicht, ein solches in irgend einer Posada zu finden. Nach Tisch wurden Cigarrillos zur Hand genommen, und so verbrachte ich, duftenden Rauch in die Lüfte sendend, auf einem spanischen Schaukelstuhl, die Füße auf einer feinen Rohrmatte, die heute so absonderlich zögernde Zeit in meinem durch Dunkelheit kühl erhaltenen Gemache. Die Uhr spielte öfters ungeduldig in den Händen; endlich rückte der Zeiger der zum Gefechte bestimmten Stunde entgegen.

Freudig stiegen wir in die wie für einen Cardinal roth ausgefütterte Equipage, und holpernd ging es zur Arena de las Corridas, einem großen, auf einem freien Platze stehenden runden Gebäude; ein Piquet Uhlanen hielt die Wache vor demselben. Wir wollten beim Mittelthore eindringen, wurden aber, unseren Billeten nach, zu einer Seitenpforte gewiesen. Nachdem wir uns eine Stiege hinaufgedrängt hatten, kamen wir durch eine, nach dem äußeren Platze sich öffnende Gallerie an eine kleine Pforte, einige schmale Stufen hinan, und standen nun plötzlich unter den inneren Gallerien, in dem weiten, imposanten Raume der Arena. Wir wurden an eine eiserne Balustrade zwischen zwei Säulen zu einer Steinbank geführt, welche aus besonderer Gnade für uns mit einer Holzlehne versehen war. Zwischen Stein und Eisen mußte man sich einpferchen so gut es ging. Im gewöhnlichen Leben hasse ich es, in so engem Raume zwischen zahlreichem Publicum zu sitzen, doch was brächte man nicht für Opfer für das Schauspiel, das uns erwartete. Nachdem wir uns gesetzt, konnten wir den weiten, freien Raum vor uns, die Gallerien unter und hinter uns betrachten. Die Arena, welche in ihrer Form viel Aehnlichkeit mit den antiken hat, ist nur in der einen Hälfte von Stein; die andere ist aus Holz gezimmert. Dächer, von leichten Arcaden getragen, schützen auf der einen Seite die Zuschauer vor der glühenden Sonne. In der Mitte der steinernen Abtheilung erhebt sich die mit der

Krone gezierte königliche Loge, unter derselben wölbt sich ein großes Thor; diesem Punkte gegenüber ist die Loge des Impresario's de la Corrida, ebenfalls über einer breiten Pforte. Der innere Raum der Arena, in welchem der Kampf stattfindet, ist länglichrund; eine ziemlich hohe Bretterwand schützt das Publikum halbwegs vor den Gefahren des Kampfes. An einzelnen Punkten der Wand sind Oeffnungen, vor welchen sich Holzschirme befinden, die mit Attributen der Corrida bemalt sind; sie dienen den Kämpfern als Zuflucht.

Blicke ich in die weiten Räume, denke ich an das Kommende, so erfaßt mich eine Bangigkeit, ein Zweifel, ob ich das blutige Spiel, welches sich vor mir bereiten soll, zu betrachten im Stande sein werde. Schon will ich die Arena verlassen, eine innere Bewegung will mich von meinem Sitze treiben, doch die immer mehr und mehr sich füllenden Gallerien fesseln mich, der Anblick des regen Treibens bewältigt für den Augenblick das bange Gefühl. Hunderte von Farbentönen der Sonntagskleidung verschmelzen sich in Logen und Gallerien, die den bunten Brettern eines Blumengestelles gleichen. Die schlanken Männer mit ihren kleinen runden Filzhüten, ihren gestickten Jacken und den rothen Schärpen wogen in stäter Unruhe, lärmen, schreien und pfeifen, um so den Chorgesang zum kommenden Schauspiele einzuüben. Hunderte von Fächern klappern und rauschen in unaufhörlicher Bewegung. Die Abanicos der Rei-

chen ſchimmern in China's lebhaften Farben, während die Armen und das ſtarke Geſchlecht, welches ſonſt dieſe Inſtrumente nicht braucht, ſich Kühlung mit erſt heute gekauften Fächern von Rohr und Papier, auf welchen eine Scene des Torillos und ſpaniſche Gelegenheits-Verſe abgedruckt ſind, zuwedeln. Dunkle Köpfchen mit glühenden Augen, friſchen Jasmin und Roſen unter dem Spitzenſchleier im Rabenhaare, die Mantille leicht um die Schulter geſchlungen, wiegen ſich in munterem Scherze und lebhaftem Geplauder auf den ſteinernen Sitzen. Bewegen ſich die rothen Lippen, um von heiteren Tanzgeſchichten zu ſprechen? Muſtern die ſcherzenden Augenſterne die luſtigen Reihen der kommenden Tänzer? Nein: Sevilla's Töchter freuen ſich nur auf den blutigen Kampf. Einige Officiere in reicher Uniform traten aus der hinter uns befindlichen Thür, und mit ihnen eine der reizendſten, ſchönſten Erſcheinungen, die mir in ſpaniſchen Landen vorgekommen iſt; ſie nahm in unſerer Nähe ihren Platz, ſo daß ich ihr Mienenſpiel, jede ihrer Bewegungen beobachten konnte. Jetzt ſchien ſie nur mit einem Anbeter zu ſcherzen; aber ich nahm mir vor, ſie in der Folge in den blutigen Augenblicken zu beobachten. Der Lärm der Menge und das Rauſchen der Fächer wurde immer lauter, immer ungeduldiger. Zwiſchen das allgemeine Getobe tönten die gellenden Stimmen der Verkäufer von Erfriſchungen. Man denkt ſich, daß die ſchönen Lippen von Spaniens Töchtern nur an Gefrornem Kühlung ſuchen,

daß die Perlenzähne, mit welchen jeder Mund in Sevilla geschmückt ist, nur Bisquit zerknittern möchten: O nein! So wild die Spanier in ihren Vergnügungen sind, so ursprünglich sind auch die Gegenstände, welche sie an ihren Gaumen bringen; Wasser und im strengsten Sinne des Wortes spanischer Wind waren es, welche die Runde machten. Von Letzterem lernte ich nun den wahren Ursprung kennen, den schon sein Name verräth.

Die große weite Arena hatte sich gefüllt, die Sonne vergoldete, wahrscheinlich zum nicht sehr großen Vergnügen derer, denen sie ihren heißen Kuß schickte, einen Theil des Gebäudes. Ein tiefblauer Himmel wölbte sich über dem weiten Raume zur schönsten Decke. Immer lärmender wurde die bunte, malerische Menge; man klopfte auf die hölzernen Bretter, das Volk begann in das Recht, welches es sich durch Jahrhunderte erworben hat, einzutreten: in das Recht, durch sein Geschrei das Spiel wenigstens zum Theile zu lenken. Die Zuschauer fühlten, daß die Stunde schon herangerückt sei, und ich theilte ihre Ungeduld mit unbegreiflicher Erregung. Da schmetterten die Trompeten, das Thor der großen Loge, uns gegenüber, öffnete sich, der Lärm wurde immer allgemeiner, gleich den Wogen einer sich überstürzenden Fluth; alle Blicke lenken sich in die Arena auf einen Mann, welcher auf einem spanischen, starken Gaule erschien. Unser italienischer Lohnlakei machte uns mit dieser Figur und den kommenden Eigenthümlichkeiten bekannt. Es

war der Unternehmer, der herein ritt, um sich den Schlüssel zur Eröffnung des Festes von den in der großen Loge sitzenden Autoritäten zu holen. Gewöhnlich ist es der Herzog von Montpensier, welcher den Schlüssel zuwirft; doch heute war der Prinz nicht zugegen. Der Impresario ließ sein Pferd unter dem Jubel der Menge halten. Der Spanier, der, wie alle Südländer, jede Gelegenheit wahrnimmt, um sich in Spannung zu bringen, und dann seinen Gefühlen Luft zu machen, hat auch diesen Wurf des Schlüssels unter seinen Beifall oder Tadel gestellt. Fängt der Unternehmer denselben mit seinem Hute auf, so erfolgt rauschendes Geklatsche; fällt das Instrument in den Sand, so lacht und pfeift das Volk. Der Unternehmer grüßte, und von dem Altane flog ein mit Bändern reich geschmückter Schlüssel, doch flog er leider in den Sand. Man lachte und zischte. Neue Trompetenfanfaren und Töne einer Militär-Musik schollen Begeisterung erregend durch die Lüfte. Ein herrlicher Anblick ward uns zu Theil: die Espadas mit ihren Quadrillen, die Picadores und Banderilleros hielten in reicher, altspanischer Tracht mit stolzem, leichtem Schritte ihren Einzug. Es folgten ihnen die mit Fähnlein und Glöckchen geschmückten Maulesel, welche bestimmt sind, die getödteten Thiere fortzuschaffen. Alt-Spanien nahte mit seinen Gebräuchen, mit seiner herrlichen Kleiderpracht, mit seinen imposanten Bewegungen. Ihres Muthes, ihres Sieges bewußt, traten die Kämpfer mit stolzem Blicke in die weite

Verſammlung. Jubel begrüßte ſie von allen Seiten, die ſchönſten Augen glänzten ihnen von den Gallerien feurig entgegen; es war einer jener Prunkzüge, bei denen nicht das Geld, dieſes kleinliche Treibmittel neuerer Zeiten, das Beſte that; nein, nur das Gefühl, das Bewußtſein der eigenen Kraft gab dieſen Männern ihre Würde. Wie reich, wie ſehr den ſchönen Bau hervorhebend war die Kleidung der Eſpadas und ihrer Quadrille. Geſchmackvoll geſtickte, ſchöne Seidenſpencer ſchloſſen ſich an den ſchlanken Leib; über die Achſeln ergoſſen ſich Stickereien von Gold und Silber gleich reichen Blätternetzen; den freien Hals engte keine Halsbinde ein; die reichen Haare waren zum Vortheile der edlen Züge zurückgekämmt, und endeten in einem kleinen Seidenzopfe, welchen ein reicher Buſch von ſchwarzen Seidenmaſchen zierte; auf dem Kopfe ſaß ein pfiffiges Sammtkäppchen; den Leib umgürtete eine breite Schärpe; die kurzen Hoſen, auch mit Gold oder Silber verziert, waren von gleichem Stoffe wie der Spencer; vom Knie abwärts umſchloſſen das gut geformte, gelenke Bein feine Seidenſtrümpfe, welche roſenfarb oder weiß waren; über den Schultern hingen graciös und in reichen Falten die mit reichgeſticktem Kragen verſehenen Seidenmäntel; ſo waren die Eſpadas, ihre Quadrillen und die Banderilleros gekleidet. Die Picadores oder Kämpfer zu Pferde hatten die reichen Spencer, Schärpen und Haarputz mit den übrigen Fechtern gemein, aber ſtatt des Sammtkäppchens ſaß der, durch Bilder berühmte,

flache, breitkrämpige, graue Hut mit den vielfarbigen Bändermaschen, den der Zopf horizontal auf dem Kopfe des Reiters hielt. Unter den gelbledernen Hosen schützten ihn vor den spitzen Hörnern seines Gegners hohe Stiefeln, was man aus den steifen Bewegungen des Mannes wahrnehmen konnte. In der Rechten führte er die Pica. Er sitzt im hohen andalusischen Sattel, der Fuß ruht im breiten, maurischen Steigbügel. Die Pferde sind magere, alte Thiere, was sich aus ihrer traurigen Bestimmung erklären läßt.

Nachdem die Kämpfer ihren stolzen Einzug, begleitet von dem rauschenden Beifall des Volkes gehalten hatten, vertheilten sie sich in der Arena, und vertauschten ihre Mäntel mit solchen, welche für das Gefecht angemessener waren. Die Maulthiergespanne verschwinden in einer Seitenpforte; die Militär-Musik verstummt; gegenüber der Hauptloge verkündet der Ton schmetternder Trompeten den großen Augenblick; es öffnen sich die Thore; banger wird die Bewegung, unbeschreiblich die Spannung; der Stier ist es, der schwarze Heerdensohn, welcher mit mächtigen Sprüngen unter dem unendlichen Jubel, dem lauten Enthusiasmus der Menge in den weiten Kampfplatz stürzt, mit dem ersten, von einem weiß und blauen Bande geschmückten Pfeile im Nacken verwundet. Plötzlich steht er wie festgebannt, und blickt lange und wild die tausend und tausend Gestalten an. Majestätisch mißt er den Platz, auf welchem er kämpfen, auf welchem er sterben soll. Da umschwirren ihn die edlen

Gestalten der Kämpfer, und lassen die Falten ihrer Mäntel vor seinen Augen flattern. Gereizt beugt er das Haupt und stürzt den Mantelschwingern nach; mit graciöser, leichter Bewegung weichen ihm dieselben aus. Von Neuem flattern ihm die Gewänder entgegen, von Neuem stürzt er mit seiner Wehr voran, den Uebermüthigen nach; schon glaubt man, er müsse sie im wilden Laufe erreichen, er müsse ihnen das Horn in die Seite stoßen, da schwingen sie sich mit unglaublicher Leichtigkeit mit unbeschreiblicher Anmuth über die Wand der Arena, oder retten sich hinter die kleinen Holzschirme. Nun besteht die Kunst darin, den wüthenden Gegner so zu reizen, daß er den Picadores, die zu Pferde seiner warten, zurenne; einen Augenblick stutzt er vor den Reitern, dann stürzt er mit ganzer Kraft auf dieselben los; man erwartet das Fürchterlichste; doch gutgeführte Lanzenstiche in den Rücken machen ihn das erste Mal von allen drei Picadores abprallen. Der Stier ist verwundet, Blut, warmes Blut ist geflossen, der beginnende Kampf verwandelt meine bange Bewegung zum eigenthümlichen Reiz. Der Jubelrausch oder das Pfeifen des Volkes begleiten den Fechter, den Stier und seine Bewegungen. Ich betrachtete Spaniens schöne Töchter in meiner Nähe; die größte Ruhe lag auf ihren Zügen, kein Schauer vor den klaffenden Wunden schien sie zu ergreifen. Abermals umschwirren die in der Bewegung so schönen Gestalten der Mantelschwinger das in Wuth gerathene Thier. Es verfolgt sie rasend;

ist die Gefahr zu augenscheinlich, so werfen sie ihm ihre Mäntel vor die Füße, und es dringt dann wüthend auf dieselben ein, und läßt den Männern dadurch Zeit zum Entkommen, oder ein zuspringender Kämpfer lockt den Verfolger mit seinem Mantel in eine andere Richtung. Von Neuem erwarten die Picadores den kommenden Stier; sie geben ihm den Lanzenstich, doch ha! statt diesmal zu fliehen, bringt der Gereizte mit seinen spitzen Hörnern in die Flanken des Pferdes. Das Pferd hat eine Todeswunde, der Picador stürzt zu Boden. Immer größer wird das Interesse, immer erregender der Kampf. Während sich der Picador wieder auf sein blutendes Pferd schwingt, versenkt der Stier mit voller, herrlicher Wuth seine Hörner in das Pferd eines anderen Fechters. So lange die Pferde sich auf den Füßen erhalten können, besteigt sie der Picador immer wieder; schon hängen ihnen die Gedärme heraus, schon schleppen sie sich todesmatt, da kömmt ein neuer Stoß, der sie hebt und wirft bis das Pferd unter dem wüthenden Jubel der Menge dem Gegner erliegt. Stets ergreifender wird die Handlung, sie besiegt jede Bangigkeit. Nachdem der Stier mehrere tödtliche Stöße beigebracht, bei welchen, Gott sei Dank! kein Picador verwundet ward, verkündet eine neue Trompetenfanfare das Nahen der Banderilleros. Es sind dies höchst gewandte Männer, welche dem Stiere je zwei lange mit Papierbändern geschmückte Pfeile in die Schultern stoßen müssen; ein neues Reizmittel für den Ver-

folgten. Bei ihrem Erſcheinen verſchwinden die Picadores. Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Schwunge ſtoßen die Banderilleros ihre Inſtrumente dem gerade gegen ſie anrennenden Stier ins Fleiſch! Dann eine leichte, anmuthige Wendung, und der Mann iſt vor den ſpitzen Hörnern in Sicherheit; doch der Stier wüthet über die Pfeile, welche rechts und links, je mehr er ſich wendet und wehrt, deſto ärger den Kopf umſchlagen. Nachdem ihn 6 bis 8 ſolche Pfeile verwundet haben, ertönen von Neuem die Trompeten, und Luca Blanco, der ſchöne, reich gekleidete Matador, tritt unter dem Jubel der Zuſchauer vor die Hauptloge, grüßt die Autoritäten, und richtet hierauf in kurzen Worten an dieſelben die Frage, ob er dem Stiere den Todesſtoß geben könne. Schon umflattert das berühmte rothe Tuch ſeinen Arm, ſchon hält er die ſpitze Klinge in der Hand. Dreimal ſchwingt er zum Zeichen des zu vollführenden Todesurtheils, in der Verſammlung herumblickend, ſeine Kopfbedeckung horizontal hin und her; hierauf tritt er mit ſtolzem, feſtem Schritte ſeinem Feinde entgegen. Die Quadrille reizt denſelben mit den Mänteln; Luca Blanco läßt ſein Scharlachtuch flattern; der Stier dringt auf dasſelbe mit Wuth ein; Luca Blanco weicht gewandt aus. Einige Male wird dieſes Spiel wiederholt, und dadurch die Spannung erhöht. Plötzlich nimmt der Stier die dem Matador günſtige Richtung, hält einige Schritte vor demſelben inne, ſcharrt Staubwolken mit dem Fuße auf, ſenkt das Haupt, und ſtürzt

mit voller Kraft gegen das rothe Tuch. Der große Augenblick ist da, und wie auf einen Zauberschlag erhebt sich das Volk, ohne Schauder, ohne Erschrecken vor der Gefahr, um den Todesstoß mit enthusiastischem Auge zu erwarten. Diese allgemeine, elektrische Bewegung ist einer der großartigsten Anblicke, die ein fremdes Auge treffen können, und die beweisen, wie sehr dieses Schauspiel in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist. Luca steht stolz und unerschrocken wie festgebannt; plötzlich schwingt er die Klinge, und stößt sie tief und sicher bis zum Heft in den Rücken des Thieres. Der Stier wankt, und bricht in den Sand. Der Jubel der Menge kennt keine Grenzen, die Luft erzittert unter dem Beifallsrufe. Ein unbeschreiblicher, wilder, hinreißender Rausch hat auch mich ergriffen, ich fühle mich mit fortgezogen; ich schwärme für die blutige Scene, meine Hände zollen dem braven Espada den verdienten Lohn. Als stolzer Triumphator tritt er vor die Loge, grüßt die tausend und tausend Blicke, die sich ihm begeisternd zuwenden; er ist der König des Augenblickes, er hat die Menge elektrisirt. Hüte werden ihm als Zeichen des Beifalls von mehreren Seiten zugeworfen, die er mit Anmuth auf die Gallerien zurückschleudert.

Mit ganz anderen Augen der Bewunderung verfolge ich ihn während der kommenden Scenen. Wie kann ein Zeitabschnitt von nicht viel länger als einer Viertelstunde die Gefühle eines Menschen so sehr umwandeln; bange,

höchst unbehaglich war mir beim Hereintreten zu Muthe, jetzt hat mich Enthusiasmus für das blutige Schauspiel erfaßt. Der Stier und das todte Pferd wurden unter rauschender Musik von den Maulthieren aus dem Kampfplatze gezogen. Noch jubelte das Volk, und schon erschien der zweite Stier, schon begann von Neuem der edle Kampf. Dieses Thier war weniger stark, als das erste, der Kampf weniger blutig. Ein zweiter Espada, Namens Jose Carmona, ein schöner, wohlgebauter Mann, blieb hinter Luca Blanca in der Art, den Streich zu führen, weit zurück. Der erste Stoß traf nicht in das Rückgrat, so daß das Thier nicht fiel. Nun kam es darauf an, den Degen aus der Wunde zu bringen, und einen neuen Stoß zu führen; es gelang, und der Stier sank. Eiserne Instrumente wurden ihm in den Rücken gestoßen, bis er endlich erlag. Schon beseelte mich echt spanisches Gefühl, und ohne Applaus ließ ich den Matador, der ein Anfänger war, an mir vorübergehen.

Nun erschien der dritte Stier, das kräftigste schönste Thier. Stolz trug er die weiten Hörner an der starken Stirn, kurz und fest waren die sehnigen Beine. Sein wildes Heranstürmen errang ihm schon beim Beginne den lebhaftesten Beifall. Mit unbeschreiblichem Interesse folgte ich jeder seiner Bewegungen; ich konnte kein Auge von dem Thiere und seinen Angreifern wegwenden; jeder Moment des Kampfes fesselte mich mit unwiderstehlicher Gewalt.

Wie war Alles gespannt, wenn sich der Stier mit Wuth vor den Picador stellte, wenn er ihn trotzig maß, und dann mit voller Macht auf Pferd und Reiter einstürmte. Dieser Augenblick ist einer der ergreifendsten, hinreißendsten. Hat jedoch der Stier seine Hörner tief in die Seiten des Pferdes gesenkt, so fällt er gewöhnlich ab, und verwundet sein Opfer nicht weiter, so daß der auf den Boden gestürzte Picador vor seiner Wuth geschützt ist. Meistens führt der Stier seinen Stoß in den Bauch des Pferdes, so daß die Gedärme blutig hervordringen. Das rechte, dem Gegner zugewendete Auge des armen Thieres ist mit einem Tuche verbunden. Einmal faßte während des heutigen Spieles der Stier das Pferd von rückwärts, und hob es ein- bis zweimal unmuthig in die Höhe. Aber der Zuschauer ist schon umgewandelt, die ursprüngliche Natur des Menschen ist erwacht, wilde Leidenschaft hat die Oberhand gewonnen, und er ärgert sich schon, wenn der Stier seinen tödtlichen Stoß nicht vollendet, wenn die Phasen des Gefechtes nicht genug mit Blut gefärbt sind. Luca Blanco führte diesmal wieder den Todesstoß, neue enthusiastische Rufe erfüllten die Luft. Ein Pferd war auf dem Flecke erlegen, eines wurde, schon zum Tode verwundet, doch noch auf den Füßen stehend, von den Maulthieren unter dem Gelächter der Menge hinausgeschleppt. Das Volk ist von einer eigenthümlichen Wildheit und Schonungslosigkeit. In solchen Augenblicken nimmt man wahr, welches Feuer in Spanien

flammt. Ist ein Stier nicht muthig genug im Angriffe, so pfeift und brüllt die Menge, und man sucht ihn durch Wehen mit den Schnupftüchern zu reizen.

In unserer Nachbarloge saß ein alter Mann in andalusischem Hute, mit markirten, feurigen Zügen. Er kämpfte den Kampf von seiner Loge mit, neigte sich vor, schrie die Espadas an, und ließ uns deutlich erkennen, welcher Fanatismus für diese Kämpfer in Spanien noch herrsche, wie volksthümlich dieses kriegerische Fest sei. Es liegt aber auch ein eigener, nicht zu beschreibender Reiz in dem Torillo; die Erregung, welche der Anblick der Gefahren erweckt, reißt jedes Gemüth unaufhaltsam in den Strom des Enthusiasmus fort. Mir wurde ein Fremder genannt, welcher sich hart über den Barbarismus dieses Festes ausließ; sein zartes Gefühl machte ihn das Nichtgesehene verabscheuen; ein guter Freund, welcher aus Erfahrung den Reiz dieses nationalen Vergnügens kannte, brachte den von Abscheu Erfüllten dahin, die Corrida zu besuchen. Beim Anblicke des edeln Kampfes ergriff auch ihn der süße, wilde Rausch, und gespannt frug er den Freund, wann das nächste Stiergefecht stattfinden würde. Mich erfüllte nur Bedauern, daß mein Aufenthalt in Spanien zu kurz ist, um mich noch einmal dieses herrlichen Eindrucks zu erfreuen.

Der vierte Stier, den wieder Jose Carmona erlegte, war ebenfalls weniger bedeutend. Wir waren unzufrieden, wenn die Thaten desselben nicht blutig genug waren, wenn

er scheu zurückwich; auch murrte das Volk, und der Ruf perro flog von Mund zu Mund. Nach den großen berühmten Hetzhunden ging das Verlangen der Menge. Schon freuten wir uns, das weniger muthige Thier von den Bullen angreifen und sich vertheidigen zu sehen; doch wurde der Wunsch des Volkes nicht erhört, denn mancher Hund geht dabei zu Grunde, und da der Verlust den Impresario trifft, erklärt sich einfach das Problem, warum die Leiter des Gefechts dem Kampfe keine neue interessante Gestaltung geben wollten.

Der fünfte Stier durchbrauste die weite Arena. Ein ganzer Kerl! Neues Leben, neuer Enthusiasmus; wie flogen die Quadrillen, wie stürmte das edle Thier, wie rauschte der Beifall; man erkannte es, daß eine tiefe Idee, die Idee der Kraft, der Verherrlichung des männlichen Muthes in diesen Spielen alter Zeit herrscht, daß Spaniens alte Größe, daß der stolze Sinn noch nicht ganz erloschen ist. Statt, die Fechter vom gefährlichen Kampfe abzuhalten, flammten die Stimmen des Volkes die Picadores zum muthigeren Angriffe an, es mußte gestochen, es mußte verwundet werden, der Spanier kennt keine Gnade. Im Laufe des Kampfes zeigte es sich, daß dies wahrlich ein des Festes würdiger Stier war; seine Stöße waren furchtbar. Er war sich seiner starken Wehre bewußt, und rechtfertigte mit stolzer Kraft den Applaus, das Geschrei der Menge. Alle Blicke richten sich auf ihn, jetzt bringen seine Hörner ein Pferd zum Wanken, Spaniens

stolzes Volk erhebt sich, es würdigt den Augenblick der Gefahr, jubelt und tobt nach Blut, nach tödtlichen Wunden. Pferd und Reiter wanken, ein zweiter Picador stürzt mit seinem Rosse, der Anblick ist gräßlich schön, furchtbar erhaben. Ein Knäuel stürzen Roß und Reiter; das Pferd empfängt einige tödtliche Stöße, und erliegt. Das Volk rast; dies ist ein Stier, wie ihn die Spanier lieben, dem sie zujauchzen. Trompeten schallen, die Banderilleros umfliegen den gehörnten Kämpfer. Flammen und Getös erfüllen die Lüfte, die Pfeile waren mit Raketen versehen, um die Wuth des Stieres mit allen Mitteln zu vermehren. Neue Trompetenstöße ertönen; doch welches Staunen ergreift uns: Luca Blanco tritt mit Grazie vor unsere Loge, alle Blicke der Arena wenden sich gegen uns; der tüchtige Espada hält mit Würde eine Ansprache auf mein Wohl, und verkündet, daß er den Todesstoß mir zu Ehren führen werde. Mich ergriff ein eigenthümliches Gefühl; die Blicke der ganzen Arena waren auf mich gewendet; ein Geräusch durchlief die Menge; ich kann es nicht läugnen, die nationale Huldigung schmeichelte mir. Ich träumte mich in die schönen Zeiten zurück, in welchen die Habsburger die Herrscher dieses edlen Volkes waren. Der Rausch, welcher mich erfaßte, war auf das höchste gestiegen, das Spiel drehte sich theilweise um mich, der Stier sollte mir zu Ehren erlegt werden. Man flüsterte uns zu, daß nach spanischer Sitte ein Beutel mit Silber diese That zu lohnen pflege. Wir

bereiteten die Colonnaten. Luca schwingt das rothe Tuch, der Stier stürzt wüthend hin und her, plötzlich hat der Espada einen Augenblick erfaßt, und tief stößt er den Degen in den Rücken des Gegners, und zieht ihn, zum Jubel des Volkes, aus der klaffenden Wunde heraus. Das Thier ist gestürzt; mit triumphirendem Lächeln tritt Blanco vor unsere Loge, und unter den Jubeltönen des Tango americano und den Freudenbezeugungen der Zuschauer stürzt die schwere Börse zu den Füßen des Siegers. Ich fühlte mich glücklich, dem braven Fechter diesen Lohn zu geben. In jeder Bewegung ist Luca Blanco malerisch; ruhig und stolz behandelt er den Kampf als ein Spiel. Während der Corrida verfolgte ihn einer der Stiere; Luca wollte sich hinter einen Holzschirm flüchten, doch das Thier blieb plötzlich wie festgebannt stehen; der Espada hielt inne, und stützte, auf einem Fuße stehend, den linken Arm ruhig auf die Bretterwand; der Mantel fiel an seiner Seite in reichen Falten hinab, und spöttisch, als sei es ein Lamm, betrachtet er lächelnd den Gegner. Der Kampf hat keine Zwischenräume, doch tritt der Matador nach vollendeter That hinter einen der Schirme, da er den Beginn des Spieles seiner Quadrille überläßt.

Der sechste, zu unserm Bedauern schon der letzte Stier war in die Arena gekommen. Ein schönes, starkes Thier von goldgelber Farbe. Auch dieser Kampf war voll Interesse, voll Bewegung. Besonders fesselte ein Moment die Blicke. Der Stier hat das Pferd eines Picadors erfaßt

und zu Boden geworfen; der Reiter liegt halb unter dem Pferde im Sande; noch einmal stürzt das wuthentbrannte Thier gegen das Roß und überrennt dasselbe; man hält den Picador für verloren; ein ergreifender Augenblick; doch der Stier stürzt in seiner blinden Raserei über den Lanzenreiter dahin, wodurch derselbe gerettet ist. Jose, der Matador-Anfänger, erlegt auch dieses Thier, doch führt er nicht den sichern Stoß wie Luca.

Die Corrida ist geendet. Das Volk strömt in den Kampfplatz und den Eingängen zu; und ich verließ mit höchster Befriedigung, im freudigen Taumel den mir unvergeßlich gewordenen Platz, auf dem ich die interessantesten Stunden meiner Reise verlebt hatte. Liest man diese Zeilen in der Heimath im warmen Salon, beim dampfenden Theekessel, bei Butterbemmen und süßen Torten, so ahne ich, welches Los mich treffen wird: der schöne Zirkel, welcher kleine Excursionen in der Heimath dem abenteuerlichen Reisen vorzieht, welcher im nahen Haine über das Flöten der Nachtigall, über das Zirpen einer Grille in idyllische Betrachtungen ausbricht, wird im empörten Schrecken ausrufen: „Hat uns der arme Jüngling verlassen, um in fernen Landen zum Barbaren zu werden?!“ Ja, so wird man sagen! und ich werde mich trösten, und mit ironischem Lächeln antworten: „Ihr armen Leute wisset, fühlet nicht was eine Corrida ist! Welch starker Sinn, welche herrliche Entwicklung der Kraft und der Geschicklichkeit sich in diesem Nationalfeste darstellt!“

Ich liebe die Feste, in welchen sich die ursprüngliche Natur des Menschen in voller Wahrheit zeigt, mehr, als die verweichlichenden sittenlosen Unterhaltungen unserer in Luxus verschlammten Länder. Hier gehen Stiere zu Grunde, dort versinkt Geist und Seele in kraftlos sentimentalem Tand. Ich läugne es nicht, ich liebe die alte Zeit! nicht die der vergangenen Jahrzehnte, wo man im Nimbus des Haarpuders unter lau-flauen Idyllen, zwischen üppigen Wiesenblumen dem gähnenden Abgrunde entgegen kollerte; nein die Zeit unserer alten Ahnen, wo sich in Turnieren Rittersinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläschen verlangte und eine Ohnmacht fingirte, wo man nach dem wilden Eber und dem Bären jagte, und zwar im freien Forste, nicht wie jetzt hinter Barricaden. Diese starke Zeit hat starke Kinder erzeugt. Was ist uns als Erbtheil von der Väter männlichen Lustbarkeiten übrig geblieben? Vielleicht die Jagd? Nein! Wir nennen uns Jäger, schicken aber nur aus weiter, gesicherter Ferne dem gezähmten Wildschweine eine tödtende Kugel zu. Nur der Krieg ist's, den die Philantropen trotz ihrer dreißigjährigen Bemühungen noch nicht abschaffen konnten, und zwei Festlichkeiten, welche sich in zwei noch nicht versunkenen Völkern erhalten haben. Es ist die Fuchsjagd in England, bei der sich der Mann Wagnissen aussetzt, die seiner würdig sind, und kein Hinderniß scheut, um sein Ziel zu erreichen; und wenn man auch sagt, es sei unnütz, sein Leben für nichtige

Dinge in Gefahr zu bringen, so glaube ich, daß diejenigen, welche die unnützen Gefahren scheuen, auch den Muth im Unvermeidlichen nicht finden werden. Das zweite Fest ist das Stiergefecht in Spanien; ein wahres Volksfest aus alter Zeit. Es ist wahr, daß die Leidenschaften, die dem Menschen innewohnende Wildheit erregt werden, doch wird es auch die Kraft; — und wer an diesen Scenen enthusiastischen Antheil nimmt, dem wird auch der Sinn für andere Dinge nicht fehlen, und er wird wenigstens nicht in Apathie untergehen. Im spanischen Volke ist noch feste, stolze Ritterlichkeit, und trotz des Festes, das ihre Väter ihnen überliefert haben, sind die Spanier fromm und mildthätig. Alles hat seine Zeit und seine Stimmungen, und deren Wechsel ist der höchste Reiz des Menschenlebens. Ich konnte lange nicht erfahren, woher das Stiergefecht seinen Ursprung hat, ob es den kühnen Mauren oder den edeln Rittern angehört, oder ob es erst nach der Mischung der Volksstämme entstanden sei; erst in Granada bekam ich hierüber Aufschluß. In dieser herrlichen Stadt, die ich im Laufe meiner Reise besichtigte, ist ein großer, weiter Platz rings von Häusern umgeben. Ein Palast mit Säulen geschmückt, jetzt eine Art Rathhaus, zeichnet sich unter ihnen aus. In diesem Gebäude wohnten die Mauren-Könige den Anfängen dieses Festes bei; wilde Stiere wurden auf dem weiten Raume losgelassen, und die kräftigen Mauren tummelten sich mit denselben herum, und zwar ohne Waffen;

es war mehr als ein gefährliches Spiel, es war ein Kampf; die jetzige Gestaltung erhielt es erst von den christlichen Siegern. Durch den Lauf der Jahrhunderte prägte es sich immer mehr den Sitten des Volkes ein, und selbst der verderbliche Einfluß der Aufklärer, dieser reißenden Wölfe im Schafspelze, dieser von Menschenliebe singenden Hyänen, konnte dieses Fest nicht ausrotten, wie es ihnen mit so vielem Altherkömmlichen gelang. Es hatte zu tiefe Wurzeln im Volke geschlagen. Seitdem Isabella in bewußter Regierungsweisheit mit Enthusiasmus der Corrida als erste Spanierin beigewohnt, und sie durch das Wehen ihres Schnupftuches leitet, blüht sie von Neuem auf; es bildeten sich unter den stolzen Söhnen der Halbinsel neue Matadores, und noch spricht Volk und Adel mit innigem Bedauern von dem Tode des größten Kämpfers, des berühmten Montez, der vorigen Herbst in Folge einer im Stiergefechte erhaltenen Wunde gestorben, von 80000 Einwohnern von Madrid begleitet, zur Erde bestattet wurde. Sein Tod machte Epoche in Spanien, denn nicht nur einzelne Bewunderer, sondern die Nation trauert über das Hinscheiden des Regenerators dieser Sitte. Ueberall und in allen Orten prangt sein Porträt. Ein spanischer General erzählte mir mit Enthusiasmus, daß Montez die vollkommenste Gewalt über seinen Gegner hatte, daß, wenn er durch die Arena schritt, der Stier ihm folgte, und wenn er stehen blieb, das Thier wie festgebannt vor ihm stand. Derselbe Herr

hat an der Spitze einer Gesellschaft in einer kleinen Stadt, die wir besuchten, ein weites Gebäude für die Corrida gegründet; er erzählte mir, als er meinen Enthusiasmus für das Gefecht mit Freude bemerkte, daß sich im December die Gelegenheit ergeben würde, ein herrliches Fest dieser Art zu sehen, da der hohe Adel Spaniens die Niederkunft der Königin mit einem Stiergefechte feiern wollte, und die Söhne der Granden selbst in der Arena erscheinen und zu Pferde mit dem Degen die Stiere erlegen werden. So feiert das stolze Volk den kommenden Thronerben, so wird hier die Königin als Mutter begrüßt.

Das Volk liebt dieses Fest so sehr, daß es sich die Woche hindurch das tägliche Brot abgehen läßt, um am Sonntage, nachdem es den Morgen im Gebete zugebracht hat, die Nachmittagsstunden in bewegter Stimmung, vom Kampfe hingerissen, zu verleben, und sich Gesprächsstoff für die kommende Woche zu sammeln. Bei uns vertrinkt und verißt die niedere Arbeitsklasse ihren Lohn, um den blauen Montag noch faullenzend im Rausche zuzubringen; wo das Bessere von beiden ist, überlasse ich dem Urtheile meiner Leser. Fast in jeder Stadt Spaniens ist eine Corrida, und Juli und August sind die besten Monate zum Kampfe, weil dann der Stier am wildesten ist. Möge mich das Glück in dieser Zeit noch einmal nach Spanien führen, um diesen Kampf und den Geist des Volkes, der sich in demselben kundgibt, näher studiren zu können, und den be-

rauſchenden, hinreißenden Enthuſiasmus, den ſtolzen Jubel, dieſes Mitleben im Kampfe, das ich empfunden, noch einmal zu genießen; ſei es auch um den Preis, von ſentimentalen Lippen ein blutiger Barbar, un jeune homme dénaturé genannt zu werden. Ich begnüge mich mit dem Jubelrauſche aus ſpaniſchen Lippen, mit dem Beifallsglühen andaluſiſcher Augen, und kann mich nicht enthalten, unter dem Wehen der Mantillen und dem Rauſchen der Fächer laut zu rufen: „Ich beneide euch Spanier um dieſes alte Feſt!“

Von der Arena aus fuhren wir in die anſtoßenden, an den Ufern des Guadalquivirs gelegenen Delicias; es dunkelte ſchon, und dennoch ſah man noch viele Equipagen von bizarrer Form und Farbe ſich in den laubreichen Alleen hin und her bewegen. Wir erſtaunen, das ſchöne, kräftige Maulthier vor den Wagen geſpannt zu ſehen, wir erſtaunen über den luſtigen Klang der kleinen Schellen, mit denen das reichſte Geſpann geziert iſt, über die Crême von Sevilla mit der Mantille, dem Spitzenſchleier und Blumen im Haar, die den Fächer in offenen Kaleſchen gebrauchen, als ſeien die Delicias ein Salon; doch ſie ſind dieſes auch im vollſten Sinne des Wortes; die Luft iſt weich und lind, die Sonne hat aufgehört am Firmamente zu glühen, der Mond verklärt mit ſeinem milden Lichte den zarten Teint der Frauen; was braucht alſo die edle Spanierin mehr, um zu ihrem höchſten Vortheil zu erſcheinen? Glücklich das Land, wo die Romantik noch nicht ganz unter fran-

zösischer Mode erstickt ist, wo die Frauen noch Verstand genug haben, um einzusehen, daß nicht derselbe Schnitt und derselbe Kopfputz für jede Nation und jedes Gesicht paßt; daß die Grisette manches kleidet, was die Züge der schwarzen Manola nicht vertragen, daß aber Letztere so gut wie die Duquesa de Medina Celi, vom Spitzenschleier sanft umhüllt mit jeder Lionne glorreich in die Schranken treten kann. Doch kehren wir in die Delicias zurück, und betrachten wir mit unseren Lesern eine der auffallendsten Equipagen, ein ziemlich großes Coupé von zwei stattlichen, reichverzierten Mauleseln gezogen; Kutscher und Diener sind in Livrée, der Wagen ist von innen roth gefüttert, und in seinen Kissen ruht ein Greis, der die reine Abendluft genießt: es ist der Cardinal-Erzbischof von Sevilla; so groß ist die Liebe des Spaniers für die Alameda, daß selbst der greise Cardinal noch des Abends auf den belebten Spaziergang fährt, und sich an dem Treiben des heiteren Volkes ergötzt. Wir begaben uns, um den Tag zu beschließen, in das schöne, große Theater, wo leider italienische Oper, überdies noch schlecht, gegeben wurde. Einige auffallend schöne Frauen zierten die Logen; in einer derselben sah ich, wie einer der Dandys aus der gestrigen Dampfschiffgesellschaft sich wohlgemuth die drückende Hitze durch einen eleganten Fächer erträglich machte. Bald vertrieb mich der Schlaf aus dem Theater, und ich fand nach dem vielbewegten Tage hinter meinem Fliegenbaldachin die trefflichste Ruhe.

Sevilla, den 15. September 1851.

Heute ging unsere Pilgerfahrt in das Haus des Pilatus, wo Jesus gegeißelt wurde, und Pilatus den mißhandelten Heiland dem verblendeten Volke mit den Worten „Ecce Homo“ vorstellte, und, vom Willen der brüllenden Horde eingeschüchtert, ein Becken kommen ließ, um sich von der Blutschuld rein zu waschen, eine Ceremonie, die später sehr häufig mit momentanem Glücke nachgeahmt wurde. Doch wie kömmt die Casa des Pilatus nach Sevilla? Es heißt ein Ahnherr des kleinen Herzogs Medina Celi, dessen wir gestern erwähnten, ließ, von einer Pilgerfahrt aus Jerusalem zurückgekehrt, in seiner Vaterstadt die treue Copie des gedachten Hauses ausführen. Doch es muß seine eigene Bewandtniß damit haben: entweder ist des Pilatus Haus in Jerusalem in der Zwischenzeit der Pilgerfahrt und der Zeit des Erdenwallens unseres Heilands gänzlich umgebaut worden, oder das Haus in Sevilla ist ein zierliches Phantasiegebäude, denn der Styl des Sevilla'schen Pilatus-Hauses, in welchem die Familie noch immer wohnt, ist aus der reichen Mauren-Zeit. Die Höfe sind von leichten Arcaden umschlossen, die Treppe, über welche unser Heiland geschritten sein soll, und die oberen Gemächer bedecken erhaben gearbeitete Azulejos voll der herrlichsten Ornamente in Thontafeln, wie wir sie in alten Ritterschlössern an den Oefen sehen, und nur die verschiedenartigsten Fragmente von

Statuen, welche in den Arcaden aufgestellt sind und aus dem Hause des Pilatus stammen sollen, erinnern, auf keineswegs schöne Weise an die Zeit der römischen Imperatoren. Ein lieblicher Garten mit Jasmin, Rosen und Orangen und eine kühle Laube, in deren Mitte ein kleines maurisches Becken in besserer Zeit Wasserkünste zeigte, zieren das in Spanien berühmte Haus.

Auf unserer weiteren Tour traten wir in das Innere der schon oben erwähnten palastartigen Cigarrenfabrik, in der man von den aus Amerika kommenden rohen Blättern bis zu den, für europäischen Gebrauch verpackten Cigarrenkisten, den kleinen, für Spanien bestimmten Packetchen der Cigarillos de papel, den versiegelten Blechbüchsen des vortrefflichen Sevillaner-Tabaks der ganzen Fabrication folgen kann, und in deren endlosen, gewölbten Gallerien allein 4000 Frauen und Mädchen täglich beschäftigt sind. Der ewig rege Fleiß derselben, das wirre, heitere Gesumme und Geschnatter der tausend und tausend Mädchen, und die dennoch exemplarische Ordnung dieses weiblichen Heeres ist unstreitig der interessanteste Theil der Riesenfabrik.

Man sieht die Arbeiterinnen an zahllosen Tischen sitzen, einen Pack großer brauner Blätter vor sich, die sie auf der Platte, nachdem sie sich die Finger mit Gummiwasser benetzt haben, rasch zusammenrollen, ein kleines Blatt als Hülle darum wickeln, und das Röllchen auf einer Seite mit einer starken Scheere beschneiden; so ist in einem Augenblicke eine duftende Cigarre aus dem gebeitzten Blatte geworden. Sie

werden nach der Zahl der Cigarren bezahlt, die sie verfertigen. Die kleinen Papier-Cigarren entstehen, indem die Arbeiterinnen in der Fabrik verfertigte Papierröhrchen durch Trichter mit fein gehacktem Tabacke füllen, worauf sie mit der größten Schnelligkeit von einer Art Tischvorsteherin gewogen werden. Alles dieses ist das Werk eines Augenblicks, und wird mit heiterer Grazie, von lustigem Gespräche begleitet, vollendet. Zum Gegensatze unserer, den Menschen herabwürdigenden Fabriken herrscht hier Leben und Frische, und es scheint wirklich Alles gern zu arbeiten. Unter den 4000 weiblichen Individuen, welche alle nach des Landes Sitte frische Blumen im schwarzen Haare hatten, sah ich wenig wirklich schöne Erscheinungen. Viele bewegten sich graciös, manche hatten coquette Mienen, alle aber waren in militärischer Ordnung, welche durch dicke, komisch aussehende Duennas erhalten wird, die gleich sieggewohnten Generalen die Reihen stolzmusternd durchschreiten. Auch einige dunkle Töchter der Triana, aus dem berühmten Stamme der Gitanos, saßen zwischen den maurisch-gothischen Schwestern, und hätten uns manche Liebes- und Mordgeschichte erzählen können. Eugen Sue fände unter diesen tausend Gestalten und ihren Freuden- und Leidensgeschichten Stoff zu einem hundertbändigen Romane, und die Geheimnisse der Sevillaner Cigarren-Fabrik könnten einen würdigen Platz neben denen von Paris einnehmen.

Die Bereitung des Schnupftabaks ist den Männern und den Maulthieren überlassen; er wird geschnitten, gepreßt,

gebeitzt, und bringt eine, die Naſennerven ſtechende Atmoſphäre hervor, welche die potenzirte Schärfe des Spaniolgeruches hat. In den ebenerdigen Räumen dieſer Fabrik wird die Leckerſpeiſe des Naſengourmands, der ſtarke köſtliche Rapé von Sevilla bereitet, der in goldenen, mit Demanten geſchmückten Gefäßen unſeren Diplomaten, Doctoren und Gelehrten Weisheit und unbezahlbare Contenance gibt, und als erſtes Einigungsſymbol in wichtigen Verhandlungen gilt.

Von dieſem, eines Königspalaſtes würdigen Rieſenbaue fuhren wir in das Innere der Stadt zu der in der Nähe des Domes befindlichen Börſe, einem ſchönen, würdigen Gebäude von Herera, dem Baumeiſter des Escurials, des achten Weltwunders. Ueber eine ſchöne Treppe gelangt man in die mit marmornem Fußboden verzierten Hallen, in denen ſich die berühmten Acten der alten indiſchen Compagnie befinden; darunter ſind in einem beſondern Gemache Briefe von Cortez an den König aufbewahrt, die durch den Mann der ſie ſchrieb, und durch deſſen reſpectvollen Styl merkwürdig ſind; auch ward uns das Zeichen Pizarro's gezeigt, das er, da er nicht ſchreiben konnte, ſtatt der Unterſchrift brauchte; ich füge es, des Intereſſes wegen, hier bei.

Außerdem ward noch das Teſtament des Piloten, welcher die große Entdeckungsfahrt mit Columbus machte,

gezeigt; Alles Denkmale einer beſſeren Zeit für das arme Spanien. Wie kann ein aus Lumpen bereitetes Stück Papier merkwürdig für ein ganzes Volk ſein und zu deſſen ſchönſten Trophäen gehören, wenn ein Mann, deſſen Name in der Geſchichte geſchrieben iſt, oder der nur in der Blüthe der Geſchichte als Zeuge derſelben gelebt, ſeine Hand darauf gelegt hat. Bei ſolchen Gelegenheiten bedauert man, daß der Diebſtahl ein Verbrechen iſt. Die Wände dieſes Gemaches werden durch die Porträts der letzten Herrſcher geziert, unter ihnen das Bildniß Ferdinand's VII. und ſeiner Tochter Iſabella.

Die unſchuldige Iſabella iſt gewiß eines jener Weſen, mit denen das Schickſal am merkwürdigſten verfahren iſt; der Spielball der furchtbarſten Leidenſchaften, iſt ſie ohne Grundſätze zwiſchen Aufſtänden aufgewachſen, um ſich ſelbſt Grundſätze zu bilden; ein Kind des Zufalls, iſt ſie mit vielſeitigen Talenten begabt, und hat das Glück gehabt, ſich durch große Herzensgüte und ein einnehmendes Weſen die Liebe ihrer Unterthanen zu gewinnen.

In der ſchönen Lonja, welche uns durch ihren ſoliden reichen Bau zeigt, was Spanien war, als ihm noch das Gold der Colonien friſch über den Ocean zufloß, befindet ſich eine kühn gewundene Wendeltreppe aus Stein ohne Stützen, ein Meiſterſtück deſſelben Herera. Der furchtbare Alba, das von Blut rauchende Geſpenſt der Neuzeit, die kettenraſſelnde Vogelſcheuche der völkerbeglückenden Esprits

forts und seine Alles umfassende, Alles versengende Inquisition ist dahin; doch die hohen mächtigen, herrlichen Orangenbäume mit ihrem schattig duftigen Dome, unter denen Philipp's Henkersknecht Verderben brütend einherschritt, stehen noch, und stehen 300 Jahre, und freuen sich im Garten des Herzogs ihres grünenden Daseins, ein Wunder der üppigen südlichen Natur. Denn diese Bäume, die auf einem Platze hinter dem Hause an einem Wasserbehälter von Blumen und Sträuchern in wirrem genialem Durcheinander umgeben stehen, sind nicht jene rundgeschnittenen, architektonisch kümmerlichen Gewächse der italienischen Gärten oder unserer Orangerien; es sind prächtige laubreiche Bäume mit schlanken weiten Aesten, schattenspendend, duftend und fruchtreich; ein wahrhaft reizender, durch sein Alter merkwürdiger, und dennoch ewig junger Anblick.

Ich sagte es schon oben, Alba's König, der blasse, ernste, blutige Philipp wird, wie mich der Herzog von Montpensier, der doch von den Bourbons stammt, versicherte, im Volke geschätzt, denn er war ein Mann und ein Spanier. Mag nun auch Alba glühend gehaßt worden sein, seine Orangenbäume muß man lieben und bewundern, und dem Herzoge zugestehen, daß er sein maurisches Haus gut und friedlich umgeben hatte.

Wir bewunderten noch ein anderes dieser Art, das einem reichen Banquier gehört. Mit dem Ausgang auf

den frischen, duftenden Garten erhebt sich in diesem Hause einer jener hohen, luftigen Säle, wie sie uns die arabische Phantasie malt, zur Rechten und Linken liegen trauliche Seitenhallen, in welche uns die feinen, leichten Bögen mährchenhaft einführen. Das Ganze ist in jenen architektonischen, oben erwähnten Spitzenschleier von zarten Gypstafeln gehüllt, und überrascht um so mehr, da es in den anspruchslosen Hause eines Privatmannes gefunden wird. Soll man da nicht für spanisch-orientalische Romantik schwärmen, soll man sich wundern, daß die phantasiereichen Mährchen des Südens dieser blüthenreichen Wirklichkeit entwuchsen?. In den Werken der Aegyptier ist der unwandelbare Ernst der Vorzeit der Hauptzug; in denen der Griechen bewundert man den vergötternden Genius der Menschheit, den der reine Marmor verewigt; die Römer zeigen uns den felsenfesten Männersinn in Imperatoren-Uebermuth ausgeartet; in den gothischen Monumenten finden wir tiefe Frömigkeit in mystisch wohlthuendem Halbdunkel; in der poetischen Architektur der Mauren aber entfaltet sich, gleich den im silbernen Mondschein tausendfach glänzenden, ewig reichen, schimmernden Perlen des klaren Springquells, die in Sinnenfülle reich genährte Phantasie des Südens. Alles ist duftender, in Regenbogenfarben glänzender Silberschaum.

In einem großen Gebäude, ich glaube einem ehemaligen Kloster, befindet sich Sevilla's Akademie und in ihr, ein,

leider nicht genug gepflegter Schatz von auserlesenen Murillo's. Sie zieren die großen Wände eines Saales, vielleicht des ehemaligen Refectoriums, doch fehlen vielen sogar die Rahmen.

Murillo ist ein Kind des Augenblickes, dessen Pinsel Begeisterung leitet, doch folgt dieser Erregung öfters die Abspannung nach.

Der Mensch kann sich durch seinen unsterblichen Geist in die Wolken erheben, doch glückt es nicht Jedem, sich darin zu erhalten, er fällt auf die Erde zurück, um sich erst nach frisch gesammelten Kräften wieder zu erheben; so ist's mit Murillo. Seine Bilder werden manchmal von himmlischem Feuer durchglüht, doch erhellt sie auch oft nur irdisches Licht; aber seine glücklichen Momente sind bezaubernd, und in diesen weiß er den Gestalten, die er aus dem Leben und dem Volke greift, eine Seele einzuhauchen, die ihn zum großen Künstler stempelt, und ihm den Platz neben den Ersten sichert.

Er hat Bilder gemalt, die naiv ergreifend sind; so fand ich wieder eines unter so vielen, das mich hinriß: es ist die Jungfrau, die ihr Kind dem heiligen Felix, als Belohnung für sein heiliges Streben, in die Arme legt. Wie diese Jungfrau halb schwebend, halb vorwärts geneigt von den Wolken sich herabläßt, gleich einer zarten, duftigen Blume am stillen Weiher; wie weich und lieblich ihre Haltung ist, wie lind ihr friedlich freundlicher Blick, das läßt

sich nicht beschreiben; und dennoch ist's nur ein wundersam herziges Mädchen, ein reiner Lichtengel, aber nicht die Gottesmutter, nicht die Starke, Unsterbliche, wie sie uns Raphael in der Madonna Sixtina zeigt; die zarte Wolkentochter Murillo's kann nicht den Weltheiland geboren haben.

Wer Murillo verehrt und wer überhaupt Sinn für Kunst hat, der lese Hahn-Hahn's Reisebriefe über Spanien; liebe ich auch Murillo nicht so sehr wie die Gräfin Ida, so gestehe ich doch, daß Wenige so beschreiben wie sie, daß Wenigen diese Wärme, diese richtige, poetische Auffassungsgabe, dieser Bilderreichthum der Sprache gegeben ist. Wer Spanien kennt, wird das treffliche Werk der Gräfin, welche ihre schönen Gedanken mit graciöser Nonchalance, gleich Perlen auf einen Sammtteppich streut, mit voller Bewunderung genießen.

Ich wollte in Sevilla incognito verweilen, doch der Herzog von Montpensier hatte mich ausfindig gemacht, und seinen Kammerherrn zu mir geschickt; so mußte ich nothgedrungen, obwohl ich meine Uniform geflissentlich auf dem Schiffe gelassen hatte, eine Visite im Schlosse von St. Telmo machen, die ich später nicht bereute, denn ich lernte neue Wunder in Sevilla kennen. Eine reiche Equipage mit Scharlachbock und bordirter Dienerschaft fuhr bei unserer Fonda vor, um mich zu holen; es war des Prinzen prächtiger Stadtwagen; wir stiegen ein, und er brachte uns nach dem herrlichen Palaste von St. Telmo; die Wache trat an;

zwiſchen eiſernen, in goldene Lilien endenden Gittern gelangten wir durch ein architekoniſch reiches Thor in das Innere; ein Kammerherr geleitete mich auf die ſchöne weite Doppeltreppe, an deren Fuß ein Arcier mit einer Hellebarde ſtand, welcher unſere Ankunft durch Stöße ſeiner Waffe auf den Marmorfußboden kund gab, und deren Wände eine auserleſene Sammlung von Bildern ſchmückte. Am obern Ende trat mir ein großer, blonder junger Mann in ſchwarzem Frack mit dem goldenen Vließe um den Hals und dem blauen Bande eines ſpaniſchen Großkreuzes entgegen, es war der Herzog von Montpenſier, der mich in ſeinem neueingerichteten Feenpalaſte empfing, und mich durch zwei wahrhaft luxuriös eingerichtete Salons, in ein drittes, von Gold und Farben ſtrotzendes Gemach führte, in welchem eine herrliche Frau von fürſtlichem Anſehen mit jenen vielverſprechenden ſpaniſchen Augen, dunkel und tief wie die Ewigkeit, mit antik regelmäßigen Zügen und jenem andaluſiſchen, durchſichtig ſchimmernden Elfenbein-Teint, eine blaſſe Roſe in glänzend ſchwarzem Haare gefaßt, ſtand. Es war die ſchöne neunzehnjährige Herzogin, Chriſtiniens zweite Tochter, ein Bild ſpaniſchen Liebreizes.

Ein Töchterlein, das Miniatur-Bild ſeiner franzöſiſchen Großmutter, ſtand der Mutter zur Seite. Als ich mich nach einem kurzen Geſpräche empfahl, zeigte mir der Herzog in ſeinem erſten Salon, den große Familienbilder ſchmücken, einige von ihm geſammelte Merkwürdigkeiten, darunter herr-

liche Geschenke orientalischer Fürsten, die der Prinz auf seiner großen Reise im Osten erhalten hatte, und eine Laute der königlichen Isabella von Castilien, der frommen Gemalin Ferdinand des Katholischen. Ich ward zum heutigen Diner des Herzogs eingeladen; er empfing mich in seiner schönen Bibliothek zu ebener Erde, wo ich unter mehreren Bildnissen das Philipp's III., des Gründers von St. Telmo, ehemals einer Marine-Akademie, und das des Exkönigs der Franzosen sah. Montpensier führte mich darauf in seine, an Goldverzierungen reiche Capelle, und von dort in seinen, größtentheils von ihm selbst angelegten Park; dieser ist wirklich ein feenhaftes Kleinod, in zwei Jahren durch Fleiß und Geschmack herangezaubert. Neben alten üppigen Orangenbäumen, die einen dunkeln, schattigen Hain bilden, breiten sich, Dank sei es dem kräftigen Boden, fruchtreiche Weinlauben aus; zwischen dem saftigen Grün liegt ein neugeschaffener Teich, dessen liebliche Insel die Pflanzen aller Welttheile, und einen zierlichen maurischen Kiosk enthält, während auf seinem Spiegel ein kleines Boot und ein sanftes Schwanenpaar schwimmt. Auch erheben sich im weiten Garten Volièren mit Papageien und zarten, farbenreichen amerikanischen Schmuckvögelchen, die Sevilla's mildes Clima schon trefflich vertragen. Auch findet sich eine kleine Meierei mit einer für mich neuen Gattung Schweizerkühen vor, die den beruhigenden Mangel haben, keine Hörner zu besitzen; ein künstlicher Hügel mit einer Einsiedelei steht auf dem

geſchichtlichen Platze, wo die Inquiſition ihre Scheiterhaufen errichtete, von denen noch Ziegel mit den Zeichen des furchtbaren Gerichtes auf dem Erdhaufen liegen, und wo noch vor 50 Jahren eine ſogenannte Beata wegen Viſionskraft verbrannt wurde. So ändern ſich die Zeiten; auf dem Platze wo noch vor einem halben Jahrhunderte zwiſchen Tauſenden von eingeſchüchterten Zuſchauern die unglücklichen Opfer eines blutigen Fanatismus in den Flammen ihren Tod fanden, erhebt ſich jetzt ein begrünter Hügel, als merkwürdige Gartenzier zeigt man dem Spaziergänger, der die kleine Höhe der freien Ausſicht wegen erklimmen will, unbefangen die Reſte des gefürchteten Scheiterhaufens, und erzählt ihm zu ſeinem Erſtaunen daß eine ſpaniſche Königstochter den Platz des Auto da fé zu ihrem Zauberpark benützte. Was dieſem Orte den größten Reiz verleiht, ſind die üppigen tropiſchen Gewächſe, welche in freier Erde trefflich gedeihen, und ſich gleich vornehmen, begabteren Weſen aus den europäiſchen Alltagspflanzen leicht und zart erheben. Wir erblickten hier neben der poetiſchen Palme, deren Krone ſich weich im zarten Aether wiegt, den vielbenützten Bambusſtrauch, und aus den wunderbaren Blüthen aller Länder und Welttheile erhebt ſich das reich mit Gold und bizarren Farbentönen geſchmückte wolluſtathmende Schloß wie eine orientaliſche Juwelenkrone aus tropiſchem Blumenkranz; eine lange mit Vaſen und den köſtlichſten Pflanzen gezierte Terraſſe verbindet es mit dem Garten. Wir fanden die

Herzogin, welche so eben aus den Wochen mit ihrer zweiten Tochter kam, im Garten mit ihren Kindern. Sevilla's Klima ist so mild, daß die Frauen schon am neunten Tage spazieren gehen dürfen, und zwar, gleich der schönen Herzogin, welche ein gelbes Moirekleid und glührothe Blumen trefflich kleideten, mit unbedecktem Haupte. Der milde Abend brach herein, die Sonne war geschieden, und der Aether nahm jene duftige Klarheit an, die man nur in südlichen Regionen findet. Die Palmen zeichneten ihr Haupt mit schärferen Umrissen auf der silbernen Dämmerung, durch die das Sternenlicht zu brechen begann; die Blumen dufteten stärker, ein sanftes Lüftchen wehte mild vom Guadalquivir, und die Natur that Alles, um uns das erwartete Mahl mit romantischer Poesie zu würzen.

Ueber die reichgezierte Terrasse gelangten wir in einen mit Bildern geschmückten Salon, um dessen mittlere Marmorsäule kleine Springbrunnen plätscherten, und von dort in das hellerleuchtete Speisezimmer, in welchem ein prachtvoll gedeckter, mit Silber und Blumen besetzter Tisch unser harrte; an der Wand strahlte das von einem Pariser Künstler trefflich gemalte Porträt der Herzogin in andalusischer Tracht, und durch die offenen Terrassenthüren wogten mit der Abendfrische die heiteren spanischen Melodien einer Militärbanda zu unserem entzückten Ohre, während auch unserem Gaumen durch ein wohlbereitetes französisches Diner geschmeichelt wurde. Alles gesellte sich, um mir den Abend im Feenpalaste

von St. Telmo unvergeßlich zumachen, und mit dankbarem Gemüthe schrieb ich in der Erinnerung folgende Zeilen:

## San Telmo.

Ein Park liegt am Guadalquivir
Mit schattigem Orangenhaine,
Drin mischt sich Strauch und Blumenzier
Im froh durchglühten Abendscheine.

Drin sproßen frisch mit Jugendkraft
Die reichen Pflanzen aller Zonen,
Durch Zauberkunst herbeigeschafft
Der Blumen Glanz, der Palmen Kronen.

Ein Vogelbauer vollgespickt
Von bunten, emaillirten Gästen,
Worin es schimmert, hüpft und pickt,
Kam als Tribut vom fernen Westen.

Sanft breitet sich ein klarer Teich
Als frisch umgrünter Silberschleier,
Und stolz und anmuthvoll zugleich
Durchkreist ein Schwanenpaar den Weiher.

Kioske ragen hoch und leicht
Und Alles, was Geschmack erfunden
Was Bau- und Gartenzier erreicht,
Ist in Natur und Kunst verbunden.

Und aus dem bunten Blüthenmeer
Siehst mährchenhaft ein Schloß du steigen,
Phantastisch, zierlich schlank und hehr,
Auf dem sich gold'ne Lilien neigen.

Noch einmal glüht des Schlosses Bild
Empor in Spaniens mächt'ger Sonne,
Dann kommt die Mondnacht sanft und mild,
Und weckt zu neuer Zauberwonne.

Es beut der lichterhellte Saal,
Die Tagesmüden neu zu laben,
Ein reichbesetztes Göttermahl
Mit des gelobten Südens Gaben.

Bald trifft des Springquells Lied das Ohr,
Die langersehnte Frische spendend,
Bald dringt vom Garten her ein Chor,
Des Landes Melodien sendend.

Und aus den Abendlüften nickt
Der Palme Haupt des Südens Grüße,
Und auf den Abendlüften schickt
Der Blumenbalsam sein Süße.

St. Telmo ist ein Lebenstraum,
Den Südenskräfte rasch entfalten,
An des Guadalquivires Saum
Mit Zaubermächten jung erhalten.

Des schönen Traumes schönstes Bild
Sind mir jedoch zwei Augensterne,
Wie waren sie so schön und mild
Wie sah und sah ich sie so gerne!

Wie auf Reisen Figuren und Farben durch die Bewegung ewig wechseln und stets neue Bilder hervorrufen, so stand uns schon ein neues interessantes Schauspiel in unserer Fonda bevor, zu dem mein theurer Freund, der liebenswürdige Commandant unserer Fregatte gerade zurecht gekommen war. Wir hatten Tänzerpaare bestellt, die uns die so berühmten Nationaltänze vortragen sollten.

Schlanke Mädchen mit funkelnden Augen und wohlgebaute Männer traten mit spanischem Anstand in den nicht sehr brillant erleuchteten Comedor, den für die Table d'hôte bestimmten Saal, an dessen weißen Wänden zahlreiche Copien nach Murillo hingen, bestimmt, armen Engländern als Originalstücke zum Ankaufe angeboten zu werden; ich nahm, gleich einem wollüstigen Sultan, meinen Platz auf einem harten Canapé, um, Cigarillos de papel schmauchend, den verführerischen Anblick zu genießen, ein Glück, das Anfangs, mit meiner Erlaubniß, ein russischer Consul mit seinen zwei steifen jungfräulichen Schwestern theilte, die aber später bei den etwas unberechenbaren Bewegungen einer hübschen siebzehnjährigen Tänzerin flohen. Die Guitarre erklang, die Castagnetten erhielten durch die zarten Händchen

Leben, und der Tanz, in altspanischem, reichem Costüme begann. Wer Spanien nicht im Stiergefechte und im Tanze gesehen, kennt es nicht; zeigt der Mann im Kampfe Muth, Kraft und Leichtigkeit, so blüht im hinreißenden Tanze die natürliche Grazie, der schöne Stolz der glühenden Andalusierin auf. Die Füße sind der schwächere Theil dieser Tänzerinnen, aber der üppige Oberleib zeigt sich desto biegsamer und geschmeidiger, und das Beugen, Nachgeben und Zurückwerfen des Leibes ist zugleich einschmeichelnd lind und vollkommen edel, in Liebe gebietend; vorzüglich schön ist die plötzliche Annäherung des tanzenden Paares an einander, der durchdringende Liebesblick mit rasch geneigtem Haupte, und das hierauf folgende muthwillige Zurückstreben.

Herrlich bewegt sich das stolze Haupt auf dem schlanken Halse, liebeglühend sprühen die schwarzen Augen, ernst und doch reizend sind die regelmäßigen Züge. Die Arme bewegen sich zierlich, und die wohlgeformte Hand schlägt mit der Castagnette den klappernden, die Musik übertönenden Tact. Eigenthümlich berauschend wirkt es, wenn man von einer ganzen Gesellschaft mit Ungestüm und Lust dies kleine Holz-Instrument ertönen hört, es wirkt elektrisirend wie alles Nationale.

Bei zwei der aufgeführten Tänze wurde im Chor gesungen; dies melodisch und schön zu nennen, wäre übertriebener Enthusiasmus, denn wenn auch die Töne von den Lippen der Andalusierinnen kommen, so bleibt es doch immer

ein barbariſches Genäſel, welches, wie ich ſpäter Gelegenheit hatte zu bemerken, aus arabiſchem Blute ſtammt.

Wie der Stierfechter auf den hellfarbigen Seidenjacken Gold- und Silberverzierungen anbringt, ſo thun es auch die Tänzer und Tänzerinnen auf ihrem Mieder, das auch reiche Schnüre zieren; gewöhnlich hat das Mieder eine andere Farbe als der Rock, über den manchmal maleriſche Spitzen fallen. Auf dem Kopfe trägt das Mädchen, außer Bändern, Blumen und Nadeln im Zopfe, den ein ſchiefgeſteckter Kamm ziert, Blätterſchuppen. Der ganze Anzug iſt maleriſch, romantiſch und reich.

Unter den Tänzerinnen wußte ein ſiebzehnjähriges braunes Mädchen durch ihr hübſches Aeußere und ihr geſchmeidig neckiſches Weſen bald unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, welche nur durch eine große, keineswegs hübſche aber wirklich geſchickte, routinirte Tänzerin, Donna Inez, des Giralda-Glöckners Tochter, getheilt wurde. Wenn die Kleine, zwar ihrer hübſchen Erſcheinung ſich wohl bewußt, doch bloße Natur war, ſo erſchien Donna Inez als die auf Kunſt fußende, aus Kunſt hervorgegangene, ihres Sieges bewußte Coquette, der unſer Doctor bald auf die amüſanteſte Art zu huldigen begann, indem er ſich mit ihr, ohne ein Wort ſpaniſch zu ſprechen, in eine ſpaniſche Converſation einließ, bei welcher ſich Inez des airs de grande dame gab. Man zwang die Töchter Thalias Cigarillos zu rauchen, was nach einigem Sträuben durchgeſetzt wurde. Kaum

hatte Inez einige Züge aus der Cigarre gemacht, als sie dieselbe einem der Herren zurückgab, der sie nach spanischer Sitte weiter rauchen mußte, da es für eine große Gunstbezeugung gilt, die von einer Frau gekostete Cigarre von derselben zu erhalten; ebenso wird es mit dem Xeres-Gläschen gehalten. Die Reihenfolge der Tänze, die von einem, zwei oder mehreren Paaren aufgeführt wurden, ist: erstens Sevillaise, zweitens Fallera de Xeres, drittens Bolero und Cachucha, viertens Baile de Bauderete, fünftens Bolero, sechstens Mijares, ein Tanz mit vielen Sprüngen, den ein furchtbarer Gesang begleitete, siebentens Sevilla, auch sehr lebhaft und ebenfalls mit anspornendem Gesange, achtens Ole, neuntens Bolero, zehntens Jota.

Als die Musik zum elften Tanz erklang, war ich ganz verwundert, Heimathsklänge aus derselben rauschen zu hören, und noch komischer überraschte es mich, Inez einen manierirten Ländler tanzen zu sehen; wir fühlten uns ganz geschmeichelt, daß der eilfte Pas ein Aleman war.

Sevilla den 16. September 1851.

Heute mußten wir den Guadalquivir auf einer alten Schiffbrücke passiren denn die schöne über steinerne Pfeiler geschwungene Eisenbrücke ist noch nicht vollendet, um den in den Mysterien Sevilla's berüchtigsten Stadttheil, die Triana, die eigentlich ein abgesondertes Ganze bildet, zu besuchen.

Bei dem Namen Triana tauchen Traumgestalten empor, die, in was immer für einem Kleide, alle der Nacht entspringen, Nachtgedanken im Busen nähren, und in der Nacht des Todes oder der Sünde endigen. Bald erscheinen diese Gestalten als grause Mörder, die entweder aus Rache oder für Geld schlachten, bald als dunkle Zigeunerdirnen, die mit den glühenden Augen und der regen Castagnette zum langsameren Tode das verführerische Gift reichen. In der Triana soll auch jenes ihre Opfer zum Wahnsinn reizende Wesen geboren sein, das die Bühne verließ, um ein Reich zu regieren, und es erreichte, als Trophäe ihres kurzen Regiments ein Königssymbol im Wappen zu führen.

Wir fuhren eine Straße entlang, wo Schmutz und Verfallenheit herrschten; vor elenden Häusern mit niederen Thüren saßen braune Zigeunerinnen, und kleine Kinder krochen als Ungeziefer herum. Doch es war Morgen, und die klare, wärmende Sonne scheut das Verbrechen, daher sich auch die Triana nicht in ihrer schwarzen Charakteristik darin zeigte; auch mag ich wohl glauben, daß es nicht so arg beschaffen ist, als es romantischen Gemüthern anzunehmen beliebt, und daß die Neuzeit wohl einige Aenderung in diese Zustände gebracht haben wird. Bei einer wahrhaft glühenden Hitze fuhren wir von dort in eine säcularisirte Cartuja auf demselben Ufer mit der Triana, die von einem Engländer zur Porzellan-Fabrik eingerichtet worden ist. In dem wild durch einander wuchernden Garten steht in Mitte

einer Teichpfütze ein Tempelchen, in welchem der Mauren zarte, träumerische Basreliefs-Arbeiten durch plumpe Zimmermaler-Pfuscherei elend nachgeahmt sind. Eine Copie mit wohlfeileren, auf plumpe Täuschung berechneten Mitteln ist immer gleich einer trivialen Parodie, welche poetisch-reine Gedanken in witzelnde Zoten verwandelt. Doppelt unangenehm berührt das Machwerk durch seine Nähe zu dem einzig schönen, duftigen Originale, ich meine des Alcazares blumigen Feentraum. In der Cartuja ergötzte uns nichts als die höchst possierliche Wuth eines gravitätisch zornmuthigen calecutischen Hahns, der die Späße, die wir vorlauten Eindringlinge uns mit ihm erlaubten, gleich einem indignirten Hofschranzen in seiner bebänderten Hof-Livré übel aufnahm, und sich blähte und spreizte. Vielleicht war der arme Vogel irgend ein verzauberter Prinz, oder Grande des stolzen Madrider Hofes, der als Buße für ehemalige Hoffart sein Fegefeuer nunmehr im Garten der in eine Fabrik umgewandelten Cartuja erleiden muß.

Das Arsenal, die Gießerei und die Kapselfabrik außerhalb der Stadt sind gewiß Anstalten, die durch ihre Einrichtungen und die Ordnung, die in denselben herrscht, für das Aufblühen Spaniens zeugen; auch hier werden, wie in Neapel, die Mittel zum Tode zwischen Gartenanlagen und Blumen verfertigt. Das so gefährliche, zu den Kapseln verwendete Knallpulver wird in fortschreitender Entwickelung in einzelstehenden, mit Ravins umgebenen Mauerhütten ver-

fertigt. In diese der Explosion leicht ausgesetzten Räume führte uns eine Art Director, ein Greis, der eher mit der Theorie als mit der Praxis vertraut schien, wie es sich in der Unbehilflichkeit seiner Handthierung kundgab. Da er darauf bestand, Alles zu zeigen, so mögen wir in diesen Hütten unter besonderer Fürsorge unserer Schutzengel gestanden haben. Die Pirotecnia militar ist nach alter Sitte mit crenelirter Mauer und Thürmchen umgeben, was mit den Bäumen und Garten-Anlagen sonderbar contrastirt. Im Arsenal fand ich unter englischen und französischen auch österreichische Kanonen wie Eckſteine verwendet, was mich, ich gestehe meine Schwäche, ärgerte. Es mögen wohl noch Zeugen der verunglückten Expedition Carl VI. sein.

Meinen gestern angekommenen Freund K** führte ich in Sevilla's Stolz, in den herrlichen ideenreichen Dom. Bei dieser Gelegenheit ward mir von einem freundlichen, gebrochen französisch sprechenden Priester der höchst merkwürdige Schatz der Kirche gezeigt. Als besonders interessant hebe ich den Schlüssel heraus, den die Mauren dem heiligen Ferdinand bei der Einnahme von Sevilla übergaben, und auf dem ein prophetischer Spruch zu Gunsten des christlichen Königs spricht, und ein aus dem ersten von Amerika kommenden Golde verfertigtes Kreuz. Außerdem nenne ich noch schöne Candelaber und Ornamente aus massivem Silber, welche das heilige Grab und den Hoch-Altar bei großen Festen schmücken. Vielleicht noch herrlicher als in

Rom soll in Sevilla die Charwoche gefeiert werden, in welcher die verschiedenen Bruderschaften und die verhüllten Büßer als besonders eigenthümlich erscheinen. Beim Gloria am Charsamstage fällt auf ein Zeichen die ganze schwarze Verkleidung der Kirche herab, und Petarden-Knall im Innern des Domes kündet den Jubel der Christen über die Auferstehung des Erlösers an. Am Frohnleichnamstage führen verkleidete Kinder spanische Nationaltänze in den Räumen des Gotteshauses aus. So sonderbar uns dies erscheint, so findet es der Sevillaner ganz natürlich, ja erbaulich, denn die Gewohnheit regiert Alles in der Welt, die sich nach den Himmelsstrichen ändert. Die Menschheit wurde und wird durch zu Gewohnheit gewordene Eindrücke regiert, und wehe dem, der an diesen Gewohnheiten rüttelt, denn meistens wird er das Opfer dieses Versuches, da die Triebfeder der Gewohnheit dem Menschen die süßeste ist; sie zu stören ist daher ein undankbares Geschäft, das nur den kommenden Geschlechtern, denen die neuen Eindrücke abermals zur Gewohnheit geworden sind, zu gute kommt. Bei unserem zweiten Kirchenbesuche, der nicht in den Gottesdienst fiel, betrachtete ich mir auch den schönen, in Holz geschnitzten Chor mit Muße. Vor dem erhöhten Sitze des Cardinals steht ein messingenes Pult, in Form eines Adlers mit ausgebreiteten Fittigen, eine Darstellung, die dem alten Christenthume angehören muß, und die man in den Kirchen Spaniens, sowie auch in St. Marco in Venedig findet.

Nach unserem Diner im sybaritisch-poetischen Patio bestiegen wir muthige Rosse, und bei glühender Hitze gings in sausendem Galop über den Guadalquivir durch die Triana in die weite, fruchtbare, aber nun gelbe Fläche, die im Frühjahre einen reizenden Anblick gewähren muß. Die Pferde waren gut, daher kamen wir trotz der großen Hitze bald im Hofe des Büßerklosters von Italica an. Es liegt auf einer Anhöhe, hat einen crenelirten Thurm und feste Mauern, gleicht daher mehr einem abenteuerlichen Schlosse aus alter Ritterzeit als einem Kloster.

Wir besuchten die Kirche, die, wie die meisten in Spanien, mit vergoldeten Holz-Ornamenten und Statuen überfüllt ist, bei beginnender Dämmerung; in manchen Kirchen, aber nicht in der von Italica, sind die in Holz geschnitzten Heiligen-Figuren wahre Meisterstücke, da sie, bemalt, eine fast schauerliche Natürlichkeit haben. Eine der besten dieser Art ist der heilige Hieronymus in der Akademie von Sevilla. Durch den Klosterhof, ein Bild trauriger Verfallenheit, gelangten wir wieder zu unseren Pferden. Da die Bewohnerinnen des Gebäudes ihre Sünden büßen, sind sie für das Auge des neugierigen Fremden nicht sichtbar. An einem großen Bivouac wandernder Bauern vorüber gelangten wir auf die Stätte der alten Italica, einstens einer blühenden römischen Stadt, die Trajan gebar, und der Sevilla seine marmornen Säulenmassen, die in jedem Patio erglänzen, entnahm. Wir sahen von der großen Italica

nichts als die nicht sehr imponirenden Ueberreste eines Amphitheaters; als Beleg von zeitweisen Funden wurden uns Münzen zum Kaufe angeboten. Schon brannten die Feuer im Lager der Wanderer, als wir Sevilla erreichten. Wir begegneten Maulthierzügen und sonderbaren Ochsenwagen, Karren, die nur auf zwei kreischenden Holzscheiben laufen, mit einer Laube von Stroh und Zweigen gedeckt, während die Ochsen mit Stirnschildern und Panachen von Bänderwerk und buntem Schmuck, gleich den indischen Häuptlingen geziert sind. Ueber unsere etwas tolle, echt matrosenmäßige Reitübung uns halbtodtlachend, brachte uns der Abend ziemlich erschöpft in unsere Fonda.

Cadiz den 17. September 1851.

Ich wollte Sevilla nicht verlassen, ohne einer frommen Pflicht zu genügen, und hörte deßhalb um 6 Uhr bei anbrechendem Tage eine Messe an dem Sarge meines Namenspatrons, des heiligen Königs. Der fromme Act war feierlich. Eine heilige Stille herrschte in der von Kerzenschein und Dämmerung halb erleuchteten Capelle; unter den ernsten Särgen strahlte in silberner Pracht Ferdinand's Todtenschrein, an dessen Fuße der functionirende Priester, von mehreren Geistlichen assistirt, das erhabenste Opfer dem Himmel darbrachte, und an den Stufen des Altars

kniete als Reisender in fremdem Lande ein Enkel des großen Heiligen. Ich fühlte mich recht erhoben, und wohl war es angebracht, für die Daheimgebliebenen die Fürbitte des großen Heiligen anzurufen, der das thatkräftige Schwert mit dem frommen Gebete verband. Fortan wird mir die Frühmesse in der Capelle des großen Domes, bei den Reliquien Ferdinand's, eine schöne, gemüthstärkende Erinnerung bleiben.

Wir wandelten nun zum Ufer des Guadalquivirs, wo der Dampfer St. Telmo uns aufnahm, und es hieß: „Addio Sevilla.“ Der Dampfer rauschte, der Feenpalast von St. Telmo verschwand mit schönen Erinnerungen hinter den Bäumen der Delicias, der Strom bog sich, und aus den grünen Auen blickte ernst und mächtig der herrliche Dom allein mit seiner zum Himmel strebenden geschichtereichen Giralda; noch eine Weile, und der holde, unvergeßliche Traum von Sevilla, mit seinen maurischen Palästen, seinen Orangenhainen, seinen schönen Frauen und seinen blutigen Stierkämpfen war dahin, doch in der Erinnerung lebt er frisch und ewig fort.

Die Fahrt war heiß und bot wenig Interesse, so daß ich viele Zeit in der Cabine zubrachte, und mit meinen Bekannten Whist spielte. Unter den Passagieren, die in sehr kleiner Zahl waren, fiel mir nur eine Frau auf, die, um sich seetüchtig zu zeigen, ein ganzes Glas Rum auf einen Zug austrank, was einen in der Nähe sitzenden Geist-

lichen in Schrecken setzte. In Cadiz fanden wir unsere Brigg Huszár, die eine Uebungsreise mit den Zöglingen aus der Marine-Akademie macht; ich ging an Bord, freudig gestimmt, Landsleute an der fernen Küste zu begrüßen.

Cadiz den 18. September 1851.

Der heutige Tag ward zu geglückten Einkäufen verwendet. Um einen sehr wohlfeilen Preis fand ich die schönsten Leopardenfelle aus Süd-Amerika, die treffliche Geschenke für die daheimgebliebenen Freunde abgeben werden. Wir besuchten auch im Laufe des Tages unseren Consul, einen Greis von 85 Jahren, der schon im siebenten Jahre seine Heimath, die Insel Lissa verließ, und in Cadiz noch beim Consulate der venetischen Republik diente, nun aber schon seit 40 Jahren Oesterreichs Interessen vertritt, und mit Orden von Rußland, Neapel und dem Franz Josephs-Kreuze geschmückt, eine allgemein geachtete Persönlichkeit ist. Der alte Herr erzählte recht merkwürdige Dinge, und wußte unsere Herzen einzunehmen.

Den 19. September 1851.

Um 8 Uhr Früh lichteten wir die Anker in der Rhede von Cadiz, und die weiße, reine Inselstadt mit ihren hundert

Belvederes tauchte wieder in die Wogen unter, aus denen sie so zierlich, gleich einer Wasserblume oder einer weißen, zackigen Muschel, ohne Grund und Hintergrund erstanden war. Doch Cadiz ließ keine großen Erinnerungen wie Sevilla in meinem Gemüthe zurück, und leichten Herzens steuerte ich durch die Fluthen des Oceans. Wir segelten längs der Küste von Spanien, und eine große Anzahl Schiffe zeigte, daß diese Meeresgegend wie in alten Zeiten noch immer die Hauptstraße des Welthandels sei. Im Kielwasser folgte uns die Brigg Huszár. Mit dem Dunkel des Abends umhüllte das Schiff ein dichter Nebel, das Wasser nahm die Farbe der Luft an, und es schien, als schwebe unsere Fregatte als isolirter Körper in hoher Luft; zeitweise plätscherte es unheimlich; lange, glühende Phosphorstreifen durchfurchten die schlafende Fluth, kein Athem wehte; Alles war von unbestimmtem Lichte durchflossen; es war eine unheimliche Geisterstimmung, bei der der fliegende Holländer am Platze gewesen wäre. Vielleicht feierte der Meergott seine Brautnacht. Mir war noch nichts Aehnliches vorgekommen. Das Phosphoresciren scheint der Meerenge von Gibraltar, in welcher wir uns nun befinden, vorzugsweise eigen zu sein, und macht manchmal eine magische Wirkung, die besonders beim Ruderschlag und beim Einziehen des Logs hervortritt.

Den 20. September 1851.

Der Morgen fand uns angesichts des großen Felsenungeheuers, das majestätisch aus den Wogen des Oceans und des Mittelmeeres hervorragt, und von jedem neuen Punkte ein neues Bild darbietet. Gibraltar hat die schauerlich wohlige Anziehungskraft der überwiegenden Größe. Wie Alles, was über die Maße der Natur und des Alltagslebens herausragt, den schwachen Menschen fesselt, so zieht es ihn gleich dem krausig schäumenden Strudel mit magnetischer Macht an. Im Ueberwältigenden liegt die Schönheit und der Reiz Gibraltars, dieses nackten, kahlen, sonnendurchbrannten Riesenfelsens. Denkt man sich einen felsigen Bergkamm in der Mitte durchschnitten, so kann man sich eine Vorstellung von Gibraltar machen. Die Schnittseite senkrecht bis zum Scheitel, eine ungeheuere unersteigliche Steinwand, steht als gigantische Stütze oder Trutzmauer gegen den großen Welthafen, das mittelländische Meer gerichtet, und läßt am Fuße kaum Raum für einen kleinen von Genuesern bewohnten Häuser-Complex. Die steil anlaufende Außenwand der Kammhälfte mit Zwerg-Palmengestrüpp bewachsen und bis zur Scheitellinie eine schiefe Ebene bildend, hat die Richtung gegen den letzten Ausläufer von Spanien, welcher den großen Ocean von der weiten offenen Bucht von Gibraltar trennt. Am unteren Theile

dieſer, mit der Mittelmeereswand ein ſcharfes, himmelanſtrebendes Dreieck bildenden Auslaufs-Ebene, zeigt ſich dem Näherkommenden die amphitheatraliſch gebaute Stadt Gibraltar. Schneidet man nun dieſen oben erwähnten Kammſchnitt noch an den beiden Längen-Enden ab, ſo bekömmt man auf der einen Seite die verticale Felſenwand gegen den neutral ground und mithin gegen Spanien zu; der einzige Theil des Felſens, der nicht vom Meere umſpült iſt, deſto merkwürdiger aber von einer dem Meeresſpiegel ähnlichen Sandfläche begrenzt wird, aus welch letzterer ſich der Felſen ſo wunderbar frei, ja wie abgeriſſen, einem Eilande gleich erhebt. An dieſer Rieſenwand verrathen zahlreiche Löcher die Schlünde der innerlichen, gegen den Landangriff gerichteten Felſengallerien. Auf der entgegengeſetzten Seite bildet dann der etwas ſanftere Felſenabſchnitt die in die Meerenge vorreichende Europa-Spitze, welche mit einem Leuchtthurme und tüchtigen Batterien verſehen iſt.

Der Scheitel des ganzen Felſens bietet verſchiedene Einſchnitte und Höhenpunkte dar, auf dem höchſten der letzteren ſteht der Telegraphenthurm.

Zwiſchen der oben erwähnten Sandfläche, auf welcher, beiläufig geſagt, die Engländer ihre inevitablen Wettrennen halten, und der Stadt Gibraltar iſt eine ſchmale, durch Mauern und Waſſergräben vertheidigte Verbindungsſtraße, die zugleich an den kleinen, aber ſtets vollen Handelshafen führt, in welchem ſich alle Schiffe der Welt nach ihren

fernen Expeditionen einfinden. Gibraltar ist eine jener großen Welt-Handelsstationen, die sich, wie das Cap der guten Hoffnung, das große Albion angeeignet hat, um den Welthandel in kanonenfester Regie zu haben. Wie herrlich ist's für Englands stolze Söhne, wenn sie auf ihren Reisen an jedem Wendepuncte der weiten Meeresstraßen ein bombenfestes Hôtel finden, überall bei Landsleuten einkehren und überall unter dem segnenden Schatten des Pardelbanners singen können: „Rule Britannia." Von der Punta d'Europa landwärts breitet sich, von blumigen Gärten eingeschlossen, die neue Soldatenstadt aus; gewiß der pittoreskeste Theil des cultivirten Felsenstückes, wo Officiere und Beamte mit englischem Comfort in blühenden Geranienmassen, reichfärbigen südlichen Blumen, und dichten schattigen Bäumen mit malerischen Felsen, Aloen und hundertfachem Gestrüppe untermengt, und von den trefflichsten Straßen durchzogen, wohnen. Zwischen diesem Theile und der alten, von dem ehrwürdigen Maurenthurme gekrönten Stadt liegt über und zwischen mörderischen Batterien, die Englands Königsnamen führen, der Exercirplatz und der Park von Gibraltar, an exotischen Pflanzen reich, aber jetzt bedeutend ausgetrocknet.

Doch kehren wir auf unser Schiff zurück. Wir saßen in Windstille dem großen Riesen gegenüber, und ärgerten uns über das gar so prächtige phlegmatische Wetter, des Seemanns größten Feind. Die Boote wurden ins Wasser

gelaſſen, und langſam bewegten wir uns gegen den Ankerplatz, den wir um Mittag erreichten. Ein Adjutant des Gouverneurs, in jene phantaſtiſche kleine Uniform des engliſchen Generalſtabes gekleidet, überraſchte uns ſogleich mit einem Briefe und den artigſten Einladungen ſeines Vorgeſetzten. Für heute ſagten wir uns jedoch von Allem los, um die Stadt in Ruhe durchſtreifen zu können.

Durch Thore und über Gräben gelangten wir in die uneinnehmbarſte Feſtung der Welt, die nur durch Verrath in Albions Hände fallen konnte. Ueber einen großen Caſernenplatz kommt man in die einzige große Hauptſtraße von Gibraltar, die in unregelmäßigem Laufe die ganze Stadt durchſchneidet. Hier befinden ſich alle eleganten und nicht eleganten Kaufläden, der Börſeplatz, die katholiſche und anglikaniſche Kirche, letztere mit mauriſchen Hufeiſenbogen, ohne alle Ornamente, nackt und plump, mehr für einen Stall als für das Aeußere einer Kirche geeignet, und das Gouvernement-Haus, ein ehemaliges Franziskanerkloſter.

In dieſer Straße ſpiegelt ſich, nicht maleriſch, aber komiſch das Bild von zwei Culturphaſen ab, die ſogenannte Barbarei und die von uns dictirte Civiliſation, die Tracht aller Stände, Länder und Religionen entfaltend, ein charakterloſes Bild der meiſten Colonien, beſonders der engliſchen. Blicken wir um uns, ſo ſehen wir den rieſigen, rothhaarigen Rothrock, oder den blauen Conſtabler, gewöhnlich in einen Spencer oder ein weißes Röckchen gekleidet, ein Stäbchen

in der Hand, ohne Waffen, mit der kleinen casseroleartigen Haube, die ohne Schirm sein blaues Auge wenig vor Spaniens afrikanischer Sonne schützt, als holzsteife aufgezogene Maschine, wie auf Stelzen, gravitätisch einhergehen, im Lustwandeln denselben Schritt, dieselbe Steife, wie beim Exerciren, wie beim kalten Siegen beibehaltend; man ist verwundert und angeheimelt, diesen hellen, ruhigen Sohn des Nordens nach Spaniens schwarzen, beweglichen, glühenden Gestalten zu sehen; doch auch diese sind in Gibraltar zu finden, und bilden sogar einen Hauptbestandtheil des Menschen-Potpourris. Da sind sie wieder, die Andalusier mit ihren runden Sammthütchen und gestickten Jacken, und die Andalusierinnen mit ihren Mantilla's und ihren glänzenden Augen. Doch sind Letztere nicht die echten Bewohnerinnen von Gibraltar; diese tragen lange, schwere Mäntel von rothem Tuche und schwarzen Sammtsäumen mit einer über den Kopf gezogenen Kapuze, und sehen unmalerisch und hexenartig aus, wie auch die langen hagern Misses und die dicken Soldatenweiber eben nicht pittoresk zu nennen sind; desto mehr sind es die sogenannten Barbaren, die Männer von Tanger und Fez, in ihren weiten falten- und farbenreichen Gewändern, mit dem großen Turban und dem Alles überschattenden Burnus, der den majestätisch ernsten Gestalten einen poetischen Zauber verleiht, da die blüthenweiße Kapuze Kopf und Turban duftig umfaßt.

Den Contrast zum ernsten, stolzen Mauren, der gleich einem siegenden Khalifen einherschreitet, bildet der afrikanische Jude mit seinem schwarzblauen Kaftan und seiner kleinen, schwarzen Haube, geschmeidig und pfiffig wie überall, mit denselben abstoßenden Zügen, dem lauernden, fragenden Blick, der den blöden Christen unheimlich süß zum Kaufe einladet, demselben krummen biegsamen Rücken, der sich neigt, bis der schwere Goldsack gefüllt ist, den er dann keuchend und heiser lächend auf eben demselben krummen Rücken nach Hause schleppt. Zwei Kaufläden fallen dem Fremden in der langen Straße auf. M. Speed's Magazin englischer Waaren, hauptsächlich für die Approvisionirung der Seeleute bestimmt, und ein marokkanischer Laden, den ein schöner, aufgeweckter, ehrlicher Neger hält, und in dem man die hübschesten Gegenstände des nahen Welttheils für einen billigen Preis bekömmt.

Man irrt sich gewaltig, wenn man glaubt, Gibraltar habe das Gepräge einer großen Stadt; die Häuser sind zwar rein, aber klein und unansehnlich; Alles ist in einem netten, comfortablen kleinstädtischen Maßstabe; es ist eine cameradschaftliche Garnisonsstadt, aus der Englands praktischer, nüchterner Geist spanisch-maurische Romantik verdrängt hat. Es ist das Leben der Rothröcke auf südlich heißem Boden. Was den Handel betrifft, so ist Gibraltar zwar ein sehr sicherer Stationspunkt, wo man aber nur durchzieht und nicht verweilt.

Dem geräumigen Exercirplatze zwischen Park und Stadt dienen herrliche, bemerkenswerthe Bäume, die mit Recht ihren spanischen Namen sombra, Schatten, führen, zur Zierde. Der Park, der sich die Höhen hinanzieht und einige hübsche Aussichtspuncte bietet, war dagegen in der jetzigen Jahreszeit sehr vertrocknet. Zwei Monumente sind in demselben errichtet. Die auf einer Säule stehende Büste Wellington's, mit einer großen vereinzelten Kanone am Fuße der ersteren, und die über alle Maßen komisch ausgeführte Statue des tapferen Elliot, des hartnäckigen Vertheidigers der Felsenfestung. Mit einem immensen Rococco-Hute auf dem großen, bezopften Kopfe, spindeldürren Beinen, und den vergoldeten Schlüsseln der Feste in der Rechten, ist er mit seinem deformen Körper auf eine Steinplatte gestellt, so daß der alte Held in den Büschen des Parks in kolossaler Geisterauflage zu lustwandeln scheint. In Kunstsachen sind die armen Engländer weit zurück; bei ihnen ist der Comfort und das praktische non plus ultra zu finden, die Kunst ist unverstandene Nebensache; gerade das Gegentheil finden wir bei den Italienern, die so sehr per le belle arti schwärmen, daß sie vor lauter Kunst in ihren Riesenplänen unter fresco gemalten Plafonds wie die Schneider frieren, und den Fremden ein unbehagliches Mitleid einflößen; dem Deutschen und Franzosen ist es gelungen, beides zu vereinigen.

Der Tag war heiß, und wir ruhten in einem Pavillon,

und spähten nach dem, was Gibraltar Merkwürdigstes hat, nach dem Jeder frägt. Jeder sucht, was so wenige Fremde gesehen, was Gibraltar einzig in Europa besitzt, ich meine die vierhändigen Affen in wildem Zustande, Gibraltars Stolz und größtes Wunder. Es ist der einzige Punkt in Europa, auf welchem diese Thiere, und zwar in sehr großer Anzahl fortkommen; sie nähren sich von den Früchten der Zwergpalme. Bläst der Wind vom Mittelmeere, so treibt er sie manchmal bis auf die untersten Meerbatterien, sonst sieht man sie selten, und nie hat man noch eine Leiche derselben gefunden. Woher mögen diese Thiere gekommen sein, wenn man der Sage nicht Glauben schenkt, daß die St. Michaels-Höhle zu einer submarinen Verbindung mit Afrika und dem Affenberge von Ceuta führt, und daß durch diese Höhlen das vierhändige Regiment eingerückt sei. Eine strenge Strafe steht auf der Tödtung eines dieser Thiere, wie auch auf der der zahlreich vorkommenden Kaninchen, da dieselben als Nahrungsmittel im Falle einer strengen Belagerung dienen können. Es gelang uns nicht, einen Affen zu erblicken, und wir kehrten verstimmt auf unser Schiff zurück.

Der Sonnenuntergang in Gibraltar ist gewöhnlich ein herrliches Schauspiel; der ganze kräftige Schmelz südlicher Glut malt sich in wonnevoll wechselndem Farbenspiele auf den schön geformten Felsen, während sich Spaniens, in den Ocean hinein schreitende pittoreske Gebirge, in sehnsuchts-

volles tiefes Blau gekleidet, scharf auf dem sonniggoldenen Hintergrunde zeichnen. Bricht dann der südliche Abend rasch herein, so entzündet sich vom Fuße des Felsens bis weit in die Höhe ein Licht nach dem andern, und ein glänzender Sternenteppich breitet sich über dem schwarzen Riesen aus, der von der See gesehen, einen freundlichen, belebten Eindruck macht.

Gibraltar den 21. September 1851.

Nach der Messe am Bord benützten wir den Morgen zu einem Besuch im Convent. Ueber eine zierliche hölzerne mit Waffen decorirte Stiege hinauf und an einem mit Wappenschildern gekrönten, gemalten Fenster vorüber gelangten wir in den Klostergang, welcher, statt der Bildnisse frommer Aebte, die jener tapferen Rothröcke mit Puder und Zopf enthielt, die die berühmte Belagerung des unüberwindlichen Felsens bestanden. Dieser Kreuzgang begrenzt einen freundlichen Hof, in dem feine ästereiche Pfefferbäume wie Trauerweiden einen großen Springbrunnen umgeben, an dessen steinernen Becken Turteltauben leben. Hier trat uns ein hagerer Mann in schwarzem Fracke und weißen Podagra-Pantoffeln entgegen, und reichte mir freundlich die Hand: es war Sir Robert Gardener, der Gouverneur von Gibraltar, den ich später so sehr lieben und schätzen lernte. Er führte

mich in einen großen, reinen, einfachen Salon, der gleich allen anderen Gemächern des Convents café au lait-farb angestrichen war und einen wohnlichen Eindruck gewährt, welcher durch äußere, mit Jalousien versehene Gänge erhöht wird. Der Blick aus dem Salon geht in einen südlich üppigen Garten, und über die mächtige Krone einer Dattelpalme zur schönen Bai hinaus. Man ahnt keine Festung, und eher glaubt man sich bei einem reichen Plantagenbesitzer als einem Gouverneur im alten Europa. Sir Robert begann, gleich allen in ihrem Selbstbewußtsein stolzen Engländern, das Gespräch auf englisch, ich bestand aber für den Anfang auf dem Französisch als einer Mittelsprache. Nachdem wir uns für den heutigen Tag, eines Stiergefechtes in Algeciras wegen, von allen Einladungen freigemacht hatten, kehrten wir an Bord der Fregatte zurück. Des Nachmittags brachte uns ein Boot in einer Stunde zum jenseitigen Ufer der Bai in das Städtchen Algeciras. Man kann sich denken, mit welcher Spannung ich dem nationalen Feste entgegenging. Die Zeit bis zum Beginne brachte ich auf der Alameda von Algeciras zu; so klein eine spanische Stadt auch ist, so darf dieser Vergnügungsort nicht darin fehlen; schöne, breite Sandwege führten durch Bosquete von südlichen Gewächsen, und von den beschatteten Bänken genoß man eine weite, schöne Aussicht auf das stolze, übermüthig auf Spanien blickende Gibraltar und auf das jenseitige Ufer von Africa mit seinen blauen Höhen,

ſeinem Affenberge und ſeinem vernachläſſigten Ceuta, dem ohnmächtigen Gegner der mächtigen Europaſäule.

Die Stadt Algeciras iſt klein und hat ziemlich unregelmäßige und ſchmutzige Gaſſen, die Häuſer aber ſind nett und rein, wie in ganz Spanien, und hinter den Kühlung gebenden Rohrmatten, einem Erſatzmittel für unſere hölzernen Jalouſien, und den weit hervorſpringenden, faſt käfigartigen, grün angeſtrichenen Fenſtergittern, die oft nur ein Geringes vom Boden erhoben ſind, glühen aus dem Halbdunkel die ſchwarzen Augen der ſchelmiſchen Bewohnerinen heraus, und geben dem Fremden einen Begriff, wie anmuthig die Zwiegeſpräche durch dieſe ſchmalen, die Coquetterie begünſtigenden Spalten in herannahendem Dunkel ſein müſſen, wo die Gefeierte doch immer in ſicherer Feſtung vor den allzuleidenſchaftlichen Ausbrüchen ihres Anbeters geſchützt iſt. In einem unbedeutenden Hauſe, vor dem zwei Schildwachen ſtehen, in der auf die Alameda führenden Hauptgaſſe, wohnt der Comandante general del Campo de Gibraltar, der einen der einträglichſten und vornehmſten Poſten des Reiches inne hat. Er iſt eine Art hoher Beobachter deſſen, was drüben vorgeht, und der Befehlshaber eines nur in der Phantaſie vorhandenen Lagers, das gegen die einſtigen Feinde errichtet iſt, die Gibraltar genommen haben. Dieſes Campo ſoll das Bedauern über die Entwendung der herrlichen Feſtung verewigen, an deren Wiedergewinnung noch immer Spaniens Hoffnungen hangen.

Jetzt soll das Campo die Contrebande verhindern, was ihm aber nicht gelingt, und der General zieht ungeheure Zolleinnahmen aus der Communication zwischen Gibraltar nach Spanien; so zahlt man für einen gehenden oder kommenden beladenen oder nicht beladenen Maulesel einen Colonat, was den Engländern nicht ganz angenehm ist; nebenbei ist der Commandant im Genusse der herrlichsten Jagden auf Wildschweine und Hirsche in der Sierra nevada. Dieser General en Chef, Namens Calongi, ein gebildeter, angenehmer Mann von ungefähr 40 Jahren, der mit großer Auszeichnung in den letzten Kriegen gedient hat, war von unserer Incognito-Ankunft unterrichtet worden, und stöberte uns in voller Parade, mit Orden bedeckt und von seinem Generalstabe umgeben, auf der Alameda auf. Uns, die wir gemüthlich im dolce far niente auf einer Bank saßen, und uns des schönen Abends freuten, war diese Ueberraschung nicht die angenehmste; doch wußte Calongi uns bald durch seine Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Er führte uns in eine ehemalige Kirche, welche Zeitumstände und Bedarf nun in eine Caserne verwandelt hatten, wo die Mannschaft, wie alles Militär in Spanien, gut und kriegerisch aussah, die Räume hingegen über alle Begriffe unerquicklich waren; wir wurden auch an eine Meerbatterie geführt, ein trauriger Gegensatz zum großen Gibraltar, welcher so recht augenscheinlich zeigt, wie die Weltgeschichte unerbittlich hebt und fallen läßt, je

nach ihren Launen, und nichts ihr willkürlich gewaltiges Fortschreiten hemmt.

Der General ist ein entschiedener Enthusiast für Corrida's, und seinem Einflusse wie seinen Geldmitteln ist es zum Theile zu danken, daß Algeciras einen Gefechtplatz hat; er lud mich nicht nur ein, mit ihm in seine Loge zu kommen, sondern ging in seiner Artigkeit so weit, mich zu zwingen, vermittelst eines weißen Tuches, das er mir in die Hand gab, das Gefecht durch mein Zeichen zu leiten. So sehr mich dies Anfangs in Verlegenheit setzte, so gestehe ich doch, daß ich stolz war, bei einem so nationalen Feste als dirigirende Person fungiren zu können. Leider entsprach der Kampf nicht dem Enthusiasmus des Leiters; es waren lauter Novillos, ohne Kraft und Muth; die Kämpfer waren feige Dilettanten, nicht einmal in alte Trachten gekleidet; es fielen höchstens zwei Pferde, während wir dort waren. Die aus Holz erbaute Arena war nicht gefüllt, und als endlich ein Mann auf Stelzen erschien, um das arme Kalb zu tödten, fühlte ich mich zu sehr als echten Verehrer des wahren edlen Kampfes, als daß ich diese Schlächterei hätte weiter mit ansehen mögen; ich ließ mein Dirigenten-Amt im Stiche, und kehrte dem schändlichen Spiele den Rücken, mit dem innigen Bedauern, daß meine Erinnerungen an Sevilla dadurch getrübt wurden.

Gibraltar den 22. September 1851.

Der heutige Tag war bestimmt, Gibraltars innerste Schrecken zu besehen, und vor seinem Höhlenbau zu staunen. Am Wasserthor, durch welches einzutreten nur Officieren gestattet ist, harrte unser der Sohn des Gouverneurs mit einigen anderen Officieren; wir bestiegen Pferde, und gelangten durch die Stadt zwischen zierlichen, von Unterofficieren gepflegten Gärtchen, beim alten ehrwürdigen Maurenthurm vorüber, über eine beträchtliche Höhe in die erste gegen den neutral ground gerichtete Felsengallerie; groß war mein Erstaunen, als man nicht vom Pferde abstieg, und der rauhe Felsen von Calpe Roß und Mann in sich aufnahm. Der kecke Felsendurchbruch durch Eisen und Pulver, ohne Hilfe der Natur entstanden, bildet einen breiten, hohen Höhlengang mit zeitweise auf- und absteigendem Niveau, an dessen einer Seite von Punkt zu Punkt Schießscharten angebracht sind, durch welche das Tageslicht in mystisch-gelbem Tone an den zackigen Wänden spielt, und den felsenfesten, todesstillen Weg in Halbdunkel erhält, aus dem man wie aus einer andern, großartigeren Welt auf die kleine Erde, auf den Dünensand des neutral ground und auf das bedächtig anwallende Meer schaut. Diese Blicke durch die Felsenaugen des versteinerten Titanen sind stolz wie alle, die man aus sicherer, riesiger Höhe auf das ins

ameisenartig verkleinerte Treiben der Erde wirft. In diesen rauhen, schmucklosen Höhlen stehen, gleich ernsten Mönchsgestalten im felsigen Kloster, abgeschieden und stumm die strengen Kanonen von Gibraltar. Jetzt schweigen sie in tiefer Meditation, doch wenn sie ihren weithin reichenden Chor erheben, zittert die Welt vor der rauhen Mönche ergreifenden Strafpsalmen; dann raucht und tobt der Felsen gleich einem Vulcane, und schüttet seine todbringende Lava aus schwindelnder Höhe auf das Haupt der verwegenen Feinde. Welch ein Anblick, wenn sich der weiße Rauch in langsamen Ringen aus den Höhlungen der hohen Felswand, gleich mächtigen Wolken, die den zuckenden Blitz umgeben, löst, und dann der Donner durch die Lüfte bebt, um in hundertfachem Echo über die zitternden Wellen des Doppelmeeres dahin zu rauschen, zwei Welttheilen den rächenden Zorn Albions verkündend; wenn das schwere Geschoß, aus den Eingeweiden des Felsens kommend, wie gespenstige Eulen schrill durch die dröhnenden Lüfte pfeift, ohne daß man einen Gegner von Fleisch und Blut gewahrt, geschweige eine feindliche Bewegung sieht. Ob aber die Existenz im Innern des Felsens angenehm und ohne Gefahr sei, möchte ich dahingestellt sein lassen; erstens: muß der Rauch trotz den Abzugslöchern alle Aussicht benehmen, die man ohnedies nur durch die kleinen Oeffnungen der Schießscharten haben kann, und selbst die Lebensluft hemmen; zweitens: ist es zweifelhaft, ob bei anhaltender Kanonade der Felsen der

furchtbaren durch die Luftausdehnung hervorgebrachten Erschütterung widerstehen würde. Man wird die Frage aufwerfen, wie die Riesenwand von der Seite bestrichen wird. Auch dafür haben Natur und Kunst gesorgt: ein, wie ein Erker, zwischen der gegen den neutral ground und der gegen das mittelländische Meer gerichteten Wand vorspringender Fels ist in den beiden Batterielagen saalartig ausgehöhlt, und bestreicht alle Richtungen, wie in der regelrechtesten Festung mit furchtbarem Geschoß. Die Räume dieses Gigantensöllers heißen St. George und William's Hall; in Ersterer gab die Garnison vor einigen Jahren einen Ball. Wie muß sichs in den Fugen und Höhlungen der meerumrandeten Calpe fest und sicher tanzen. Doch das Schönste fast in den felsigen Hallen, aus deren Luken man die umfassendste Meer- und Landes-Aus- und Fernsicht genießt, muß ein Gewitter erfüllter Sturm sein, wenn sich die weißen Wellen des Oceans und des Mittelmeeres an den unwandelbaren Felsen bäumen und brechen, wenn sich der wolkenschwere Himmel zum empörten Meere neigt, die Donner an den Wänden dröhnen, die Blitze flammend krachen, und die Windsbraut schrill durch die Fugen pfeift. In einem solchen Aufruhr allein in den dunklen steinernen Hallen zu weilen, muß schauerlich und herrlich zugleich sein, und die Seele stärken. Seltsam ist die große Anzahl Stoßfalken, welche um des Giganten Wände kreist, und aus den Fugen blitzschnell herausstürzt, um dann regungslos in der

Luft über den ſchwindelnden Höhen zu ſchweben; man beneidet ſie, denn ſie ſind die Einzigen, die den Felſen von allen Seiten ſpielend umſchweben, die jede Höhle kennen, die frei in dem Rieſenraume herrſchen, und ſeine entlegenſten Geheimniſſe erforſchen. Dieſes Recht üben in minderer Ausdehnung auch die Affen und Kaninchen. Wir beſtiegen auch die obere Batterie, und ich machte die Bemerkung, daß, was hier von Menſchenhand geleiſtet wurde, von den berühmten Felſengallerien auf der Straße des Stilfſerjoches an der italieniſchen Seite übertroffen wird; es iſt hauptſächlich die Naturlage, welche Gibraltnr ſo über Alles merkwürdig macht. Wir beſuchten auch das auf dem höchſten Puncte des Felſens, auf einer ſchmalen Kante reitende Telegraphenhaus, von deſſen Flur man die imponirende Rundausſicht, gleichwie aus den Lüften, mit Erſtaunen und Bewunderung genießt. Außer einigen Engländern hält hier ein rieſiger, äußerſt boshafter Affe die Weltenwacht, ein Kind des Felſens, ein edler Gibralteſer. Seine freien Brüder konnte ich, zu meinem Schmerze, während meines Aufenthalts nicht zu Geſichte bekommen; deſto mehr ließ ich mir von dieſen poſſierlichen Thieren erzählen, die überhaupt einen bedeutenden Geſprächſtoff in Gibraltar für die wißbegierigen Reiſenden abgeben. Bald auf der ſchmalen ſchwindelnden Kante, bald auf der Oceanſeite führte uns unſer Weg zwiſchen zahlloſen, fächerartigen Zwergpalmen, die gewiſſe Gegenden von Africa und Andaluſien wie Gras

bedecken und den Affen als Nahrung dienen, zu der St. Michaels-Höhle, deren weite Halle phantastische Stalaktitformationen, welche jedoch nicht mit denen von Adelsberg zu vergleichen sind, bietet, und aus der eine Verbindung mit dem jenseitigen Welttheile Statt haben soll. Ein englischer General Obrien machte einen tiefen Gang in diese geheimnißvolle Höhle, und als er nicht mehr weiter konnte oder wollte, warf er seinen Degen nieder, als Geschenk für denjenigen, der ihn holen wolle; noch liegt Obrien's Waffe an ihrer Stelle. Immer längs den schroffen Wänden des Felsens, auf gut geführten Wegen reitend, kamen wir auf eine der exponirtesten Batterien an der steilen Seite des Mittelmeeres, von der man wie aus einer Loge die kleinen, auf den Küstensand gebauten Häuser des Genueser-Dorfes erblickt, das zwischen Felsenwand und Meereswogen wie verloren dasteht. Bei der im amerikanischen Pflanzerstyle erbauten, gegen die Punta d'Europa zu am Felsen liegenden Villa des Gouverneurs vorbei, gelangten wir an das zwischen Batterien liegende neu errichtete Militär-Strafhaus. Ich sah hier die erste Anstalt nach dem Zellensysteme, wo der strafwürdige Mensch durch gänzliche Beschäftigungslosigkeit und vollkommene, raffinirte Einsamkeit entweder zur Besserung oder zum stillen Wahnsinn getrieben wird.

In kleinen, reinlichen Kämmerchen, mit einem hochangebrachten Fensterchen, Schlafpritschen, Wasch-Apparaten und einer Bibel, wohnen diese gezwungenen Karthäuser

längs eines Ganges, von dem aus man sie beobachten und zu ihnen gelangen kann. Tritt man in die kahle Zelle ein, so muß der in der fabriksmäßigen Buße Begriffene dem Kommenden den Rücken kehren und unbeweglich stehen bleiben. Die Sträflinge haben ein rauhes, aber zweckmäßiges Gewand und kurzgeschorene Haare, und tragen keine Fesseln, wodurch man eher an Narren erinnert wird, während das Gebäude klosterähnlich ist. Auch fehlt das Gotteshaus nicht, in welchem die Delinquenten, in amphitheatralisch gereihten, schief geöffneten Holzkisten sitzend, alle den Prediger auf der Kanzel sehen, seine Worte vernehmen, aber unter einander weder Blicke noch Worte wechseln können. Sonntags ist hier Gottesdienst, dem der Director, ein freundlicher Stabsofficier, mit seiner Familie beiwohnt; in der Woche wird das Gotteshaus zum Unterricht verwendet, und der Prediger macht den Lehrer. Um den Körper zu bewegen, hat man das jedes Gefühl abstumpfende Spiel erfunden, die Gefangenen etliche Stunden im Tage auf einem kleinen Raume schwere, eiserne Kugeln heben, einige Schritte weit tragen, und sie wieder auf die Erde setzen zu lassen, um sie wieder zu heben, und sich fort und fort zu bücken und wieder aufzurichten. Das Gefühl des nutzlosen Abmarterns, der ewig gleichen Langeweile, des gänzlich zwecklosen Arbeitens, soll bessernd auf das Gefühl wirken; ich glaube die Besserung wird in einer durch stille Verzweiflung hervorgebrachten Abstumpfung bestehen; man macht das

Individuum zur Sache, die Sache sträubt sich nicht. Ob man aber diese viehische Sache einen gebesserten Menschen nennen kann, weiß ich nicht; denn es ist etwas Arges, um ein selbstständiges Wesen, dem alle Lebensthätigkeit künstlich abgeschnitten ist, und die Kugelbewegung, bei welcher berechnet ist, wie viel tausend- und tausendmal sich ein Mensch in einem Monate nutzlos um ein todtes Stück Eisen bücken muß, hat eine schauerliche Erinnerung in mir zurückgelassen, einen Gedanken der trostlosesten Leere des nie zu füllenden Danaidenfasses. Die armen Leute sehen so trotzig und blaß aus, und scheinen nicht sehr durchdrungen von der Philanthropie des neuen Gefangensystemes. Will man das vielgepriesene pennsylvanische System, bei dem man den Sträfling vor verderbenden Einflüssen bewahrt, und in welchem man durch gänzliche Abgeschlossenheit und ewiges Einerlei zerknirschen will, durchführen, so müßte man Seelen-Barometer erfinden, die mit dem Nonius bis auf die Minute und Secunde angeben, wann die Besserung eingetreten ist, damit man den Unglücklichen der Freiheit und dem Umgange mit der Welt wiedergeben könnte, bevor die Seele auf den Punct der Narrheit oder Misanthropie gesunken ist.

Zwischen pittoresken Felsenklüften und reizenden Villen führte uns eine breite, schöne Fahrstraße beim Park vorüber und über den Exercirplatz durch ein Thor, auf welchem noch ein verlassener kaiserlicher Adler die einstige Weltherrschaft der Habsburger bezeugt, in die Stadt und zum

Convent, wo uns ein Lunch beim freundlichen Gouverneur erwartete. Unerfahren mit der englischen Sitte, die einem Gaste vorschreibt, nach Allem selbst zu verlangen und zuzugreifen, ward uns die Tantalusqual, den Duft der grosses pièces von weitem zu genießen, und uns mit kleinen und unbedeutenden Bissen zu begnügen. Als wir um unsere Wünsche befragt wurden, antworteten wir ausweichend, und so müssen die praktischen Engländer uns arme Hungernde für Mitglieder des Mäßigkeits-Vereines gehalten haben. Abends war, uns Fremden zu Ehren, glänzende Tafel im großen Saal der ehemaligen Kirche des Convents. Alles was gentlemanlike in Gibraltar ist, füllte die Salons des Gouverneurs. Die Klänge der Volkshymne empfingen uns mit dem freundlichsten und würdigsten Willkommen, und versetzten uns in die Stimmung vaterländischer Feste. Der greise Gouverneur, in voller Uniform eines Artillerie-Generals, mit den schönsten militärischen Decorationen geziert, trat uns als Freund entgegen. Nach den üblichen Vorstellungen, bei denen sich Old-England immer etwas linkisch benimmt, gab jeder seiner Dame den Arm, und fort gings unter rauschender Musik, in den hell erleuchteten großen Saal, den die mit Ehren und Siegen bedeckten Fahnen der in Gibraltar stationirenden Regimenter sinnig schmückten.

Die Riesentafel besetzte sich, ich fand meinen Platz zwischen dem liebenswürdigen Gouverneur und seiner freund-

lichen Gattin, und nun hieß es wieder Acht haben auf die engliſche Sitte, denn bei Sir Robert wird noch nach altem Schnitte gegeſſen; es wird noch von den Adjutanten an den Enden des Tiſches vorgelegt, geſchnitten, und die großen Stücke, ja oft ganze Thiere mit Würde und Ernſt gehandhabt; auch hat jeder ſeine Flaſche Sherry und ſeinen Flacon mit Waſſer vor ſich ſtehen. Ich war in dieſen Dingen Neuling, und fühlte mich glücklich, des ſtolzen Albions dynaſtiſche Sitten anſtaunen zu können. Kaum ſaßen wir, ſo erhob ſich die Geſellſchaft wieder, ich blieb in der Beſtürzung im erſten Augenblick ſitzen, und meinte, die engliſche Toaſtwuth beginne ſchon vor der Magenſtärkung; der Gouverneur aber murmelte einige Worte gegen einen Fernſitzenden, worauf die Stimme des Archidiacons das Gebet ſprach; ſchnell erhob ich mich, entzückt über dieſe alte ſchöne Sitte, das Mahl mit einem Gedanken an Gott zu eröffnen, und zu weihen, was leider in unſern katholiſchen Landen ganz abgekommen iſt, da ja die Mode, die eigentliche Religion der gebildeten Stände, es verbietet, dem Nebenmenſchen zu zeigen, daß man auch manchmal an den alten Gott denkt. Komiſch für uns Fremde, aber freundlich iſt der Gebrauch der Engländer, ſich zuzutrinken; man ſucht denjenigen, den man auszeichnen will, was der Reihe nach faſt Jedem geſchieht, ängſtlich mit den Augen zwiſchen dem Dickicht der Blumen- und Tiſchaufſätze, oder läßt ihn, wenn er für Blick und Stimme zu weit iſt durch einen Diener auf-

merksam machen, schenkt sich ein wenig Sherry ins Glas, was der Gefeierte Alles nachmacht, fixirt ihn hierauf steif, läßt das Haupt, ohne den Mund zu bewegen, zum Gruße gegen die Brust sinken, und nippt oder trinkt, und die Ceremonie, welche in ihrem Phlegma an chinesische Pagoden erinnert, ist vollendet. Ist die Hauptmahlzeit mit ihren grosses pièces verzehrt, so werden alle Geschirre, ja selbst die Gläser weggeräumt, die Ueberzugsservietten abgerollt, und auf das große Tischtuch neue Gläser in frischen Wasserwännchen, die zuletzt zum Waschen des Mundes und der Hände dienen, aufgesetzt, während die in der Mitte des Tisches sitzenden Personen mit großen Flaschen der Hauptweine versehen werden. Man verzehrt noch einige Kleinigkeiten, und hierauf beginnen die Flaschen zu kreisen; der Hausherr läßt das „gentlemen, will you charge your glasses“ ertönen; man versieht sich mit Porter, Sherry und Claret von verschiedenen Qualitäten, je nach dem Geschmacke, und es beginnt die Aera der Toaste. Der würdige Greis erhob sich, und brachte einen Toast auf unsern innig geliebten Monarchen zu unserem freudigen Erstaunen in deutscher Sprache aus. War auch die Grammatik nicht immer richtig, so gings doch zum Herzen, denn er sprach in unserer Muttersprache. Außer dem Hausherrn stand nach englischer Sitte Niemand auf, und der Beifall wurde bei den Toasten nur durch Klopfen mit den Händen auf den Tisch gegeben, was sich in Masse nicht schlecht macht.

Auch erſcholl in dieſen Augenblicken das „Gott erhalte“ durch den Saal. Nach den Toaſten mußten die Lady's den Tiſch verlaſſen, um in dem Salon die Herren zu erwarten, die ſich noch gemüthlich dem Trunke und der Converſation ergaben. Es ſieht poſſierlich aus, wenn die Dämchen demüthig auf der Männer Geheiß längs der Tafel hinaus defiliren. Viele verwerfen dieſe Sitte als barbariſch; mir gefällt ſie. Die Frauen ſollen es nur lernen, daß ſie den Männern zu gehorchen haben; und wohin die übertrieben fade und ſinnloſe Galanterie gegen die Frauen führt, zeigt uns das ſittenloſe Frankreich. Nach dem Kaffee folgten wir den Damen, und nach einer Artigkeitsconverſation trennte man ſich, und Oeſterreich kehrte bei ſchöner Nacht und funkelndem, ſprühendem Meere auf die Fregatte zurück.

Gibraltar den 23. September 1851.

Heute ging's ins Grüne, der Felſenfeſtung ward der Rücken gezeigt, und on horseback ſteuerten wir dem hinter St. Rocco gelegenen Corkwood zu. Es war eine ganz gelungene Parthie, die uns der freundliche Gouverneur bereitet hatte, auf der uns ſein Sohn und ſeine Adjutanten begleiteten, und während der wir in heiterer Hingebung kennen lernten, wie vollendet gaſtfreundlich, wie liebenswürdig der Engländer iſt, wenn er es ſein will. Albions

Sohn besitzt die Gabe, es seinen Gästen comfortable zu machen, wenn er ihnen wirklich gewogen ist, herzlich zu sein, wenn es ihm vom Herzen kömmt; steif und kalt dagegen, ja sogar unhöflich, wenn er den Grund zum süßen Wesen nicht einsieht, und diese Offenheit, auf Selbstgefühl gegründet, steht ihm sehr wohl an.

Ueber die niedere Landzunge des neutral ground kamen wir wieder auf dem Sande des Meeresufers fort, was mich lebhaft an einen der schönen Abende meines Lebens am herrlichen Golfe von Lepanto erinnerte. Zwischen unwirthbaren Hügeln, dem Tummelplatze der fox-huntings der Gibralteser Garnison, führte dann unser Weg zum Corkwood; es ist dies ein herrlicher großer Wald, der durch seine gigantischen, wild durcheinander stehenden Bäume und seine netz- und festonsartigen Lianen an die romantischen Beschreibungen der amerikanischen Urwälder mahnt. Die Baumgattung ist die berühmte nutzbringende Kork-Eiche, deren weiche, leichte Rinde dem Besitzer große Einkünfte und uns Stöpsel gewährt. Es ist etwas Eigenes, wenn man den früher nicht gekannten Ursprung einer oft gesehenen und durch Gebrauch gewöhnten Sache zuerst sieht; wie viele Stöpsel hatte ich in meinem Leben gesehen und in der Hand gehabt, benützt und verkohlt, um einen Schnurrbart damit zu zeichnen, und doch wußte ich nur, daß der Kork von einem Baume genommen werde, aber wie der Baum aussehe, von welcher Gattung er sei, wo er fortkomme, das

war mir Alles unbekannt; am wenigsten hatte ich geahnt, daß es eine Eiche sei, und daß ganze Wälder davon in Europa bestehen. Doch man reist um zu lernen, und wahrlich bei jedem Schritte lernt man etwas Neues, und das ist der unübertroffene Genuß des Wanderns, der für so viele Entbehrungen entschädigt, in dem die Seele sich bildet und das Herz sich freut. Nur durch Sehen lernt man und findet oft ein unschätzbares Glück in den kleinsten unansehnlichsten Einzelheiten; man erhält Aufschlüsse, die Vieles klar machen; es formen sich Bilder, wahre Weltbilder, die der Spiegel der Seele für immer in sich aufnimmt. Um zu dem Früheren zurückzukehren, bemerke ich, daß der vielverwendete Kork auf einer schönen phantastischen Eichengattung sich bildet, deren elastische, leichte, aber knorrig rauhe Rinde von dem armen Baume gelöst und durch Maulthiere, deren wir lange Züge begegneten, zum Meere und zur Einschiffung gebracht wird. Der Baum stirbt trotz dieser rauhen Behandlung nicht; ja er reproducirt, glaube ich, sogar am verwundeten Stamme das vielgebrauchte Material, dessen Gewinnung wohl zu den leichtesten Arbeiten gehört. Betrachtet man aber unsere deutsche Eiche, die wohl auch schon zur Mährchengestalt geworden ist, so würde man nimmer glauben, daß es ihr Bruder ist, der im Süden den Stoff zur Verstöpselung des köstlichen Rebensaftes liefert. Der günstigste Augenblick für die malerischen, stundenlangen Korkwälder soll wie für Alles, was Kind der

Natur ist, das Frühjahr sein; da blüht und sproßt es im üppigsten Durcheinander, und die schönsten Blumen des Südens entfalten sich in unendlicher Menge, gleich einem Teppiche, zu den Füßen der hundertjährigen Eichen ausgebreitet, während die regen Schlingpflanzen in heiterem, sonnigem Lebensspiele ihre weichen, grünen Fesseln von Ast zu Ast werfen, um die ehrwürdigen Brüder mit ihren linden Armen einend zu umstricken, und auch sie in die Freude der keimenden Natur verführerisch hineinzuziehen. Doch auch im spanischen Herbste, der unserem warmen Sommer entspricht, zeigt sich noch die Schönheit dieses merkwürdigen Waldes; auch der männliche, kräftige Ernst der Natur gibt ein fesselndes Bild. Als sich der Forst ein wenig lichtete, kamen wir zu einem zwischen grünen Hügeln liegenden, kleinen, altersschwachen Kloster, mit einem großen Orangenbaume im sonst verwahrlosten, romantischen Hofe; Pferde und Maulthiere füllten den Kreuzgang, und wir traten nach Besichtigung der kleinen, nach spanischem Geschmacke an vergoldeten Holzverzierungen reichen Kirche in eines der nackten Zimmer des nun nur mehr von einem freundlichen Geistlichen bewohnten Klosters. Ich träumte mich unwillkürlich in die Zeiten Don Quixotte's, in eine jener Behausungen vom abenteuerreichen, menschenleeren Walde umgeben; doch beschränkten sich meine Abenteuer auf einen excellenten, kalten englischen Monstre-Braten, und statt mit Blut tränkte ich mein kühnes, gieriges Herz mit dem trefflichsten Mosel

mouſſeux, einer ganz wundervollen Weingattung, die ich erſt in Gibraltar beim lieben Sir Robert kennen gelernt hatte, in welcher das Bouquet des Moſelweins den allzuſüßen Champagner durchduftet. Man gewinnt dieſes köſtliche Getränk, indem man Trauben der Champagne an den Ufern der Moſel zieht.

Nachdem wir uns geſtärkt hatten, traten wir wieder unſeren Heimritt an, ſchlugen aber, den Weg verlaſſend, eine andere Richtung ein, und kamen durch romantiſche Thäler und über maleriſche Höhen an einer Heerde vorbei, bei welcher W... unter lauter Mißbilligung der Hirtinnen mit einem jungen Stiere den Picador ſpielen wollte, aber unverrichteter Sache abziehen mußte. Dann durchſtreiften wir einen wunderbar graciöſen Pinienwald, durchzogen das auf einer Anhöhe liegende Städtchen Ronda mit ſeiner unumgänglichen Alameda, in welcher ein Theil der Engländer die heiße Zeit zubringt, und gelangten zwiſchen dichten Aloehecken zum Geſtade und über den neutral ground nach Gibraltar. — Abends gab ich Old-England ein Prandium auf der Fregatte, hatte aber außer Sir Robert auch den ſpaniſchen Capitano-general Calongi geladen. Eingedenk des geſtrigen Toaſtes brachte ich das Wohl der Little Queen in engliſcher Sprache aus, worauf noch andere Trinkſprüche ausgetauſcht wurden. Die Banda ſpielte „God save the Queen“, die „Hymna burbonica“ und das herrliche „Gott erhalte“. — Kaum war

das cosmopolitische Gelage zu Ende, so stürzte man sich ins Convent zu einem glänzenden Balle, den der Gouverneur seinen österreichischen Gästen gab. Trotz des vielbewegten Tages und der großen Excursion des Morgens wurde tüchtig getanzt, worin Albions Töchter weit hinter unsern Jungfrauen zurück stehen; im Walzer ist eine Lerchenfelder Maid Königin im Vergleiche mit diesen schwerfällig und ohne Anmuth sich bewegenden Damen; doch auch der weit verbreitete Ruf der Schönheit stand auf dem Spiele, denn der Erisapfel rollte zwischen zwei Gestalten, wovon zwar die eine Engländerin war, eine ruhige, klare, vollendete Schönheit mit runden fast starken Formen, regelmäßigen Zügen und blendender Hautfarbe, die andere aber eine leichte, graciöse, glühende Andalusierin mit Rabenhaar und milden Feueraugen, schön wie ein Liebestraum, anmuthig wie eine Gazelle; die Wahl war schwer, wie zwischen dem ruhigen, frischen Norden am schönen Sommertage und der spanischen Mondnacht im jasminumrankten Orangenwald.

Gibraltar den 24. September 1851.

In reicher Artillerie-Generals-Uniform bestieg Sir Robert einen schönen, langen Rappen, um uns am letzten Tage unseres Aufenthaltes noch einige der militärischen Merkwürdigkeiten zu zeigen. Zuerst wurden wir in die

casemattirte Caserne eines schottischen Regimentes geführt, und während wir die Nettigkeit der gewölbten Räume, und die Trefflichkeit sowie den Reichthum des Mahles für den gemeinen Mann bewunderten, spielten die schottischen Pfeifer im reichen Nationalcostüme vor dem Gebäude den monotonen Dudelsack.

Außerdem, daß der Körper der prächtigen; großgewachsenen Soldaten mit dem schönsten Beef und den trefflichsten Kartoffeln in Ueberfluß genährt wird, sucht man auch den Geist zu nähren, indem eine auf gemeinschaftliche Kosten errichtete, ziemlich reiche Bibliothek, in der auch viele Zeitungen, unter diesen die „London illustrated news", sich vorfinden, jedem der Associirten offen steht, ein Luxus, der am Continent nicht einmal bei allen Officierscorps gefunden wird, für welche er doch nützlicher wäre, als für den gemeinen Mann, bei dem er zu einer zweckwidrigen Halbbildung Anlaß sein kann. Was hier der Soldat hat, besitzt sein Officier in erhöhtem Maße, und die Garnisonsbibliothek, die wir nun besuchten, bietet wirklich viel Interesse; schon 1793 gegründet, befindet sie sich in einem eigens für diesen Zweck bestimmten geräumigen Locale, und zählt jetzt schon über achttausend Werke. Zwei der neuesten fielen mir durch ihre vollendete Schönheit auf: das eine enthält Zeichnungen mit Text über die Alhambra, das andere zeigt uns in herrlichen Lithographien Egypten in seiner monumentalen Größe. Wie wässerte mir der Mund darnach,

und welche regen Wünſche rief der Anblick dieſer merkwürdigen Bilder hervor, wie war das Oel in die Flamme der Reiſeluſt gegoſſen. Ja wer reiſen kann, der reiſe, nur im Reiſen liegt des Lebens wahre Anſchauung, nur ſo lernt man die Welt kennen, und zu bedauern ſind wahrlich Diejenigen, die Geld und Zeit in trüber, ſatter Langeweile hinter dem Ofen vergeuden; aber verachten muß man Jene, die ſich wie Koffer nutz- und gedankenlos durch fremde Länder ſchleppen laſſen, ohne das Schöne und Erhabene zu erkennen, und höchſtens um über unſterbliche Denkmäler der Kunſt und Geſchichte rohe Witze zu machen; leider iſt die Zahl dieſer Reiſenden in unſeren Decennien ſehr groß, und die hoffnungsvolle Jugend des 19. Jahrhunderts, in praktiſchem Materialismus auferzogen, glaubt ſich zwar verpflichtet zu reiſen, weiß aber recht gut, daß es im höchſten Grade mauvais genre iſt, an irgend etwas Intereſſantem Intereſſe zu finden, durch irgend etwas Kunſtvolles, Schönes gefeſſelt oder gar in Emotion gebracht zu werden. Man reiſt — thut man es de bon ton — um die verſchiedenen Küchen zu verſuchen, um die verſchiedenen Theaterſaiſons mitzumachen und um den Völkern der verſchiedenen Länder zu zeigen, wie man zu Allem, was ehemals groß war, gähnen muß, und wie unglücklich geiſtlos, wie langweilig man als Elegant, als herrſchender Lion ſein kann. Man ennuyirt ſich und ennuyirt Andere, und wird eine Geißel für alle Jene, mit welchen man in Berührung kommt.

Wir begaben uns nun zum Mess-house der Artillerieofficiere, welche uns zu einem Lunch eingeladen hatten. Eine Abtheilung Artillerie in schimmernder Parade mit Musik harrte unser vor dem Hause, um uns die glänzendsten Ehren zu erweisen, während uns im großen Saale eine prächtig gedeckte Tafel anlachte. Die edelsten Weine, die besten Speisen und das schönste Silber zeigten uns den Reichthum des englischen Wehrstandes. Jedes Regiment hat eine sogenannte Mess, an der alle Officiere in einem passenden Locale theilnehmen und ihre Mahlzeiten vereint halten und für jeden Tag zahlen, ob sie miteſſen oder nicht, dafür aber auch prächtig gespeist und getränkt werden. Für den esprit de corps mag das von großem Nutzen sein, und zugleich hält es den jungen Officier ab, sich in kleinen Wirthshäusern unangenehmen Scenen auszusetzen. Nachdem die obligaten Trinksprüche ausgebracht waren, gings weiter zur großen Caserne, wo ein rothröckiges, wahrhaft herrliches Regiment paradirte und im gemessenen Paradeschritt, einem wandelnden Felsen gleich, bei lebhafter Musik defilirte.

In der schönen, praktischen und überaus reinen Caserne frappirte mich besonders das Mess-room der Unterofficiere; dieser Comfort, dieses Wohlbehagen, welches sich auch auf diese untergeordnete Stellung erstreckt, zeigt den Reichthum dieser Nation, und ihr großes Verständniß zu leben, ein Charakterzug, welcher sich in so wenigen Nationen ausgeprägt findet, und mir in hohem Grade wichtig scheint. Der

engliſche Feldwebel hat ſeinen Eßſaal, ſeine rein gedeckte Tafel, ſein elegantes Service aus engliſchem Metall mit geſchmackvollen Formen, wie bei uns der Officier. Freilich iſt es mit dem engliſchen Feldwebel auch etwas ganz Anderes, der kann nie und nimmer Officier werden, ſchafft ſich alſo wenigſtens auch in niederer Charge ein gutes Leben, während unſerer ſich mit der Hoffnung nährt, auch einmal, ſofern ihm Zufall und Glück günſtig, Officier zu werden. — Sehr intereſſant war mir die Beſichtigung der Strafſchiffe. Man benützt dazu alte, raſirte Linienſchiffe, einſt Herrſcherinen der Meere, die nun an Schmuck und Glanz bar, grau angeſtrichen in den kleinen Buchten des Felſens vertheilt liegen; an Krieg und Ruhm gewöhnt, einſt den Tod über die Meere tragend, dienen ſie nun mit ihren ſchönen eichenen Räumen als große Seelenſärge für die Verbrecher. Die Kanonenlucken ſind zu Fenſtern geworden, alle Räume ſind geleert, und in weite, luftige und über alle Beſchreibung rein und blankgeſcheuerte Käfige umgewandelt; alles was an den Krieg und die See erinnert, jedes Werkzeug und jede Waffe iſt verſchwunden, und der arme, leere Kaſten bietet nur die Vortheile, daß er Gebäude erſpart und die Flucht durch eine Waſſerumgebung faſt unmöglich macht. In den Batterien, wo ſonſt die Kanonen donnerten, wohnt das Geſindel, und muß gleich den Matroſen in Hängematten ſchlafen, eine Einrichtung, die wegen der Reinlichkeit und Platzgewinnung nachzuahmen wäre. —

Gitter von Holz und Verschalungen trennen die verschiedenen Gemächer, zwischen denen ein luftiger Gang hindurch führt. Die Beseitigung aller zur Schifffahrt dienenden Gegenstände läßt den Raum so groß und hell erscheinen, daß man sich nicht auf dem schwanken Elemente glaubt. — Von den Verbrechern waren nur die Kranken in Hängematten zugegen, die übrigen auf schwerer Arbeit in Ketten; sie tragen weiße, recht gute Kleidung. Der einzige Vorwurf, den man dieser bewunderungswürdigen Anstalt machen kann, ist, daß diese Leute viel, viel zu gut leben, und daß man es begreifen lernt, wenn hungrige Menschen Verbrechen begehen, um in solche Anstalten zu kommen. Man wünscht den armen, ehrlichen Irländern diese reichliche, gesunde Kost, die hier Mördern gereicht wird. Daß, wo der Kopf, auch der ganze Leib durchkommt, zeigte hier ein verwegener Bursche, der sich zwischen zwei Käfigstäben auf eine wahrhaft unglaubliche Weise durchdrängte. — Sir Robert Gardener begleitete uns mit seinem Gefolge bis an den Strand, wo er eine Ehrencompagnie mit klingendem Spiele paradiren ließ, und wo er von mir herzlichen Abschied nahm, der mir wirklich schwer wurde. Wir kamen aufs Schiff, doch erlaubte uns die Windstille nicht, das geliebte Gibraltar zu verlassen.

Den 25. September 1851.

Die Windstille währte mit ihrem bleiernen, die Energie tödtenden Drucke fort, und erst um 5 Uhr Nachmittags konnten wir unter dem Geschützdonner der englischen Batterien dem stolzen Felsen von Calpe Ade sagen, um unsern Cours gegen Malaga zu nehmen.

Den 26. September 1851.

Gegen Abend fanden wir uns angesichts Malaga. Von weitem glühten die schöngeformten, stolzen Gebirge der Sierra nevada mit ihren kahlen, aber edlen Ausläufern, und unten am blauen, ewigschönen Meere lag die in ihrem Weine hochgepriesene Stadt Malaga mit ihrem hoch über alle Häuser ragenden gigantischen goldigen Dome, mit ihrem alten Castelle auf dem verfallenen Hügel, mit ihren unpoetischen in der Nacht leuchtenden Fabrikschloten, die gleich Obelisken, aber ohne Schmuck und Hieroglyphen, in den glühend blauen Himmel emporschießen, mit ihrem wellentrotzenden Hafendamme und ihrer weithin strahlenden Leuchte. Malaga, nunmehr eine der reichsten Städte des schönen Spanien, und in kurzem vielleicht der erste Handelsplatz, der mit seinem raschen Aufblühen das einst so goldreiche

Cadiz verdunkelt. Der Haupthandel dieſer wachſenden Stadt beſteht in getrockneten Früchten und in köſtlichem, gluthreichem Weine, den die Sonne an den zahlloſen, unbewaldeten Höhen kocht. — Durch einen Kanonenſchuß wurde der Lootſe gerufen, doch die Nacht war hereingebrochen, und das Einfahren wurde bis auf den Morgen verſchoben.

Malaga den 27. September 1851.

Um 7 Uhr 26 Minuten warfen wir in der Rhede Anker. Bald wogten wir dem Lande zu, und ſtiegen unter einem großen Eiſendache, womit ein von Menſchen wimmelnder, mit Waaren ganz kaufmänniſch angefüllter Platz gedeckt iſt, ans Land. Mein erſter Gang war zum gigantiſchen Dome. Es iſt eine jener ſeltenen Bauten, wie man ſie nur in Spanien findet, die dem Freunde und Forſcher der Architektur den mißglückten Uebergang des erhabenen, rein gothiſchen in den römiſchen, plump überladenen Styl zeigen. Noch ſind Ideen in dieſem Gebäude, noch heben ſich die ſchlanken Räume, noch umringen die zarten, ſinnigen Ornamente der älteren Zeit einzelne bevorzugte, früher erbaute Stellen; doch drückt auch ſchon die Schwere der gedankenloſen Pracht; ſchon wird der Marmor zu plumper Draperie, und die Ornamentik zum deckenden Zierath, nicht zur verkörperten Idee. Ganz mißlungen iſt die Hauptfaçade, die

ihres schweren Reichthums wegen natürlich mit Stolz dem Fremden gezeigt wird, sehr schön dagegen ein Seitenthor, dessen Bogen noch von der gothischen Zierde, einer Menge kleiner Heiligen in ihren netten, gemeißelten Häuschen, fein und sinnig umspannt ist. Im Innern ist die Eintheilung wieder nach spanischer Art, der Chor durch Wände und Gitter von der übrigen Kirche getrennt, der Hoch-Altar frei und erhaben mit dem Blick auf die übrigen Altäre, die in Nischen an die hintere Rundmauer des Schiffes gelehnt sind. Diese Eintheilung hat etwas Würdevolles, Hierarchisches, lenkt alle Blicke auf den Hoch-Altar, und trennt die functionirende Geistlichkeit vom betenden Volke. Zwar sprach unser Consul von Raphaelen; allein ich fand in dieser Kirche nur die aus Holz geschnittenen, bemalten Heiligen, in denen Spanien excellirt, deren Wahrheit und Naturtreue oft ins Schauerliche geht, und deren Höhepunkt ich, wie schon angeführt, in Sevilla's Museum im heiligen Hieronymus gefunden habe. — In der Kirche wurden wir vom alten, würdigen Bischofe begrüßt, der vor kurzem seine Ernennung nach Granada als Erzbischof erhalten hatte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß Spaniens Bischöfe grasgrüne Hirtenhüte mit vielen Quasten tragen, was zum violetten Kleide recht gut läßt. — Der bischöfliche Palast auf dem Domplatze hat gleich der Kirche eine überreiche geschmacklose Façade, sonst gibt es in der Stadt nicht viel Absonderliches. Die Gassen sind enge, ziemlich schmutzig,

sehr belebt, überall sieht man das schönste Obst in Massen verkaufen, überall Maulthier und Esel in Bewegung, überall Drängen und Treiben, aber man vermißt die Ruhe und Grazie, das Würdevolle von Sevilla. Doch auch Malaga hat wie jede Stadt in Spanien seine Plaza de la Constitucion, und seine Alameda, die hier wirklich recht hübsch und großartig, durch eine breite dreifache Allee mitten in der Stadt geziert, und von den größten Gebäuden der Stadt, worunter einige hübsche großstädtische Hôtels, freundlich umgeben ist. Am Ende des schönen, luftigen Spazierganges gegen das Meer zu steht ein Brunnen sehr sonderbarer Art, in welchem das Wasser durch steinerne Figuren auf eine sehr natürliche Art in ein Becken gespritzt werden soll. Zum Glück scheint die Sittenpolizei das Wasser zu diesem Scherz aus der Perrückenzeit abgesperrt zu haben. — Auf einem recht hübschen kleinen Bazar reihen sich elegante Boutiquen im kühlen Schatten. Hier werden die berühmten Thon-Statuetten verkauft, welche künstlerisch gut geformt, mit lebhaften Farben und Gold ausgestattet, Scenen und Costüme aus der reichen Romantik des spanischen Volkslebens darstellen. Besonders gelungen sind die Gruppen aus dem Stierkampfe, deren mehrere ich mir als warmer Verehrer dieses schönen nationellen Festes kaufte.

Die Abende in Malaga sind wahrhaft magisch in ihren intensiven und melancholisch klaren Tinten; Gold, Blau und Rosenroth mischen sich, in der reinen wolkenlosen

Dämmerung die edlen Bergformen beschimmernd, zum sehnsuchtsvollen Bilde, welches in der höher gestimmten Seele wehmüthig süße Gedanken, Gedanken der Vergangenheit, Gedanken der Ewigkeit, gereifte Früchte stiller, tiefer Gemüthsleiden mit unwiderstehlicher Zaubermacht hervorlockt.

Malaga den 28. September 1851.

Es war Sonntag; ich hörte die heilige Messe am Bord unserer Fregatte, und blieb, da mich die Stadt noch nicht besonders angezogen hatte, den Tag über auf dem Schiffe, mich wie ein Verzweifelnder in meiner Cabine mit einer wahrhaft unerlaubten Masse Fliegen herumbalgend, welche uns das heiße Klima und die vielen reich mit Trauben gefüllten Obstbarken brachten. Es war eine egyptische Landplage, die mich fast im Schreiben hinderte. Endlich zündete ich eine große Anzahl Lichter an, und der zu raschen Aufklärung fielen Scharen meiner Feinde zum Opfer. Die übrigen Herren waren am Lande, und arbeiteten mühevoll an den Vorbereitungen zu einer Excursion, die ich durchaus, coûte que coûte nach Granada, der Blume des maurischen Spaniens, unternehmen wollte. Von allen Seiten erhoben sich Hindernisse: die Plätze auf der Diligence waren alle genommen, der Gouverneur war stützig, sicher war der Weg auch nicht, Pferde konnte man nicht finden, an Wagen

fehlte es, doch war dies Alles für mich nicht Grund genug, um eine Reise, an der mein Herz hing, aufzugeben; sind die Leute stützig und schwer zu etwas zu bewegen, so bin ich noch stütziger und schwerer von meinen Vorsätzen abzubringen. So siegt man, und so geschah es auch diesmal nach meinem Willen; man fand endlich ein Fuhrwerk und einen Unternehmer, der uns nach Granada, dem letzten Glanzpunkte unserer diesjährigen Reise, bringen wollte.

Den 29. September 1851.

Um 2 Uhr Morgens ward schon aufgebrochen. In Dunkel und Frische, wohlthuend für Geist und Körper, ruderten wir ans Land, begleitet von unserem liebenswürdigen Commandanten, der uns noch dem Entrepreneur übergeben sehen wollte. — Auf der Alameda standen zwei alte Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, spärlich von einigen Lichtern beleuchtet, Bewaffnete zu Pferd umringten die Carrossen, einige Gestalten, in dunkle Mäntel gehüllt, stiegen unter den schwarzen Fittigen der Nacht in dieselben ein, einige Abschiedsworte unterbrachen die Stille des Augenblicks, und fort ging's im raschen Tempo, als wäre es eine Entführung aus der romantisch schönen Zeit Don Quixotte's de la Mancha. Die Nacht nahm uns in ihre Schatten auf, und den Schlaf, in den wir bald verfielen, unterbrach

nur das Geschrei der Führenden und das Rasseln des Wagens, um uns zu erinnern, daß wir auf der Heerstraße von Granada seien. Als der Morgen mit grauem Silberlichte anbrach und die Kälte uns dem Schlummer entriß, waren wir schon auf bedeutender Höhe, und ein erhabenes Panorama breitete sich vor unseren Blicken aus. Um und unter uns wölbte sich in hundert und hundert kleinen Kuppeln und Kegeln das merkwürdig schön geformte, weite Mittelgebirge im rosenfarbigen Tone, meist mit einem frischen Netze von Reben lebendig umsponnen, während zwischen den kahlen Bergschwellungen, welche zum Hauptgebirge stufenweise anstreben, einzelne Thäler, Flußbette und kraterförmige Vertiefungen einschnitten, in denen grüne, frische Vegetation wuchert, und aus denen einzelne Bauernhäuser und Capellen im ruhigen, großartigen, friedlichstillen Morgen hervorleuchten. Hinten schließt das hohe, schön geformte Riesengebirge dies Stück Land von den rauhen Winden des Nordens ab, und gibt ihm durch das Auffaugen und Widerstrahlen der kräftigen Sonne das berühmte Klima, welches selbst im Winter nie unter 12° Réaumur sinkt und jeder amerikanischen Pflanze das Leben auf europäischem Boden gestattet; während am Fuße des Mittelgebirges, an einem nun trockenen großen Flußbette, in einer ziemlich weiten Ebene die aufblühende Stadt mit dem im Frühschimmer schön gezeichneten Dome liegt. Vor dem Allem aber breitet sich der unendliche Spiegel des azurnen Meeres aus,

auf dem, ein Punkt in weitem, weitem Sehkreise, unsere geliebte Fregatte unbeweglich lag. An einer Kante zwischen unabsehbaren Weinbergen ging unsere Straße weiter dem felsigen Gebirge zu; wir begegneten häufig Bauern der Kälte halber in ihre malerischen Poncho's romantisch eingehüllt, oder einzelnen Maulthierzügen mit Waaren- und Traubenlast, es war gerade Weinlesezeit, die der Stadt zueilten. — Die Bauern der Gegend von Malaga, wie die der Ebene von Granada, tragen gleich allen Andalusiern die gestickten Lederkamaschen, die sammtene oder lederne Kniehose, die vielfach geschlungene, gewöhnlich scharlachrothe Bauchbinde, den in Farben zierlich gestickten Spencer, den pfiffigen schwarzsammtenen Teller oder Spitzhut und den obengenannten Poncho, ein breites, langes, oft gesticktes, starkes Tuch, in welches man den Oberkörper wie in den schottischen Plaid wickelt, und welches bald als Schutz, bald als Zierde dient, welches bald den Mantel vertritt, bald zusammengelegt leicht über eine Schulter herabhängt. — Bei einem kleinen Hause auf dem ersten Höherücken wurde gehalten und ein kalter Imbiß eingenommen, da uns ein gefälliger Alcalde, welcher auf seinem Roß, mit der Flinte bewaffnet sitzend, einen Theil seiner Weinlese heimbrachte, einige schöne Reben höflich und anstandsvoll nach spanischer Gastsitte ohne die geringste Verlegenheit, als ob er mit seines Gleichen umginge, verehrte. Wir lohnten es ihm mit dem Rest einer Flasche Johannisberger, welche echt-

deutſche Gegengabe ihm zu munden ſchien. — Bei Gelegenheit dieſes Haltes bemerkten wir, daß es unſere Diener in Hinſicht auf Temperatur und Platz in ihrem Fuhrwerke viel beſſer hatten als wir, wenn etwas nicht Gutes überhaupt beſſer genannt werden kann; auch waren ihrer nur drei, unſer vier; dies bewog uns die Carroſſen zu wechſeln, und nun bekamen wir einen Wagen aus der ehrwürdigen Zeit Maria Thereſia's, mit einem großen geſchloſſenen, von außen cardinalroth angeſtrichenen Staatskaſten, deſſen innere Wände mit ſilbergrauem, gelbgeſticktem Atlas überzogen waren; mit einem Wort, wir erhielten einen vor hundert Jahren ausgezeichneten Prachtwagen, der einmal der Stolz irgend eines Granden, Cardinals, oder vielleicht gar Prinzen aus königlichem Geblüte war; doch nunmehr eine gefallene Größe, welche aber, wie ich mit einer gewiſſen freudigen Stimmung und Salbung in den Reiſebriefen der Gräfin Hahn-Hahn las, vor einigen Jahren, wie vermuthlich allen nach Granada Reiſenden, auch ihr gedient hatte, und von ihr auch mit einigen anerkennenden Worten gewürdigt wurde. Das Sonderbarſte an den ſpaniſchen Fuhrwerken iſt für den Fremden die Beſpannung; ſechs Pferde ſind mit dem Wagen durch Stränge in Verbindung geſetzt, doch nur die Stangenpferde haben Zügel, welche der ſogenannte Majoral mittelſt furchtbaren Geſchreies führt; die vorderen Thiere, unter welche ſich auch oft ein Mauleſel einſchleicht, werden durch ihren eigenen geſunden

Verstand und durch den Zagal, einen äußerst behenden Burschen, geleitet. Letzterer ist immer in Bewegung; mit einer famösen Lunge begabt, läuft er neben den Vorderpferden, respective Maulthieren, treibt sie mit Stab, Steinwürfen und aufschreckendem Geschrei an, setzt sich dann einen Augenblick, haben seine Thiere die gehörige Richtung, in vollstem Laufe vor oder hinter den Wagen, läuft dann wieder vor, und ist so der Hauptmotor des ganzen Fuhrwerkes, und zugleich ein Exempel spanischer Ausdauer. Daß diese Art zu fahren ängstlichen Fremden anfangs nicht sehr behagen kann, begreift sich wohl, denn nimmer kann der Anblick eines zügellosen Gespanns, auf felsigen Wegen neben Abgründen, beruhigend sein. Doch für alle möglichen Fälle dient der unermüdliche Zagal, der rastlose Helfer in der Noth, die eigentliche Triebfeder unseres nationellen Fuhrwerkes. — Der Majoral ist dagegen entschieden die moralische Potenz, der wirkt durch Rede- oder vielmehr Schrei-Kunst in Momenten der Krisis auf das Moralische seiner Thiere; er nennt sie alle einzeln beim Namen, wie Coronel, Castagno oder Capitano, um sie zur Erfüllung ihrer harten Pflicht aufzumuntern, gibt ihnen aber auch, erregen sie seinen Zorn, die beleidigendsten Schimpfworte, um auf ihr schon etwas abgestumpftes Ehrgefühl drastisch zu wirken, und dann hört man gar oft das „Anda perro“ (Geh vorwärts, Hund!) oder anderweitige Kraftausdrücke. Wir hatten, wie gesagt, die erste Höhe erreicht, und be-

fanden uns nun in einer weiten bewegten Hochebene, welche dem felsigen, kahlen, gigantisch-geformten Gebirge zulief; in dieser Ebene lag das Dorf unseres freundlichen Alcalden und einige Felder, sonst sie war aber ziemlich nackt, besonders je näher wir dem zu überschreitenden Gebirge kamen, an dessen Fuße alles den Charakter unserer Hochalpen annahm. Das Gras war kurz und gelbgrün, die Pflanzen, unter denen keine Bäume waren, stimmten mit denen unseres Hochgebirges überein, einzelne Kühe und Ziegen suchten ihre Kräuter an den sonnigen bis an die Felsen laufenden Matten, mit einem Wort: der Stempel unseres geliebten Salzkammergutes war da, und heimisch und freudig wehmüthig zog's durch meine Brust wie ein wärmender Sonnenstrahl aus schöner Vergangenheit. — Zu Fuß das Gebirg hinanstrebend, begegneten wir der mit Maulthieren bespannten Diligence, die den Weg von Granada nach Malaga macht; rasch ging's an uns vorüber, denn die Maulthiere gehen einen gar guten Schritt, und wir staunten die an, die da kamen, und die da kamen blickten fragend nach uns, wie das immer geht, wenn sich Menschen auf dem weiten Erdball für einen Augenblick begegnen, wo sonst wenig Lebendes sich zeigt; man fühlt sich vis-à-vis der Vorbeikommenden so pretiös, so gereift; man weiß, daß man ihnen ein momentanes Räthsel ist, man ist ihnen in kurzer Coquetterie gegenüber, um sich nie wieder zu sehen; so geht es auf einer hohen Bergpartie, wenn man sich beim Sonnenaufgang

findet, so geht es auf dem Meere, wenn zwei Schiffe sich begegnen, so geht es denn nun auch in der Sierra de Ronda's unwirthbaren Höhen, wo man sich wohl eben so fragend mißt, und durch einen gleichen Gedanken, den Reisegedanken, für einen kurzen Augenblick in geistige Verbindung tritt. — Ehe wir über das Gebirg fuhren, welches sich vor uns noch wie eine Zauberwand schloß, ohne uns einen Paß zu zeigen, hielten wir in einer Posada, einem Einkehrhause in spanischem Style, um uns und unsere Pferde zu stärken. Ein Stall und ein Hof mit einem guten Brunnen versorgte die Pferde, ein großes, unregelmäßiges, durchrauchtes und schmutziges Local diente als Küche und Speisekammer, galt als Familienzimmer für die zahlreiche Nachkommenschaft des Wirthes und zugleich als Comedor für die Fremden, mit einem Wort à tout usage. Doch einen Schatz enthielt die Posada, die obenerwähnte Familie der freundlichen Wirthin, die schönsten Kinder, die ich vielleicht je gesehen, eine wahre Murillo-Collection; braune, frische Gesichter mit großen prächtigen Augen, in die es eine Freude war zu schauen, und dabei waren die Kinder so naiv graciös, daß es einem wohl that, mit ihnen sich zu unterhalten. Ein Maler hätte keine schöneren Modelle für Christuskinder, Johannes Baptista oder Engelchen finden können. — Ein wilder, romantischer Engpaß, ein prächtiger Sitz für eine Räuberbande, brachte uns über die Bergschneide, einen mit altersgrauen buschigen Korkeichen geschmückten Abhang hin-

unter. Auf einer weiten Ebene erreichten wir die prächtige neue Straße, die nach Loja führt. Die Gegend schien die Fähigkeit der Fruchtbarkeit zu besitzen, war aber jetzt kahl; nur in einem Thale, welches wir von der Straße aus sehen konnten, war eine wunderhübsche, das Auge erfrischende Oase, in deren Baumesgrün eine Anzahl einzelner großer Gebäude, wahrscheinlich eine Fabriks-Colonie, lag. — Hatte es unter Tags auch etwas geregnet, so war jetzt der schönste, reinste Abend geworden, und herrlich sank die spanische Sonne, ihren Purpur auf die Berge malend; erquickend und frisch war die vom Regen gereinigte Luft, ich möchte sagen, der Aether athmete deutsch, und grüner wurde die Gegend, bis wir endlich bei beginnender Dämmerung zu einem üppig umwachsenen Flüßchen kamen, an dem, an das erhöhte Ufer gelehnt, in belebter Vegetation das Städtchen Loja, die Wiege des einst mächtigen, energischen Narvaez, Herzogs von Valencia, liegt. — Einige Vorzüge in Beleuchtung und Trottoir im kleinen unbedeutenden Neste zeigen, daß der große Mann, der Spanien und seine Königin regierte, in der Höhe des Glanzes seinen unansehnlichen Geburtsort nicht ganz vergessen hat. In einer Fonda, wo man das Lampenöl zum Salat brauchte, was auf zu gute oder zu schlechte Beschaffenheit des einen oder des andern schließen läßt, brachten wir die Nacht zu.

Granada den 30. September 1851.

Schon um vier Uhr in der Früh, eine durchaus unbarmherzige Stunde, mußten wir in unsere rothe Staatscarrosse einsteigen, unserem möglichst frühen Einzuge in der maurischen Königsstadt entgegen eilend. Das Tageslicht fand uns in einer hügeligen, kahlen Ebene. Frisches Grün fanden wir erst wieder an einem Flusse, den wir durchfahren mußten. Neben der Fährte wird eine schöne steinerne Brücke gebaut. Vielleicht bringt das Frühjahr mehr Wasser, denn im jetzigen Augenblicke würde die Brücke als Luxus gelten. Wir hatten den Rubicon überschritten, und kamen nun bald in die weltberühmte Vega de Granada, diesen Culturpunct maurischer Zeiten, das Herz des schönen Spanien. Zu unserer Linken erblickte man die üppigen Hölzer, welche das dankbare Land dem Sieger Wellington als einen reichen Beitrag zu seinem europäischen Vermögen geschenkt; vor uns löste sich Granada mit seiner frischen lebensgrünen Hügelkette aus der Ferne los, der Thron der weiten, reichen Ebene mit der Sierra Nevada, als dunklen ernsten Baldachin. Leider regnete es, und der Regen ist ein der Romantik gefährlicher Schleier, der keinen Enthusiasmus aufkommen läßt. Eine Station vor Granada nahm uns ein Uhlanen-Piquet auf. Hier hatten wir Gelegenheit, landeseigenthümliche Windhunde und Perdrix rouges zu sehen,

welche man in Andalusien in ganz kleinen, fast auf den Körper des Thieres gemachten Käfigen, vermuthlich des Mästens halber, hält. Es ging durch Santa Fé, einen kleinen Ort mit einer großen Kirche, die sich auf dem Platze erhebt, wo Isabella die Katholische mit ihrem Gemale am Tage der Einnahme von Granada die Messe hörte. Jetzt waren wir am Eingange der Stadt, und deutlich sah man die reizende berggekrönte Hügelkette, eine liebliche Terrasse an dem mächtigen Urgebirge; rothe Mauern und Thürme, in der Art unserer Ritterburgen, im frischen Grün der Anhöhe ließen mich die Alhambra ahnen. In der Stadt waren einige Palmen und die Arena des Stiergefechts das erste, was uns auffiel; bei ihnen vorüber rumpelten wir unter beständigem Regen zu einem Wirthshause auf einer großen Zeile an den Ufern eines Flusses; da jedoch daselbst nichts zu finden war, so wanderten wir zum Leon d'oro in der Nähe des Theaters, wo wir uns niederließen, und über unsere Wahl Gelegenheit hatten recht zufrieden zu sein. Kaum hatten wir unser Gepäck abgelegt, als wir, mit Regenschirmen bewaffnet, eine flüchtige Wanderung durch die Stadt begannen. In der Nähe unserer Fonda trafen wir zuerst auf einen Platz, in dessen Mitte ein Marmorpiedestal mit Bronze-Inschriften und Verzierungen steht, ein der Revolution und ihren Helden gewidmetes Monument; die plumpe Statue einer gewissen Perez, welche die Betheiligten einer in ihrem Hause gehaltenen Freiheitsver-

schwörung nicht angeben wollte, und deßhalb unter Ferdinand VII. hingerichtet wurde, sollte schon seit einer Reihe von Jahren dieses Piedestal einnehmen; man zeigte uns das Modell dieser Statue, welches zum Schauder aller-Kunstfreunde im Museum aufbewahrt wird. Interessanter und schöner ist der im Herzen der alten Königsstadt befindliche Platz der Constitution, auf welchem der ehrwürdige Winterpalast der Maurenkönige, das nunmehrige Stadthaus, steht. Wie würden sich die alten Herrscher recken, wenn sie das Wort Constitution auf dem Sitze ihrer Despotie fänden. Auf diesem Platze sind in Spanien zuerst, wie ich hier erfuhr und früher schon einmal anführte, die prächtigen Stiergefechte gehalten worden, die ursprünglich nur Spiele, keine Kämpfe waren, indem die Mauren hier unter der königlichen Altane Stiere losließen und mit denselben rangen, ihren Muth und ihre Kraft übend, ohne den mächtigen Gegner mit der Spada zu erlegen. Erst die ritterliche Christenzeit verwandelte, kampfgewohnt, das Spiel in Ernst. So hatten wir also hier endlich den Ursprung dieser Feste gefunden, über welche ich im Zweifel war, ob ich sie den alten Gothen oder den Mauren zuschreiben sollte; ich konnte mir Letztere in ihrem Ernst, in ihrem orientalischen Anzuge nicht wohl dem Stiere gegenüber denken; dagegen schien mir die Wildheit und Urkraft der Gothen dazu besser zu passen. Diese maurische Sitte ist in Afrika gänzlich erloschen, während sie in der bewegten, kräftigen Halbinsel auf mittelalterliches

Ritterthum verpflanzt wurde, und so neu belebt, alle Umwälzungen überdauert hat, um noch in unserem sogenannten humanistischen Jahrhundert das heiße Volk und sogar jeden fremden Ankömmling in den Wirbel enthusiastischen Entzückens zu reißen. Was für eine wichtige Rolle die Stiere überhaupt nunmehr unter dem spanischen Volke einnehmen, bezeugt folgende Begebenheit. Als die Herzogin von Montpensier das erste Mal nach Tarifa kam, wo schon seit grauen Zeiten kein königlicher Sprößling gesehen worden war, konnte die treue Bevölkerung ihrer Freude keinen besseren Ausdruck geben, als daß sie mitten im Städtchen zehn Stiere losließ; man kann sich die Ueberraschung der Pflastertreter denken; Alles stob in die Häuser und alle Thüren wurden sorgsam geschlossen. Spät Abends sollte eine von den außer dem Hause der Herzogin bequartierten Hofdamen ihre Wohnung aufsuchen; arglos ging sie durch die Straßen, als ihr plötzlich eines der Festthiere entgegenbrauste. Erschreckt wendet sie sich um, doch, o Jammer, auch von dem anderen Ende der Gasse trabt ein solcher Unhold heran; alle Thore sind geschlossen, die Lage ist mehr als peinlich, sie ist tödtlich; nur für einen Matador hätte es einen doppelten Triumph geben können, doch unsere arme Donna schien verloren; da öffnete sich rasch eine Thür, sie fand ein Asyl und kam mit der momentanen Qual des Schrecks davon. Diese Geschichte, die ich aus dem Munde des liebenswürdigen Herzogs selbst vernahm, beleuchtet drastisch

die Sitte des spanischen Volkes. Auf dem erwähnten Platze und in den engen, echt spanischen Gassen, die in denselben münden, gibt es viele und reich gefüllte Läden, doch sind es, zum Lobe der genügsamen Spanier sei es gesagt, mehr Gegenstände des Bedarfes als des Luxus, welche hier feilgeboten werden, ungleich unseren Städten, wo letztere zum Verderben der unteren Classen, welche es den Reichen nachmachen zu müssen glauben, die Kauflust reizen. Der Spanier kennt diese krankhaft über den Stand hinausgehende Steigerung der Bedürfnisse nicht. Er kleidet sich, wie sich sein Vater gekleidet hat, rein und einfach, und in seinem Hause schmückt er nichts als seinen geliebten Patio, der auch hier in Granada in keinem Hause fehlt, und auf das freundlichste und allerliebste eingerichtet ist. Aber auch er prunkt nicht mit Luxus, sondern glänzt durch Anmuth und leichte Bauart, in dem frischen Schmucke liebreizender Bewohnerinnen und immergrüner Pflanzen, in der milden, heimlichen Abendbeleuchtung, und im lebendigen, erquickenden Spiele seiner kleinen Fontainen. Er ist gleichfalls ein Vermächtniß der weisen Mauren, die Land und Klima studirt und den sinnlichen Genuß zur zarten Kunst edlen Lebensschmuckes erhöht haben. Auch die Frauen kennen, außer ihrer mit zarten Spitzen besetzten Mantille, ihrem Velo und dem meist chinesischen Fächer, keinen Luxus. Die schwarze Farbe, die ihnen so ausnehmend gut läßt, schließt von selbst übermäßigen Aufwand aus, und zum Schmucke des reichen

Rabenhaares wählen sie das, was ihre ewigjunge Natur ihnen in reizender Fülle schenkt, Rose und Jasmin. — Ein Luxus, den ihr anziehendes Aeußere mit sich bringt, und um den sie manche reiche Ausländerin beneidet, sind die kleinen feinen Schuhe, in die sie ihr allerliebstes Mignonfüßchen stecken. — Wie mäßig der Spanier ist, weiß ein Jeder, und oft besteht sein ganzes für ihn überreiches Mahl in seiner geliebten und wahrhaft schmackhaften Olla potrida.

Ein zierlicher Schmuck von Granada ist der Seidenbazar aus der Zeit der Mauren, ein wahrer Garten von Marmorsäulchen mit feinen Bögen, vielfach verschlungenen Arabesken und Inschriften, die sich in kleine Gäßchen von Buden reihen, worin zur stolzen Chalifenzeit die golddurchwirkte Seide zu den üppigen orientalischen Gewändern feilgeboten wurde. Jetzt wird hier leider alles durcheinander verkauft, was dem zarten Einklange des feinen Gebäudes schadet.

Der große majestätische Dom steht auf dem Platze, den die alte Moschee einnahm, deren Spuren man noch auf einer Seite sieht, und erinnert in der äußeren gothischen Pracht an den Dom von Sevilla, ohne ihn zu erreichen. Das Aeußere des Domes von Granada ist schwer zu begreifen, weil er, nicht frei genug, eine Anzahl Baulichkeiten in sein mystisches Ornamenten-Netz verwebt. Das weite gigantische Innere, welches wir vorläufig durchwanderten, ist ein Gemisch von gothischem, neurömischem und

mauriſchem Style. Rein gothiſch iſt das Juwel der Kirche, die Capella real, ein wahrer Schatz von hiſtoriſchen Reliquien, auf die wir Nachmittag zurückkommen werden; neurömiſch die hohe kühne auf Säulen ruhende Kuppel, die ſich über dem Hoch-Altare wölbt, um den es von Gold und überreichen Ornamenten ſtrotzt. Der arco maravilloso, ein überaus weitgeſpannter Bogen, der die Verbindung zwiſchen der runden, ſäulengetragenen Kuppel und dem Schiffe herſtellt und in ſeinem horizontalen Schnitte gebrochen iſt, — ein höchſt gewagter Fall in der Architektur, woher auch ſein pomphafter Name rührt — bildet das kühne Thor aus dem Altarraume in die hohe, weite Kirche, die einen ſehr merkwürdigen Uebergang vom Gothiſchen ins Römiſche darſtellt, worin jedoch noch immer mehr gothiſche Genialität als im Dom von Malaga übrig geblieben iſt.

In unſerer Fonda erwartete uns ein nur zu reiches, wohlbereitetes Diner, welches mit der Olla potrida anfing, und gleich als wären wir im Lande Canaan mit wahren Monſtretrauben endigte, deren treffliche überſaftige Beeren man kaum bewältigen kann. Ich glaube auf keinem Punkte der Welt gibt es Trauben, die ſich mit denen des ſchönen Granada an Größe und Güte meſſen können, ſelbſt im vielgeprieſenen Orient habe ich nichts Aehnliches gefunden, beſonders was die blauen Trauben betrifft. Kaum geſtärkt, eilten wir wieder in den mächtigen Dom, um ihn in ſeinem merkwürdigen Innern zu beſichtigen, und die großen Rococo-

Orgeln spielen zu hören, deren kreischende und schnarrende Töne die ernste Ruhe der Kirche unangenehm störten. Zum Glücke dauerte das keineswegs erbauliche Concert nicht lange. Ich bin im Allgemeinen kein Freund der Orgeltöne, da sie fast nie rein und klar, fast nie weich und zu mechanisch sind. Man hört zu viel Klappern und Aechzen, es gibt nur wenige Ausnahmen, nur wenige Momente, die dann um so ergreifender und erhabener wie Sphären-Harmonie wirken und der Pracht und Macht der katholischen Kirche entsprechen. — Wir verließen das Centrum der Kirche, und suchten Geschichte in der merkwürdigen Capella real, dem Meisterwerke vollendeten Ebenmaßes. Es war Abendbeleuchtung, das wahre Licht, um in ernster Stimmung Denkmäler einer schönen Vergangenheit staunend zu betrachten. Ein reiches eisernes Gitter trennt die Capelle von der Kirche; hinter diesem glänzt der prachtvoll geschnitzte, in Farben und Gold geschmückte, gothische Altar, auf Stufen erhoben, ein lieblich-heimliches und doch kunsthehres Gebilde einer kindlich frommen poetischen Zeit, welches mit seinen ausdrucksvollen Figürchen und sinnreich verschlungenen Zierathen an ein edles Krippenspiel erinnert, und durch seine kindliche Weise jedem lieb wird. Besonders merkwürdig machen diesen Altar zwei Holz-Basreliefs, auf deren einem der unglückliche Maurenkönig Boabdil, aus der Alhambra, deren Mauern man sieht, ausziehend, dem siegenden Ferdinand die Schlüssel der Burg überbringt; das andere

zeigt uns maurische Frauen, wie sie, über ein Taufbecken sich beugend, die Weihe der christlichen Religion empfangen. Merkwürdig sind diese beiden Tafeln durch die Costüme, welche zum Theil verschieden von denen der Mauren jetziger Zeit sind. Noch merkwürdiger sind aber vielleicht auf diesem Altare vier ebenfalls in Holz geschnittene und in Farben gemalte Porträte von Ferdinand und Isabella, von Philipp und seinem großen Sohne Carl V. Philipp, von seinen Zeitgenossen der Schöne genannt, trägt die scharfen, großen habsburgischen Züge, die seinen Vater Maximilian so sehr charakterisiren, und die etwas Typisches, der damaligen Zeit Eigenthümliches haben; jedes Jahrhundert, so wie auch jedes Land hat seine eigenthümlichen unverkennbaren Physiognomien, und eine solche ist die des edlen deutschen Max, welche sich auf seine Nachkommen vererbt hat. — Streng sittlich, was schon die umhüllende Kleidung andeutet, stolz, kalt und fromm, von festem Charakter muß die ernste Isabella gewesen sein; unbedeutender denke ich mir den katholischen Ferdinand. Von ihr und ihrem Gemale sieht man noch außerdem zwei Bildnisse in der Sacristei, und am Fuße des Altars zwei schöne Doppelsarkophage in blendendweißem Marmor, auf denen die merkwürdig gearbeiteten Bildnisse Ferdinand's und Isabella's, dann Philipp's und der wahnsinnigen Johanna ernst und feierlich als versteinerte Leichen angebracht sind; letzteren ließ ihr Sohn Carl das schöne Denkmal errichten. Trägt das erste Monument noch das

Gepräge der ſtreng katholiſchen Zeit, ſo zieren das zweite ſchon die üppigen, heidniſch-myſtiſchen Ornamente der das Antike nachbildenden, verfeinerten aber auch verkleinerten Cinquecento-Epoche mit wahrhaft ſtaunenswerthem Kunſtgeſchmacke. — Ich blickte meinen ſteinernen Ahnenbildern ſo recht ins todtenſtille Antlitz; es waren große Menſchen, die ein Stück Geſchichte gemacht, die das Ihrige auf dem weiten Erdballe geleiſtet, ein mächtiges weithin herrſchendes Geſchlecht erzeugt haben, und nun verlaſſen in einer einſamen Capelle ruhen. Vanitas vanitatum vanitas. Statt des glänzenden Hofſtaates, der ſie einſt umgab, ergreift ein ärmlich gekleideter Sacriſtan die Fackel, öffnet das eiſerne Pförtchen und führt mich über ſchmale Stufen ins niedere, dumpfe Grabgewölbe, dem alle Zier, jeder Schmuck fehlt, und wo die nackte Wahrheit herausgrinſt. Da fällt das Auge der vergeſſenden Erben nimmer hin, und was die Welt nicht ſieht, das ſchmückt ſie nicht. — Hier ruhen die ſtolzen Königspaare in ſo engen kleinen, furchtbar bloßen Särgen, daß es Einem das Herz beengt und das Einem das fürſtliche memento mori durch die ſchauernde Seele dröhnt. —

In ganz Spanien war ich den armen Todten als legitimer Verwandter der Nächſte, näher als die Herrſcher und Prinzen des Landes; da fühlte ich, daß das verwandtſchaftliche Gefühl noch nach Jahrhunderten ergreift, und ein wehmüthiges Bedauern bewegte meine Seele, wie die

großen Todten so verlassen sind, wie der neue Stamm ihrer nicht gedenkt, und wie ich in schlichter Kleidung am Sarge Jener stehe, auf deren sonnigem Throne die Unsrigen, wäre kein Carl II. gewesen, noch herrschen sollten. Der Erinnerung entstanden folgende Zeilen:

## „Granada's Königsgräber."

Ernster Größe ernst'res Mal,
Endest kalt der Ehrsucht Triebe,
Endest Freuden — endest Qual,
Lähmst den Herzensschlag der Liebe.

Eines Marmordenkmals Pracht
Deckt den Staub der Königsleichen,
Moder ward das Haupt, die Macht;
Alles muß dem Tode weichen.

Außen ruht ihr steinern — mild
Mit der Krone schwerem Schmucke;
Innen webt ein düst'res Bild
Unter erz'nem Sargesdrucke.

Was einst euer Scepter war,
Euer kühner Stamm besessen,
Dem entsprang der Königs-Aar,
Hat das Land wohl schon vergessen.

Wie dem frommen Aragon
Sich beſiegt Granada neigte,
Zu verklären ſeinen Thron
Sich ein neuer Welttheil zeigte.

Nacht beſchließt die Sonnenbahn,
Alles, Alles iſt verſchwunden;
Selbſt für ihren Liebeswahn
Hat Johanna Ruh' gefunden.

Düſt'rer — dumpfer Fackelſchein
Führt den Enkel zu der Stätte
Wo der Könige Gebein
Ruht im kalten, engen Bette.

An dem Sarg' er ſinnend ſteht
Bei dem Staub' der großen Ahnen,
Liſpelt ſtille ſein Gebet
Den ſchon halb vergeſſ'nen Manen.

Da erdröhnt es in dem Grab,
Flüſtert aus den morſchen Pfoſten:
„Der hier brach, der gold'ne Stab,
Glänzt plus ultra euch im Oſten."

Außer den beiden königlichen Ehepaaren liegt noch in der dumpfen Gruft Don Michael, ein älterer Bruder Carl's V., der mit 13 Jahren durch einen Sturz vom Pferde ſtarb. Das Daſein und das unglückliche Ende

dieſes Prinzen, der Platz machen mußte nach den Forderungen des Schickſals für einen großen Mann der Weltgeſchichte, war mir, bis ich an ſeinen Sarg trat, unbekannt geblieben. Für ſolch ein werdendes Leben hat die Geſchichte keine Spalten, erſt wenn der Mann entweder Thaten vollbringt, oder der fortſchreitenden Entwickelung als Hinderniß ſich entgegenſtemmt, wird ſein Name in die Bücher der Clio gezeichnet; nur Triebfeder oder Hemmſchuh werden bekannt. Mit Trauer gedenkt man ſo eines erſtickten Werdens; doch wo käme die Welt hin, wenn alle Gebornen groß würden.

Die Dämmerung brach in die ernſten Wölbungen herein, ein dunkler Schleier über das Reich des Todes. Der Quaſimodo erſchloß ein kleines Gemach, rumpelte im Finſtern herum, und kam mit den Reichs-Inſignien des katholiſchen Ferdinand und dem Gebetbuche der frommen Iſabella wieder zum Vorſchein. Was ſonſt vom ſtolzen Adel und von den Pagen wetteifernd getragen wurde, brachte dem ſchlichten Fremden der Kirchendiener der Kathedrale. Stolz lüſtern und doch wehmüthig griff ich nach dem gold'nen Reif und dem einſt ſo mächtigen Schwerte. Ein ſchöner glänzender Traum wäre es für den Neffen der ſpaniſchen Habsburger, letzteres zu ſchwingen, um erſteren zu erringen. All dieſes einſt Große iſt ein Spielzeug der Fremden und Neugierigen, und ich frug den Küſter, ob ich wohl Ferdinand's Krone für blanke Thaler haben könnte;

dagegen wehrte er sich aber doch; hatte man ihm doch erst kürzlich verboten, die von Isabellens eigener Hand gestickten Kirchenornamente zu zeigen, weil ein Engländer sich Goldfransen von denselben heruntergeschnitten hatte.

Ehe wir den Dom verließen, lasen wir noch die bischöfliche Ordonnanz, welche daran erinnert, daß Leute, die sich zusammenrotten oder mit Mugeres abgeben, excommunicirt werden, oder eine Buße zahlen müssen. Die Nacht benützend, schlichen wir durch die dunklen engen Straßen zu einer Hehlerin, welche von Galeeren-Sclaven entwendete Mauer-Ornamente der Alhambra feilbietet; die alte Frau that sehr ängstlich, und wollte uns das Mährchen aufbinden, daß man den Dieben der Alhambra-Arabesken die linke Hand abhaue.

In unsere Fonda zurückgekehrt, hörten wir durch die Nacht Gesang und Geklingel; es waren Leute, die zu Ehren der Mutter Gottes und der Heiligen, oder zur Herauslockung von Almosen herumzogen und Litaneien sangen: ein eigener, die Ruhe etwas störender Brauch.

Granada den 1. October 1851.

Schon nach sechs Uhr verließen wir die Fonda, um der Krone des maurischen Spanien unsere Huldigung darzubringen, und in gehobener Stimmung wandten wir unser

Gespann der Alhambra zu. Es stand uns bevor, den letzten Glanzpunct der schönen Reise zu schauen; einer von jenen Momenten, die man nur selten im Leben genießt. Das Wetter hatte sich aufgeheitert und versprach einen schönen Tag. Bei dem mächtigen Justizpalaste, im Cinquecento-Style, und mit einer großen Glocke auf dem Dache geziert, bei dem Hause des Perfido Gomer, dessen romantische Geschichte wir später hören werden, vorüber, gelangten wir durch das ebenfalls im Cinquecento-Geschmacke erbaute Thor Carl's V. in das Bereich der Feste Alhambra. Bei uns stellt man sich die Alhambra wie einen feenhaften Mährchensitz, allenfalls wie eine Königsvilla vor; da irrt man gewaltig; sie ist eine feste Citadelle auf felsiger Höhe mit mächtigen Mauern, zahlreichen Thürmen, schweren Thoren; sie schließt in ihrem Innern zwei Königssitze, das Sommerschloß der Maurenkönige und den unbeendigten Palast Carl's V., einige Hundert Häuser und zahllose Gärten, ja sogar Felder ein. Der ganze Felsenberg mit seiner Welt, die bei der Belagerung 40,000 Mauren faßte, heißt die Alhambra, und wird noch als Festung betrachtet. Doch was für eine Festung, eine wahre Götterburg, die die Reize der Nymphen und Feen in den maurischen Hallen und die Kraft des Jupiter in des Kaisers schönem Palaste vereinigt. Von unten gesehen, däucht uns die Alhambra eine alte, deutsche Ritterburg mit Erkern, Thurm und Ringmauern, und man wähnt sich in Deutschland, doch in einem ver-

klärten Deutschland. Tritt man in den frischen, kühlen schattigen Park, der sich um die Höhe bis zur Burg hinanzieht, wie wölben sich majestätisch die üppigen, ewig von frischen Quellen bewässerten Bäume, wie ziehen sich großartig und doch lieblich die breiten, schönen, von Rosenhecken gesäumten Wege unter dem Dome der Eichen, Buchen, Platanen und Kastanien hin; wie glänzt und schimmert alles im ewigen Lenze, wie leuchten aus dem Frühjahrsgrün die Marmorbecken der Fontainen in vollendeter Pflege, und doch so ganz Natur, so ursprünglich kräftig und ernst. Mir hüpfte das Herz im schönen Haine, und ich wähnte mich im heimathlichen Heimbach oder Dornbach; nur müßte es dort nicht 1. October, sondern 1. Mai und ewig 1. Mai heißen, um diesem ähnlich zu sein. Das ist der Reiz Granadas, daß es die Frische und Fülle des Nordens mit dem geheimnißvollen Zauber des Südens vermählt. — Ein zweites Thor, doch dieses schon ein maurisches, brachte mich in die innere Umfassungsmauer auf einen weiten Platz, der sich vor dem Bau Carl's V. und der Sommerresidenz aufthut, mit den maurischen Cisternen, welche sich unter demselben weithin wölben, und köstliches, eiskaltes Wasser enthalten; links von den Königssitzen gegenüber erhebt sich die Torre de la vela, ein mächtiger rother Thurm, von dessen Zinnen dem neuen stolz aufstrebenden Spanien das christliche Banner zuerst den Sieg des katholischen Königspaars am 2. Jänner 1492 ankündigte; dem Parke zu steht

die Torre del vino mit zierlichem, farbenreichem, mauriſchem Hufeiſenbogen; hier boten die Chriſten unter der mauriſchen Herrſchaft den Wein feil. Dies alles iſt mit unregelmäßigen Mauern verbunden und durch vereinzeltes Grün unterbrochen, als intereſſantes Bild eines zur Ruine werdenden Ritterhofes. Tritt man zwiſchen Thurm und Schloß in die Bruſtwehr, ſo entfaltet ſich ein Bild ſeltenen Zaubers; eine Welt von Häuſern und Gärten mit den lieblichſten Einzelnheiten liegt, im ſchroffen Thale des Darro beginnend und in die Ebene ſich ausbreitend, die alte ehrwürdige Stadt mit ihren hohen Kirchen und vielen Thürmen. Auf der Höhe, die der Alhambra gegenüber liegt, ruht, durch friſches Grün geſchmückt, die alte poetiſche Maurenſtadt Albaicin, über ſie hinaus glänzt in den duftigen Farben des Südens die reiche von edlen Bergen weithin umkränzte Vega, der Segen des Landes, und hinter uns erhebt ſich in gigantiſchen, blauſchwarzen Felſenketten und ſchneebedeckten Spitzen die Sierra Nevada. — Blick' ich auf die Gebäude vor mir, ſo ſuch' ich fragend das vielgeprieſene Sommerſchloß, doch zeigen ſich mir nur unregelmäßige, nackte Mauern; aber das iſt eben orientaliſche Weiſe, daß die Gebäude von außen unanſehnlich ſind, und daß nur der Gaſt, dem das Innere ſich erſchließt, den verborgenen Zauber kennen lernt, wie die Perlenmuſchel von außen ſchwarz iſt, und innen den Schatz der klaren reinen Perle birgt. Groß und mächtig, durch ſein Aeußeres imponirend iſt hingegen

der in dem Sommerschlosse fußende Palast des großen Carl, ein goldener Spiegel des hohen Erbauers. Carl war Kaiser, aber auch Poet; als er sein schönes Spanien durchzog, fand er Granada, und liebte es; die Frische und das Grün seiner nordischen Reiche und die üppige Gluth, die seine Romantik fesselte, bot sich hier vereinigt dar. Hier mußte er wohnen. Nicht der Kaiser, der Poet liebte die Alhambra, die Rosengärtchen, die Myrtenhöfe, die Marmorbecken mit den silberperlenden Fontainen und den fröhlich plätschernden Fischen, die Wälder von schlanken Marmorsäulen, die architektonischen Laubgewinde und feenhaften Arabesken, das träumerische Mährchenleben mit Rosenduft und Nachtigallensang, mit Melodie und Harmonie, wie es das Innere der maurischen Schloßwelt bot. Für den Herrn der Welt, der auf dem von der Sonne ewig beleuchteten Throne nicht träumen durfte, war all dies Liebliche nicht. Mächtig mußte die Behausung des großen Carl sein; er ließ den maurischen Winterpalast niederreißen, um sich seine kaiserliche Residenz auf dem Schutte der zerstörten Mährchenwelt zu erbauen. Er vollführte eine gräßliche That gegen die Kunst, aber sein Palast von mächtigen Quadern, in gelber, architektonischer Masse ist der Träger einer Herrscher-Idee, während das übergebliebene Sommerschloß der Maurenkönige nur einen liebreich romantischen Eindruck macht; es ist die aus Mondesstrahlen gewobene Wohnung der Elfen, in denen es sich träumen, nicht aber regieren läßt. Carl's

Palaſt iſt ein gekrönter und gehelmter Fürſt in ernſter Majeſtät, der Chalifen-Sitz eine Sirene mit feuchten Perlen im wallenden Seidenhaare. Wäre ich Herrſcher und ich müßte zwiſchen beiden Königsſitzen wählen, ich griffe ohne Zaudern nach dem Quaderpalaſt Carl's. Wir traten durch einen in der nackten Außenwand angebrachten Hufeiſenbogen ein. Wie durch einen Zauberſpruch verſetzt, befanden wir uns, von der übrigen Welt abgeſchloſſen, im Traumreich der Alhambra, und zwar in einem langen reizenden Patio, den an beiden Enden leichte Gallerien mit durchbrochenen Bögen zieren. Ein rechteckiger von Myrten, Veilchen und Roſen umkränzter Teich, deſſen ſchönes von munteren Goldfiſchen belebtes Waſſer durch Fontainen und Rinnſale im Marmorboden des Hofes bereichert wird, iſt in der Mitte angebracht. Heute war leider das Spiel der Springbrunnen, ein Hauptreiz der Alhambra, geſperrt. Ueber eine der beiden Endgallerien, deren Marmorſäulen die blau verzierten Capitäle, Arabesken und Ornamente tragen, gegen den Palaſt Kaiſer Carl's zu, läuft im erſten Stocke ein Gang mit hölzernen Gitterfenſtern, gleich denen der orientaliſchen Häuſer, und über dieſen eine luftige Säulenhalle mit reichgeſchnitztem Holzplafond. Dieſer Theil iſt der höchſtgebaute in dem ganzen Maurenſchloſſe, welches ſonſt nur entweder ein Erdgeſchoß oder ein Stockwerk hat, und ſcheint den Uebergang zum niedergeriſſenen Winterpalaſt gebildet zu haben, indem noch ein Thor hier durch

in des Kaisers Baute führt. Dieser Patio, dessen Hauptreiz außer den Säulengängen in dem schönen regelmäßigen umgrünten Wasserspiegel besteht, der als silberner, blumenumsäumter Teppich glänzend und ruhig zwischen den einschließenden Mauern liegt, führt von diesem Blumen- und Wasserschmucke seine drei Namen: der Hof der Myrten, des Teiches und der Barke. Wie muß es da im Lenze in der milden Mondnacht wonnig sein; wenn die Myrte mit dem Veilchen vereint ihren Duft sendet, wenn der Nachtigallen bange Sehnsuchtslieder durch die Lüfte schwellen, die Fontainen melodisch plätschern und auf den ungetrübten Spiegel der Mond sanft seine Silberstrahlen niedergleiten läßt. — Für die Wache vor dem Thore des Löwenhofes diente ein in der Mauer befindliches, reichverziertes, mit dem schwimmenden Azulejos geschmückter Alkoven, gewiß das meist poetische Schilderhaus der Welt. Das Wunder der Alhambra, der Löwenhof, ist der größte Patio in derselben, und führt seinen Namen von einer in der Mitte stehenden von zwölf Löwen getragenen, zwölfeckigen Alabasterschale, die bestimmt ist, die Perlenfluthen einer hohen Fontaine aus einer oberen runden Schale zu empfangen. Durch zwei sich schief durchschneidende schöne Thore, auf systematische, ermüdende Regelmäßigkeit, den größten Feind der Poesie in Allem, also auch in der Architektur, sieht der Maure nicht, gelangt man in den Hof, um dessen Rechteck eine Säulenhalle wahrlich hingeträumt ist. In den beiden kürzeren Seiten verläuft

sie sich in zwei kioskartige Vorsprünge, halb offene Erker, halb Tempelchen, ebenfalls nur auf schlanken Säulchen ruhend, und mit Fontainen in der Mitte geziert gegen das Innere des freien Hofraumes. Alles das ist durchsichtig und schneidet sich wundervoll in zauberhafte Perspectiven; die Ornamente sind gleich Spitzenschleiern durchbrochen, alles hängt und fliegt wie mit Demantnadeln schleuderisch geheftet; die Arabesken lösen und vereinen sich in ewigen Räthseln; schmale Rinnsale bringen die silberne Fluth von Fontaine zu Fontaine, und alles wird dem Schauenden durch den Hauch der Poesie zum träumenden Genuß, zum genußreichen Traume. 124 Säulen tragen die leichte Bürde, und bilden die schlanken Stützen des steinernen Zeltes. Denn die Alhambra ist, wie der Alcazar von Sevilla, ein verzaubertes Zelt und noch mehr wie letzterer; oder sind das nicht Schleier und Spitzen, die von Stütze zu Stütze in zartem Schwunge fliegen? sind das nicht golddurchwirkte Tücher aus Kaschemir und Thibet, die von den hohen Saalwänden blendend herunterwallen? erwartet man nicht jeden Augenblick all dies leichte zarte Gewebe von einem Luftzuge geschwellt zu sehen? Ja man steht im orientalischen Zelte, welches der Chalif aus fernem Osten auf Granada's umgrünter Höhe der Braut seines Herzens zum Wonnemonat errichten ließ. Doch dies Werk des Augenblicks war zu schön, als daß es vergehen sollte, und die Kunst hat das Werk von Linnen und Seide, von Purpur und gold'ner

Stickerei festgemacht; der zarte blüthendurchwirkte Brautschleier der Sultanin, Alles ward zu hundert und hundertjähriger Pracht, dauert von Geschlecht zu Geschlecht, und läßt noch durch seinen jetzigen Reiz ahnen, wie es einst in seinem vollen Glanze gewesen sein muß. Doch ist's nur ein Zelt, poetisch aber nicht großartig, und trotz seiner 400jährigen Dauer ein ephemeres Phantasiebild, ohne das beruhigende Gefühl der Stabilität. Ich gestehe es offen, trotz der reizenden Erinnerung, die sich meiner Phantasie eingeprägt hat, entsprach die Alhambra nicht ganz meiner Erwartung; sie war mir zu klein, zu niedlich, zu beschränkt, sie war mir nicht königlich genug, und ich vermißte kühne Linien und imponirende Massen. Zwei Dinge mögen dem Eindrucke geschadet haben: es fehlte die Sonne, die Vergolderin alles Irdischen, und ich hatte vorher den Alcazar von Sevilla gesehen, wodurch die Ueberraschung für mich verloren ging, da dieser in derselben Art und außerdem in manchen Einzelheiten königlicher ist. — Die Galeriedecken des Löwenhofes sind in ihren reichen frischen Farben und in ihrer wunderbaren Holzarbeit, sowie auch die an der Wand herumlaufenden Azulejos noch ganz erhalten und bilden die herrlichsten, ineinander zum großen Ganzen laufenden arithmetischen Zeichnungen, deren Farben und Linien so berechnet sind, daß sie in ihren Einzelheiten auch tausend Figuren bilden, zusammen betrachtet, in kunstvoll berechnete große Formen verschwimmen. Jeder Theil geht im Ganzen

auf, während das vollendete Ganze in unzählige einzelne, für ſich prächtige Theile zerfällt; dadurch wird dem Geiſte Gelegenheit zu ſcharfſinnigem Suchen, Vereinen und Zerſetzen gegeben, und er bleibt beſchäftigungslos ſtets angeregt. Sind die Linien in den Azulejos ſtets gerade und würfelförmig, ſo ſind ſie in den aus Lehm und Mörtel geformten, in hundert Spitzen ausgehenden Bögen, oder in feinen Blätterbasreliefs hervortretenden Wandbekleidungen, die die Saalmauern von der Grenze der Azulejos bis zu den reichen Plafonds, arabeskenüppig, gleich der ſchönſten perſiſchen oder indiſchen Stickerei bedecken, um ſo verſchlungener und ineinander durch runde Formen verwobener. Die Bögen, in Form und Farbe wie die feinſten Spitzen, gleich ihnen oft auch durchſichtig und in doppelten Volants zart geheftet, ſchlingen in ihre Ornamente, wie die Saalwände, überall und immer den Spruch: „Gott allein iſt der Sieger.“ Wie gut und räthſelhaft ſich dieſer Spruch macht, läßt ſich daraus ſchließen, daß die arabiſche Schrift ſelbſt Arabeske iſt.

Da der Löwenhof ausgebeſſert wurde, entbehrte er in der Zeit als ich die Alhambra betrat, die vielen Waſſerkünſte, die ſich bis in jedes Gemach erſtrecken, und den grünen Schmuck der Pflanzen, die ſich ſonſt wie im Myrtenhofe um das große Alabaſterbecken reihen. — Die Mauren kannten die Zauberkraft des Waſſers, und wußten ſie in ihren ſchönſten Gebäuden und Gärten auf die lieblichſte

Weiſe anzubringen: kein Saal ohne Springbrunnen, kein Hof ohne friſch ſich füllendes Marmorbecken, kein Garten ohne Waſſerſtaub und kleine zahlloſe Cascaden; daher aber auch das Plätſchern und Rauſchen, das zarte Spiel der fliegenden und ſinkenden Perlen, die ewige Friſche, der belebende Hauch am heißen Sommertage und das Murmeln und Koſen in ruhiger Mondennacht. Das Waſſer in Gemächern iſt ein poetiſcher Luxus, den man bei uns zu wenig kennt, den ich aber ſo viel als möglich in meiner kleinen Welt einführen will. Nichts iſt vollendet, ſelbſt die Natur nicht, wo das ſuchende Auge nicht durch Waſſer erfriſcht und geſtärkt wird. Blumenpracht mit Gold und Marmor zu verbinden iſt auch eine jener Gaben der Mauren, womit ſie das Schöne angenehm, das künſtleriſch Erhabene traulich und wohnlich zu machen wiſſen. Bei uns wird alles friſche Pflanzenleben ausgerottet, damit die Kunſt ja recht nackt daſtehe; als wenn ein ſchönes Weib mit Roſen bekränzt nicht doppelt ſchön ausſähe. Alles geht gleich ins Muſeenartige, ins Claſſificirt-Langweilige über, man glaubt die Kunſt nur mit einem Inventarbüchlein in der Hand und einer Brille auf der Naſe bewundern zu können, man genießt ſie nicht als Schmuck des Daſeins, nicht als Bedürfniß, eingeſtreut in die friſche Lebensbahn; ſie wird iſolirt und verliert dadurch ihren Zweck, der darin beſteht, daß ſie als goldener Faden in unſer Leben verwebt werde. — Der ſchlagendſte Beweis für meine Behauptung iſt München,

wo die Kunst so recht dem Leben entrissen ist, und auf dem Cothurn regelrecht, aber auch kalt und frostig dasteht. Die alten Griechen verstanden sich auf die Kunst; ihre Tempel standen in Cypressenhainen, halb versteckt, halb hervorleuchtend, und um ihre Götter schlangen sich duftende Rosengewinde als blühende Ketten, welche die Kunst mit der Natur verbinden. — An der rechten längeren Wand des Löwenhofes liegt der Saal der Abencerragen, in den ein breites, offenes Thor führt, an dessen beiden Seiten sich zwei niedere Pförtchen und zwei niedliche Nischen für die abzulegenden Pantoffeln der Mauren befinden. Durch das rechte Eingangspförtchen kamen die unglücklichen Abencerragen, vom König Abu Abdallah gelockt, herein, um, wie die Tradition sagt, an der Fontaine dieses Saales enthauptet zu werden. Man zeigt als Spuren des vergossenen Blutes noch heut zu Tage große rothe Flecken im weißen Marmorboden, als Pendant zu Wallenstein's Blut auf den Dielen von Eger. Zweifach lautet die Geschichte der unglücklichen Abencerragen, einer Art Rittergilde am maurischen Hofe. Die Einen sagen: Zoraya, eine ehemals christliche Dame von wunderbarer Schönheit, sei die Gattin des Königs Abu Abdallah gewesen, dessen Namen man gewöhnlich zu Boabdil zusammenzieht, und dem man den Beinamen el chico, der Kleine, gegeben. Am maurischen Königshofe lebten zum Unglück und zur Schwächung der Herrschaft zwei Ritterparteien im vollsten Hasse: die Aben-

cerragen und die Zegris; erstere stammten alle von Ibn Serraj, dem Großvezier eines Königs von Cordova ab, und bildeten eine mächtige weitverzweigte Familie; letztere waren die Ritter von Saragossa und anderen Städten Aragons und hatten sich nach dem Verluste dieser Provinz nach Granada zurückgezogen; man nannte sie Tsegrinn, das heißt das Volk von Tseghr, der arabische Name des Königreiches Aragon. Einer der Mächtigsten am Hofe des kleinen Boabdil, el perfido Gomer, dessen Haus wir an dem Eingange der Alhambra gesehen, war von den Zegris, und brütete sowohl die angeborne Rache gegen die Abencerragen als auch gegen die einflußreiche Zoraya, die schönste der Sultaninen, deren Antlitz wie die Rose von Damascus glühte, deren Auge das der Gazellen von Darfur überglänzte, und deren Haare wie die Palmenblätter von Tyrus wallten. Um beide mit einem Schlage zu stürzen, erzählte er dem mißtrauischen Könige: man hätte die schöne Sultanin eines Abends im Generalif, einem Schlosse auf der Höhe hinter der Alhambra, mit einem Abencerragen unter einer Cypresse im Zwiegespräche gesehen; dies war der orientalischen Eifersucht genug, um des Königs furchtbaren Entschluß zu wecken, welcher den Untergang des Abencerragen-Stammes und die Gefangenschaft der Sultanin zur Folge hatte. Noch zeigt man dem Fremden den eisenvergitterten Balcongang in einem kleinen unansehnlichen Hofe der Alhambra, in welchem Zoraya Luft schöpfte und

ſpäter die in Wahnſinn verfallene Mutter Carl's V. in Gewahrſam lebte; er erinnerte mich lebhaft an die kurzen Spazierhallen der Bären in der Schönbrunner Menagerie. Die Abencerragen wurden verrätheriſch in den nach ihnen benannten zauberhaften Saal gelockt, um dort enthauptet zu werden; nur einige wenige, durch einen von der Gräuelthat wegeilenden Pagen benachrichtigt, konnten ſich noch retten. Zoraya war glücklicher als die für ſie geopferten Ritter. Die Kunde ihrer ungerechten Gefangenſchaft drang in die chriſtlichen Lande, wo mehrere edle, junge Männer des chriſtlichen Heeres ſie zu retten beſchloſſen. Sie ſtellten ſich Iſabella der Katholiſchen mit der dringenden Bitte vor, für die Unſchuld der Mauren-Königin kämpfen zu dürfen. Nachdem ſie, obgleich ſchwer, die Erlaubniß zu dem Wagſtücke erhalten hatten, verkleideten ſie ſich als mauriſche Ritter, drangen, der arabiſchen Sprache kundig, in die Alhambra, und luden den Verläumder Gomer zum Kampfe vor dem Könige ein. Gomer von Furcht vor dieſen Tapfern ergriffen, geſtand ſein Verbrechen, und die edle Königin war befreit. — Eine andere Verſion lautet: Ein Sultan Namens Mouley Abul-Haſſan Ali, von den ſpaniſchen Schriftſtellern kurzweg Alboacen genannt, ein Sohn Mahomed X., habe zwei Frauen gehabt, eine Couſine, Ayesha, und die obengenannte Zoraya, welche ihm beide männliche Nachkommen ſchenkten. Der König hing von ganzem Herzen an der Sultanin Zoraya, was die Eiferſucht der anderen im

höchsten Grade weckte, und sie fürchten ließ, der Gemal könnte die Kinder der gehaßten Rivalin den ihrigen vorziehen. Sie gewann die Zegris für ihre Sache, während die Abencerragen sich um die Königin Zoraya scharten. Abu Abdallah Mahomed, kurzweg Boabdil, nach dieser Version ein Sohn der Ayesha, flüchtete im Juni 1482 von Granada nach Cadiz, wurde dort zum König ausgerufen, und entthronte, nach Granada siegend zurückgekehrt, seinen Vater. Von den Zegris gehetzt, wollte er Rache an den Abencerragen nehmen, lud sie unter dem Vorwande der Versöhnung mit Ersteren zu sich ein, und ließ sie schmählich hinrichten. — Wie dem nun immer sei, die Geschichte ist jedenfalls blutig, und der Saal blieb nach den unglücklichen Opfern des Verbrechens benannt, was der schöne poesiereiche Bau wahrlich nicht verdient. Im Quadrat erbaut, mit Seitenalkoven, und durch feingeschlungene, ciselirte Doppelbögen gestützt, erhebt sich der Saal gleich einem Dome mit Kuppel und Laterne, durch welche letztere das milde Licht durch feine Ornamentengitter hereinbricht.

Vom Boden bis zu einer Höhe von 5 Schuh läuft, wie in der ganzen Alhambra, der kühle glänzende Saum der Azulejos. Sterne, Kreuze und hundert in einander laufende geometrische Figuren in unzerstörbar glühenden Farben zieren den Raum. Von diesen aufwärts bis zum Beginne der vielen sich durchschneidenden Halbkuppeln sind die Wände mit jenen berühmten, von zarten Arabesken-

Basreliefs überſponnenen Thontafeln wie mit einem feenhaften Gewebe bedeckt. In der Maurenzeit glühten dieſe ſchön modellirten Wandbekleidungen in den friſcheſten Farben. Dieſe haben nun freilich bedeutend nachgelaſſen, auch iſt man an vielen Stellen barbariſch mit weißer Tünche darüber gefahren. Man iſt aber in dieſem Saale auf Befehl der Regierung gerade damit beſchäftigt, das Verdorbene ſo gut als möglich herzuſtellen. Dieſe Thonbekleidungen, welche in ihrer leicht erhabenen Arbeit maleriſche Schattirungen und licht hervortretende Linien und Verzierungen bilden, deren graciöſe, poetiſche Zeichnungen ſowohl der phantaſtiſchen Welt der Schlingpflanzen als den Bildern der Architektur en miniature und den ſich verbindenden und auflöſenden Figuren der Geometrie entnommen ſind, werden immer von Koran-Sprüchen eingeſäumt, welche mit der arabiſchen Schrift ebenfalls graciöſe Arabesken bilden, und erhabenen Inhaltes ſind. Aus den Geweben der Wandbekleidungen ſteigen die Halbkuppeln, von Gold ſtrotzend, in Stufen, Stalaktiten, kryſtalliſirten Eintiefungen und herabhängenden pyramidalen Eiszapfenkronen, wie getheilte Muſchelſchalen oder Tropfſtein-Niſchen, ſich auf Marmorſäulchen ſtützend, ſchwebend und getragen hervor. Wir ſehen hier die Mineralogie mit ihren Wundern der Unterwelt in ihrem edelſten Metalle poetiſch dargeſtellt. Auf dieſen kryſtalliſirten abwärts hängenden Goldſtufen und ihren einwärtsdringenden Formen, welche ſich in ſchöner Abwechslung

aneinander reihen, ruhen abermals in schneidenden Winkeln die mit Thontafeln geschmückten Wände der Laterne, die unteren Kuppelhälften, glänzenden kernigen Granatäpfeln gleich, in Schnitten theilend, um erst dann auf den Fensterchen die goldene, pyramidal aufwärts strebende, aus verschiedenen Theilen zu einem glänzenden Ganzen geeinte Decke zu tragen.

Diese Abstufungen und Abschnitte in dem aufstrebenden Bau, diese scharfen Gegensätze in Farbe und Metall, in Form und Zeichnung, und durch orientalisch glühende Phantasie verbunden, geben diesen Gemächern einen unendlichen Reiz und machen den Eindruck, als seien sie nicht von Menschenhand erbaut, nicht aus rohem Material zusammengesetzt; sie erscheinen wie ein Traumgebild, wie ein zartes, phantasiereiches Gedicht oder ein inniges Musikstück. Die ganze schöne, duftige Alhambra ist ein Mährchen; wäre sie ein Epos, müßte man Sturm und Drang des Streites entdecken, müßten gigantische Massen aufgethürmt sein; hier ist's nur hingehaucht, eben nur hingeträumt. — Wie wohlig es aber in den maurischen Nächten, beim mild durch die Kuppel schimmernden Mondlichte, beim Plätschern der Fontaine, beim Dufte der Rosen, beim Klingen der Laute durch die zauberhaften Bogen und Hallen sein mußte, davon zeugen noch die glühenden Worte der arabischen und spanischen Canzonen. Jetzt sind diese Räume leer und einsam und weithin verrauscht der melancholische Schall des nimmer von

reizendem Gesange begleiteten Springquells, und all dies Gold und all diese Pracht glänzt nur mehr für Fremde und Galeerensclaven. Todtenstill ist's, und der Mond beleuchtet nur mehr die Poesie der Vergangenheit. —

An dem anderen Ende des Löwenhofes, dem Eingange in den Myrtenhof gegenüber, liegt die Justizhalle, wo die Fürsten des Morgenlandes unter den Gläubigen zu Gerichte saßen. — Es ist hier ein Labyrinth von größeren und kleineren offenen Gemächern und Nischen mit goldenen, pyramidalen Stalaktiten-Decken, die durch weite, luftige, ausgezeichnet schön ciselirte Bögen zu einer Gallerie von sieben Abtheilungen verbunden sind. In einigen der Nischen und Wölbungen sieht man allegorische Malereien auf Pergament, von den Christencalven zur Maurenzeit verfertigt, unter diesen das Conterfei der zehn maurischen Richter voll patriarchalischer Würde auf Goldgrund. Die ernsten Männer, in einem Kreise auf Kissen sitzend, zeigen uns die damalige Tracht der Mauren: einen Burnus, der, den Kopf bis auf das Gesicht einschließend, sich mit dem hellen Turban verbindet, eine Art Cravate, einen weiten, faltenreichen Kaftan, der bei einigen, wie man es in alt-venetianischen Bildern findet, in zwei verschiedene Farbenhälften vertical getheilt ist, ein Unterkleid von anderer Farbe und ein mächtiges Schwert an gesticktem Bandelier. Die andern Bilder stellen Jagden und Kämpfe von Mauren und Christen vor.

Aus der Justizhalle genießt man einen reizenden Blick

in den Löwenhof, deſſen Bögen ſich von hier aufs wunderlichſte durchſchneiden, und deren zahlloſe Marmorſäulchen einen wahren Hain bilden.

Dem Saale der Abencerragen gegenüber liegt der der zwei Schweſtern, de las dos hermanas, nach zwei gleich großen Marmorplatten im Fußboden ſo benannt; er iſt um ein Drittel größer als der der Juſtiz, hat aber in den Hauptformen dieſelben Grundzüge, nur iſt er vielleicht noch reicher an Ornamentik, beſonders in den ſchönen Gitterfenſtern, welche, unter den Halbkuppeln an den vier Wänden, aus kleinen Corridoren dem Harem den Blick auf die in dem Saale gefeierten Feſte geſtatteten. In den Alkoven dieſes Saales zur Rechten und Linken ſind gemauerte Divans mit Azulejos geziert, deren Zeichnungen ausgezeichnet ſind.

Auch hier plätſchert eine Fontaine. Dem Eingangsthore gegenüber führt uns ein weiter Bogen in eine prachtvolle Gallerie, aus der ein Erker, mit Säulen und niederen Bögen verziert, die Ausſicht in einen inneren Garten gewährt, worin Orangen, Myrten und Roſen blühen. Dieſer Erker, el Tocador de la Lindaraja, das Toilettezimmer der Lindaraja genannt, einer Hofdame, die die Geliebte eines der Könige war, iſt das Schmuckkäſtchen der Alhambra, das Kleinod des elfenhaften Feenſitzes, wo ſich alles vereinigt, was mauriſche Kunſt an Zartheit und Farbenreichthum bietet. Der Plafond dieſes kleinen Liebestempels iſt

mit einem durchsichtigen Netze übersponnen, das die schönsten Sprüche wie geistige Perlen durchziehen, und selbst in den frischen wohlerhaltenen Azulejos findet man hier den scharfen Schriftzug.

Hier genießt man aus dem glänzendsten Gold den Blick in das frische, saftige Grün der Orangenbäume und auf die duftigen, von einer hohen Fontaine bethauten Rosen. Zugleich ist dieses kleine Eden in seinem Pflanzenkreise, wie sich's für Liebende ziemt, so recht abgeschnitten von der übrigen Welt, so recht geschützt und still, und der trunkene Blick fällt aus dem Kranze der Blumen nur auf das tiefblaue, ungetrübte Firmament, auf dies redliche, treue Auge, welches uns friedlich beschirmt, und in dem wir Wonne und Weh, je nach der Stimmung des Herzens, lesen. Die Zimmer Carl's V., welche er sich im Sommerpalaste der Mauren einrichten ließ und auch bewohnte, da sein schöner mächtiger Palast nie fertig wurde, sind nun freilich neben all der orientalischen Sinnenpracht prosaisch und kalt, und enthalten nun gar nichts mehr, als schwere dunkle Holzplafonds, wie man sie in den alten Ritterburgen Deutschlands findet. Aus dem Eßzimmer des Kaisers sieht man in den Hof der Lindaraja, und auf der anderen Seite gehen die Fenster in das kleine Höfchen mit dem Gittergange der Königin Zoraya, wo seine arme, wahnsinnige Mutter eingesperrt war. Ich will für den Zartsinn des großen Kaisers hoffen, daß er nie gewußt habe, zu welchem Zwecke

dieſer Käfig gedient hat. Aus den Zimmern des Kaiſers, im erſten Stocke, traten wir in eine offene Säulengallerie, die auf der Außenmauer der Feſte liegend, zu dem nied-lichen, wie ein Thurmerker in das Darro-Thal vorſpringen-den, luftigen freien Tocador de la Reina führt. Dieſe Ausſicht aus ihrem Ankleidezimmer mag wohl keine Königin der Welt gehabt haben, und es iſt eine artige Idee, ſo ganz abgeſchloſſen und von den Augen der Welt unerreicht in der freien Bergluft ſeine Toilette zu machen, und doch das ganze herrliche Thal, die mächtige Stadt, die ſmaragd-grüne und goldene Vega, ja ſelbſt die Wipfel der Platanen, die den Alhambraberg und ſeine hohen Mauern mit friſchem Leben umſchließen, zu ſeinen Füßen zu haben. Das Ge-ſchäft des Anziehens iſt bei einer Frau ohnedies ein träu-meriſches; der Körper bereitet ſich in ſüßer Muße zu kom-menden Feſten vor, und der Geiſt, halb magnetiſirt durch die geſchmeidige Behandlung der wallenden Haare, durch den ambroſiſchen Duft des Parfums, der, nebenbei bemerkt, in dieſem mauriſchen Boudoir durch kleine Löcher in dem Marmorfußboden aus einem unteren Gemache aufwärts-ſteigend die ſchöne Sultanin umhüllten, und durch das ſorgloſe Hingeben an fremde Bemühung, ſchwimmt in einem Meere von halb unbewußten Gedanken; wie entzückend muß es nun erſt in dieſem Tocador geweſen ſein, die Zeit unter Scherz und Gedankenſpiel mit der üppigen Pflege des Körpers zuzubringen. Da das offene luftige Gemach, das

eine säulengetragene Gallerie umgibt, mit drei Seiten aus der Festungskrone über den Darro gegen die Stadt vorstrebt, so kann man sich einen Begriff von der freien und schönen, wirklich herzerhebenden Aussicht machen. Denkt man sich die Lieblichkeit und Naturgröße der Lage von Ambras mit der königlichen Aussicht vom Prager Hradschin im südlichreichen Duft und Licht des maurischen Landes vereint, so hat man eine Ahnung, was die Alhambra dem Auge bietet. Das Innere des Tocador wurde unter Ferdinand und Isabella ausgemalt, und zeigt auch in seinen Ornament das F und Y des katholischen Königspaares.

In dem Hofe der Lindaraja brach ich von den berühmten Rosen der Alhambra; unter dem Tocador der schönen Hofdame liegt die Sala del secreto, ein dumpfes Gemach, dessen kunstvolle Wölbung in einer Ecke jedes Wort, das in der entgegengesetzten geflüstert wurde, wiedergibt; der fromme und strenge Philipp II. ließ es zur Unterhaltung seiner Kinder einrichten, mit dem Bedeuten, daß sie nun außerhalb des Schlosses keine brauchten. Die Verbannung der prinzlichen Belustigungen in solch ein trübes Gemach, dessen unheimliche Kunststücke wohl nicht die angenehmen Stunden in Wald und Feld ersetzen konnten, war also der Beginn der sogenannten spanischen Etiquette, welche unter den sinkenden Bourbons traurig, lächerlich und schaurig verknöchernd wirkte, und dem Könige nicht mehr gestattete, das kahle Madrid und seine Schlösser zu verlassen, ihm

jeden Spaziergang bei Tage verbot, wodurch nur die sehr etiquettlosen Promenaden bei Nacht und Dunkel herbeigeführt wurden, weder Bälle und Tafelrunden, noch Soiréen, und den Prinzen nicht einmal den Besuch des Theaters, außer in Gegenwart des Königs erlaubte. Etiquette ist die Seele eines Hofes und sie ist an jedem Throne unvermeidlich; aber auch zur Lebensfrische und Liebenswürdigkeit darf dem Hofe das Herz nicht fehlen. Zu amüsiren braucht man sich an einem Hofe nie, dazu gibt es andere Gelegenheiten; aber man soll von den Eindrücken, die man im Palaste empfängt, gehoben, von Zeit zu Zeit durch Glanz und Majestät überwältigt, nie gelangweilt werden, denn in der Langeweile geht alles, wie im todten Meere, zu Grunde; das Leben erstirbt und mit ihm die That, wie es uns leider die Geschichte Spaniens, dieses armen schönen Landes zeigt.

Interessant sind in Hinsicht auf Architektur und Anordnung die Bäder, welche ganz restaurirt werden. In dem großen Vorgemache mit durch Bögen getrennten Seitenabtheilungen, in welchem die herrlichsten Azulejos die Wände zieren und das Licht nur durch Sterne in der Wölbung, durch farbiges Glas mild und zauberisch gebrochen hereinfällt, bereitete man sich, wie noch jetzt im Oriente, zum Bade vor; man wurde von den Badesclaven geknetet und magnetisirt, und gelangte erst im weiteren Gemache, welches rechts und links Bassins enthält, in die porenöffnende Dampfhitze. Man sieht Badestellen für die Kinder neben

denen des Königs und ſeiner Sultanin, doch zeigt ſich außer in dem Linien- und Farbenreichthume der Azulejos große Einfachheit, indem die Wände und Gewölbe geweißt ſind. Im vollſten mauriſchen Luxus prangt hingegen das Gemach, welches zur Ruhe nach dem Bade beſtimmt war; um daſſelbe läuft eine Gallerie, auf welcher Muſik die hohen Ruhenden in ſüßen Schlaf wiegte. Dies wunderliebliche Gemach, welches jetzt gerade in der vollſtändigſten Reſtauration begriffen iſt, hat in der Form große Aehnlichkeit mit einem ganz kleinen ebenfalls aufgefriſchten Patio des ſchönen Alcazar von Sevilla. — In einem Gewölbe nicht weit vom Bade ſind die zwei berühmten weiblichen, ziemlich obſcönen Statuen, die Washington Irving beſchreibt, deren Wächter-Blick auf die Stelle gerichtet iſt, wo die Mauren vor ihrer Flucht ihre unermeßlichen Schätze vergraben haben ſollen. Dieſen Durchſchnittspunkt der Sehlinien ſcheint man leider noch nicht gefunden zu haben, wenigſtens wurden die Gräber für ihre Mühe nicht gelohnt. Ein ebenfalls gegen das Darro-Thal vorſpringender Thurm der Alhambra wird nach einem Sohne Boabdil's der Thurm Comarek genannt, weil der König, der nach allen Nachrichten ein ganz ordentlicher Tyrann geweſen zu ſein ſcheint, dieſen Sohn eines Traumes halber in denſelben einſperren ließ. Mit Hülfe Zoraydens, ſeiner Mutter, entfloh er durch ein Fenſter. Den anderen Sohn Omer verbannte Boabdil aus der Alhambra, und ließ ihm auf dem Berge Silia del moro,

auf welchem man, beiläufig gesagt, noch Spuren einer Römerstadt sieht, ein Schloß, das Generalif bauen, weil Omer zu viel Geige spielte, und das wie es scheint die Nerven des kleinen Königs angriff. Wie viele nachgeborne Prinzen würden sich mit Leidenschaft auf das Geigenspiel werfen, wenn es das Mittel wäre zu einem so reizenden Schlosse wie das Generalif zu gelangen. In der Sala de la Misericordia beteten die Mauren, ehe sie durch die kunstreich geformten Bögen, über welchen in einer Nische der Koran deponirt wurde, und durch eine Vorhalle in die Moschee traten, welche unter Carl V. in eine Capelle verwandelt wurde. Leichte mit goldenen Capitälen versehene Säulen in kleinen Verhältnissen tragen wie in den italienischen Basiliken den flachen, hölzernen Plafond, und die schönen Azulejos schmücken auch hier die Wände, zeigen aber neben den Koransprüchen schon auch den kaiserlichen Adler, und das stolze plus ultra, welches bald alle Sprüche des Orients und Occidents überragte. Auf dem Altar thront in kaminartiger Einfassung die Darstellung der Weisen aus dem Morgenlande vor der heiligen Familie, gut gewählt für die vom Kreuze besiegte Maurenburg; daß die Einrichtung nie vollendet wurde, zeigt aber der nur halbvergoldete Chor. Wie in der Alhambra überall, lacht Poesie auch hier in die Capelle, durch die zwei großen vergitterten Fenster, die auf einen mit der Capelle gleich hoch gelegenen Garten gehen, und um welche sich muntere Reben schlingen, lebensfroh und

frisch herein. — In einer Gallerie des Myrtenhofes, welche der früher besuchten gegenüber liegt, fanden wir ein vom Fürsten Dolgoruki gestiftetes Einschreibebuch, das den Zweck hat, die schönen Wände vor den leeren Namen der Besucher zu bewahren. Jeder beeilt sich, in dieses Buch seinen Besuch einzuzeichnen, denn gar wenige Glückliche kommen in ihrem Leben nach Granada, und jeder fühlt sich stolz, der Welt beweisen zu können, daß auch er die Wunder der Alhambra gesehen hat. Auf der ersten Seite glänzt gleich Washington Irwing, der transatlantische Sänger der alten, sagenreichen Maurenburg, und auch den in der Literatur geschätzten Namen der Gräfin Ida Hahn-Hahn fanden wir mit dem Datum vom 2. Mai 1841. Von hier aus tritt man in den im Thurme Comarek befindlichen Saal der Botschafter, Sala de los Embajadores. Hier ist Luxus und Reichthum am pomphaftesten, hier ist der Raum am größten, die Wölbung am höchsten, die Aussicht aus den vielen Erkern am zauberhaftesten, der ganze goldstrotzende Saal, schwebt im felsenfesten Thurme als architektonischer Contrast ins Thal hinein. Von außen ist der Thurm roh, ohne Ornamente, Jahrhunderten trotzend; innen glänzt das Gemach, von Erker- und Kuppelfenstern hell erleuchtet, als eigentlicher Thronsaal in orientalisch-phantasiereichem Chalifenglanz. — Azulejos und Thonplatten decken hier wieder in nur noch reicherer Ornamentik die weiten Wände, während der Boden ebenfalls mit Arabesken verziert ist, und

in dem aus Cedernholz feingeſchnitzten Plafond große Perlmutterſtücke, gleich einem Sternenhimmel des Tages, glänzen. Am liebſten war mir's, in dieſem wirklich fürſtlichen, vielleicht dem einzigen der Königsidee entſprechenden Gemache, in die Erker mit den Doppelbögen zu treten, hinter und neben mir den feenhaften Glanz und vor mir die weite ſchöne Welt von Granada zu bewundern. — Von der Höhe des Thurmes genießt man den vollkommenen Rundblick, und hier zeigte uns der Cicerone gen Oſten den Berg de l'ultimo sospiro del moro, die letzte Spitze, von welcher der abziehende, beſiegte Abu Abdallah ſein ſchönes Granada, ſeine feenhafte Alhambra ſehen konnte; hier blieb er ſtehen, hier ſeufzte er, und Thränen liefen über ſein Antlitz herab; wie begreift ſich das, wie fühlt man dieſes Weh!

Granada war dem Kreuz erlegen,
Der Mauren König oſtwärts flieht,
Des Abſchieds Schmerzen bang bewegen
Sein ſchwer getroffenes Gemüth.

Und wie er nun zum letzten Male
Vom Berge ſieht Alhambra's Bild,
Den Roſenſitz im Abendſtrahle
Dem Auge eine Thrän' entquillt.

Noch ſieht er ſchimmern die Fontainen.
Aus Farbenpracht und Blumenduft,

Das Königs-Herz erſtickt in Thränen
Laut ſeufzt es durch die Abendluft!

Noch einmal glänzt das Grün der Bäume,
Der Säulen Weiß, der Wände Gold,
Zum Abſchied, den das Schloß der Träume
Dem ſcheidenden Gebieter zollt!

Die Sonn' erloſch; — man hört Geläute —
Der Chriſten erſten Ave-Klang;
Fort flieht der König in die Weite,
Im kranken Herzen Heimweh's Drang!

Von hier wurden uns auch die verſchiedenen Thürme der Feſtung genannt, die geſchichtlich hervorragendſten unter ihnen ſind: die früher erwähnte Torre de la Vela, die Torre de homenage, die de los Infantes und der rothe Thurm. — Bevor wir die Zauberräume für heute verließen, zeigte man uns noch in einem Gemache des Myrtenhofes eine ſehr ſchöne mauriſche Vaſe, einer römiſchen Amphora ähnlich, ohne Piedeſtal, welche nebſt einer alten mit merkwürdigen Schlöſſern verſehenen Truhe, in der einſt Schätze aufbewahrt wurden, die einzigen noch übrig gebliebenen Geräthſchaften aus der Maurenzeit ausmachten. In dieſem Gemache bewahrt man auch auf eine nicht ſehr erbauliche Weiſe die mauriſchen Archive, die vor ihrem Untergange noch von einem eifrigen Forſcher benützt, gewiß manchen

interessanten Aufschluß geben würden. Wir wandten uns nun den Myrtenhof durchschreitend dem Palaste Carl's V. zu.

Der Kaiserpalast umschließt einen großen mit Säulengängen, die zu ebener Erde und im ersten Stock ringsherumlaufen, eingefaßten elliptischen Hof; er scheint bei Festen zu Stiergefechten verwendet zu werden, da er den großartigen Stempel einer Arena trägt. Seine vielen Säulen sind aus einer dem verwitterten Marmor ähnlichen Composition, Pasta almendrada genannt, verfertigt. Zimmer und Stiegen reihen sich alle um die Säulen-Ellipse, und finden ihre Verbindung in diesen offenen Hallen; wenn sie dem Aeußeren des prächtigen Palastes entsprechend eingerichtet wären, würden sie ein äußerst großartiges Ganzes sein. Das steinerne wohlgeformte Gerippe ist da, nur blieb's eben leider vom Entstehen an ein Gerippe. Toisons, das plus ultra, und die Blitzesbündel Carl's, in Stein gehauen, sind in die Ornamentik der Außenwand verflochten; im Innern sah ich die Thür einer Seitenwand, welche ein Fenster halbirt, was originell genug ist, und auf die Größe der Fenster schließen läßt. Uebrigens kann nur von Fenstern und Thürbögen die Rede sein, denn weiter existirt nichts, und im Hofe wucherte um eine übelriechende Cisterne das frischeste Unkraut. Weichlich bequem sind die langen niederen Stufen der schöngeführten Treppen, vermuthlich berechnet für den vom Podagra so furchtbar heimgesuchten Kaiser. Bei der Torre de homenage, auf einer schmalen

Baſtion, iſt romantiſch zwiſchen Abgrund und inneren Mauern der Garten des Gouverneurs, denn die Alhambra hat als feſtes Königsſchloß ihren eigenen Gouverneur, gelegen, und hat nebſt ſeiner exponirten und doch geſchützten Lage, nebſt ſeiner Blumenfülle eine große Merkwürdigkeit; es ſind die gigantiſchen Weinſtöcke aus der Maurenzeit, die da noch leben, deren einer 500 Jahre alt, zwei Mann dick, einen ganzen langen Laubengang dicht überſpannt, und wie ſeine Kameraden noch die beſten ſüßeſten Trauben liefert. Nie habe ich im Pflanzenreiche, außer den Platanen von Canoſa in Dalmatien, etwas ſo Ungeheueres und doch noch ſo Friſches geſehen. Wen mögen dieſe Reben ſchon gelabt haben? Vielleicht kann ich ſagen, mit Philipp II. von demſelben Weinſtock gegeſſen zu haben. Wir beſtiegen auch die Torre de la Vela, auf der eine Inſchrift erzählt, daß am 2. Jänner 1492 die chriſtlichen Standarten des katholiſchen Königspaares aufgezogen worden ſeien. Von den Mädchen der Umgegend wird die Glocke alle 2. Jänner eifrigſt geläutet, da die Volksſage ihnen nach Erfüllung dieſer Ceremonie im folgenden Jahre einen Mann verſpricht. Man kann ſich denken, daß der 2. Jänner kein ruhiger Tag iſt. Alle Abende nach Sonnenuntergang wird die Glocke regelmäßig als Zeichen zur Bewäſſerung der Vega geläutet, eine Cultur-Inſtitution, die noch von den Mauren herrührt, und der das Land den reichen Ernteſegen verdankt. Intereſſant iſt auch das Thor der Gerechtigkeit in

der weiten Umfassungsmauer; auf dem einen Hufeisenbogen ist eine Hand, auf seinem Portal ein Schlüssel in Stein gehauen, von denen die Sage ging: Granada könne von den Christen nicht eher genommen werden, als bis die Hand den Schlüssel ergreife; dennoch zog durch dieses Thor der siegende Ferdinand mit seiner königlichen Gemalin ein. So gilt unter den Moslims auch eine Sage über Stambul und Sion; wie lange wird es dauern, bis da der Christ siegend einziehen wird, um den Aberglauben der Mahomedaner durch den Triumph des Kreuzes zu zerstören.

In Stambul vielleicht nicht so lange, denn da gilt es persönlichen Vortheil; aber mit Sion ist es anders; dazu brauchte es echte Christen, die unserem Jahrhunderte fehlen, in welchem an die Stelle von Poesie und Glauben vergangener Zeiten, Dampf mit allen Consequenzen getreten ist. Das gelobte Land ist jetzt St. Francisco; dorthin ziehen Tausende von eifrigen Pilgern, Haus und Herd verlassend. Doch zurück auf den Hügel der Alhambra, durch Obst- und Gemüsegärten, denn auch die Bewohner dieses Feensitzes essen und aßen Kraut und Rüben, und lebten nicht allein von Poesie und Rosenduft, in den Thurm der Infantinnen. Der Thurm enthält ein reichverziertes Hauptgemach, das, wie die maurischen oft, durch zwei Stockwerke reicht und in dem höheren noch einige Räumlichkeiten um sich reiht. Es diente drei Schwestern: Saida, Zoraida und Sulima und ihrer Gouvernante Soraya zur

Wohnung; sie waren die Töchter eines Königs, der sie so liebte, daß er ihre Verheirathung verhindern wollte, und sie daher abseits von der Welt in diesen Thurm sperrte. Doch die Liebe kennt keine Hindernisse, und der Mensch lechzt nach dem Verbotenen. Zwei in dem rothen Thurme eingesperrte junge Ritter liebten die zwei ältesten Königstöchter, und wußten sich selbst sowie die gefangenen Schönen mit Hülfe einer Strickleiter aus der Haft zu befreien. Die jüngste, Sulima, der Liebe und Welt noch unkundig, sträubte sich Anfangs gegen die Entführung, und wollte dem Willen des Vaters folgsam bleiben, was ihr am leichtesten war, denn es zog sie noch nichts zur Freiheit hin. Endlich gelang es den älteren Schwestern, das arme Kind zu bereden, sie wagte sich über die schwankende Leiter herab, die Gouvernante wurde ohne Umstände aufgepackt, und fort ging's auf muthigen Rossen in gestrecktem Laufe der goldenen Vega zu. Die Gouvernante, solchen Expeditionen fremd, stürzte in den Feldern, brach sich ein Bein und blieb liegen, il y avait un embarras de moins. Es war Abend geworden, die Sonne sank hinter die blauen duftigen Berge und warf ihre letzten Strahlen auf die stolze Chalifenburg, wo Bestürzung und Trauer herrschte; der König vermißte seine drei Juwelen, den Stolz seines Vaterherzens; ängstlich tönte die Glocke von der Torre de la Vela, ihr Ruf ging an die Gläubigen, und alsbald flammten alle Bergspitzen im Feuer, wie es auf das weithin schallende Sturm-

geläute zu geſchehen pflegte. Doch die Pferde waren ſchnell und die Liebe hatte noch raſchere Flügel, und als die Feuer langſam erloſchen, waren die drei mauriſchen Infantinnen weit aus dem Kreiſe der Verfolger. Die Moral der Hiſtorie iſt aber, daß auch ein Vater zärtlicher lieben kann, als er ſollte. Dem Thurme blieb von ſeinen ſchönen Bewohnerinnen nichts als der Name und die poetiſche Erinnerung, welche für den Fremden, wie der Duft einer Blume, dieſe Hallen durchzieht, ſonſt ſteht er leer, verlaſſen und verwahrloſt da.

Durch das ſaftige Grün und den kühlen Schatten des unvergeßlich ſchönen Parks rollten wir nun in die Stadt.

Bei unſerer Fahrt durch die Stadt zeigte man uns zwei intereſſante Gebäude: die Kirche, in welcher die Mauren getauft wurden, das andere das Haus des Sidia Yerniaja, des erſten Kanonen-Fabrikanten; noch ſehen deren in Form von Feldſchlangen zu den Fenſtern des oberſten Stockwerks heraus, und dem jeweiligen Beſitzer des Gebäudes blieb das ſonderbare Recht, dieſelben, wenn es ihm gut dünkt, loszubrennen, ein Privilegium, welches den unmittelbaren Nachbarn nicht ganz angenehm ſein mag. Unſer Weg führte uns zum Jardin de Yarto Real, dem Beſitzthum von Zumera, der Mutter des letzten Mauren-Königs. Es iſt ein wunderlieblicher, ruhiger Ort, der jetzt einem Marquis gehört, deſſen gepuderte Ahnen ſich in dem mau-

rischen Trianon, das sich mit einem weiten Saale und einer Halle luftig in den Garten öffnet, gar komisch ausnehmen. Das Liebste in diesem Besitzthum wären mir die gigantischen, hundertjährigen Lorbeermassen, welche weite, dunkle, ewigkühle Hallen bilden, unter deren künstlich gezogenen Wölbungen zierliche Fontainen in das stille Haus Frische hauchen. Kunst, Natur und Poesie zu vereinen, verstanden die Mauren in ihrer ausgebildeten Philosophie des Genusses. Ihre Religion erlaubte ihnen denselben im irdischen Leben im vollsten Maße; wo sie herrschten bot die Natur die reichsten Schätze, wie nicht in den anderen Ländern der Welt; da mußte sich wohl unter dem Walten ihrer orientalischen Phantasie so Liebliches entfalten. Mancher hält zwar all diese Fontainen, Cascaden, Rinnsale, Canäle und Bassins, all diese aufsteigenden und niederrieselnden Demantstrahlen, all diese reinen Silberspiegel, von duftigen Blumen umwuchert, für kleinlich und kindisch, ich finde, daß sie zum Klima trefflich passen, und dem Auge Labung spenden, während sie wenigstens auf meine Phantasie einen eigenen Reiz ausüben; sie wird beschäftigt, und wie magnetisirt spielt sie mit dem rauschenden und quellenden Wasser, fliegt sonnebeschienen mit den Fontainen zum blauen Aether oder zur goldenen Saalesdecke in tausend irisirenden Perlen empor, und gleich darauf mit den durch Blumen plätschernden und hüpfenden Silber-Cascaden, vom ewigkühlen Lorbeerdome beschattet, ins frische Marmorbecken niederzurieseln.

Wie plump ſpricht ſich dagegen der abſurde aufgeblähte Perrückengeiſt in der überladenen Kirche der St. Maria de las Anguſtias aus. Wunderſchön iſt hingegen das Antlitz der ernſten Madonna, welche ihr blaſſes Marmorhaupt zum Schooße neigt, auf dem die Leiche des Erlöſers ruht. Ein ſchwarz und goldener, weiter Faltenmantel hüllt ihre trauernde Geſtalt ein, während eine ungeſchickte Krone, wie bei allen Mirakelbildern der Wallfahrtsorte, ihr Haupt umgibt. Zwar iſt der Schmuck ſchwerfällig, doch erhöht der düſtere, majeſtätiſche Mantel den Eindruck des Bildes der Himmelskönigin. Ich ſtieg hinter den Altar hinauf, um das ſchwermüthige Antlitz recht in der Nähe zu ſehen und zu bewundern, es hatte einen ſo ernſten Reiz, und immer wähnte ich, ich würde eine Thräne, eine warme Thräne über die bleichen Züge herunterrollen ſehen. Die Verehrung für dies Leidensbild mit dem ergreifenden Namen iſt allgemein; überall findet man es nachgebildet, und in Malaga in deſſen Copie ſogar in der Kirche aufgeſtellt; große Wunder ſollen durch dasſelbe geſchehen ſein, und zwar eines erſt vor zwei Jahren: Es war dürr, die Ernte drohte zu mißrathen, die Vega ſchmachtete nach Regen und die Quellen waren verſiegt; in dieſem Augenblicke der Gefahr wandte ſich das Volk zur Mutter Gottes, um deren Fürſprache; das Bild der St. Maria de las Anguſtias wurde unter heißen Gebeten im feierlichen Umzuge durch die Stadt getragen. Kaum geſchehen, erbarmte ſich der

Himmel, und der heilsame Regen erfrischte die goldene Ebene. Ein anderes Zeugniß des frommen Sinnes der Spanier ist das prachtvolle große Spital sammt Kirche des St. Juan de Dios, welches dieser Heilige, in Montemôr-o-Novo, einer kleinen portugiesischen Stadt, 1495 geboren, durch Betteln errichtete und welches allen andern Spitälern als Vorbild diente. Es hat herrliche weite Räumlichkeiten, die noch jetzt dem frommen Zwecke, zu dem sie der heilige Gründer der Barmherzigen Brüder bestimmte, dienen, und die stets staunenswerthe Zeugen sein werden von dem, was ein gottbegeisterter Mensch leisten kann. Der Leib des Heiligen liegt in einem Sanctuarium hinter der überladenen Kirche und hatte ehemals einen silbernen Sarkophag; Marschall Soult fand ihn jedoch der Beachtung werth, und nahm ihn wie vieles Andere mit, und nun liegt der arme Juan de Dios in einem hölzernen, mitten in dem Gold-, Marmor- und Spiegelglanze seines Camarins; so nennt man nämlich das Sanctuarium oder die Capelle, welche höher als die Kirche in der Richtung hinter dem Hauptaltare gelegen ist. Doch was braucht er diesen Schmuck; sein schönstes Monument ist das große nützliche Gebäude, dessen Leiter jedoch, nämlich die sich aufopfernden Barmherzigen Brüder, in himmelschreiender Ungerechtigkeit revolutionärer Machthaber im Jahre 1835, wie alle anderen männlichen Klöster, aufgehoben worden sind. Man zeigt auch noch einen Brief und den schlichten

Brotkorb des Heiligen. Intereſſant iſt in dieſem Sanctuarium eine Sammlung von Porträten aller heiligen gekrönten Häupter, deren es eine wunderlich große Anzahl gibt. Mit Freuden ſah ich, daß unſere Monarchie gut in dieſer Geſellſchaft vertreten iſt. Im Kreuzgange des Spitals, welches jetzt als Militär-Lazareth dient, iſt das Leben des frommen Mannes in keineswegs ſchönen Bildern dargeſtellt.

Ein wunderſchöner Schmuck Granada's iſt ſeine weite ſchattige Alameda mit den prächtigen Alleen, unten von Roſen geſäumt, oben von einem Dome gigantiſcher Ulmen majeſtätiſch beſchattet; große, architektoniſch ſchöne Doppelbaſſins, beſtimmt, den kühlen Staub der Fontainen zu erhaſchen, bilden die maleriſchen Wende- und Endpunkte dieſes reich bepflanzten und reich umwallten herrlichen Spazierganges, deſſen kühle Gänge am Abende alles vereinigen, was Granada Schönes hat, und das will gar viel ſagen, denn Granada liegt im Süden des goldenen Spanien, wo die mächtigen ſchwarzen Augen tiefer als wo anders glühen. Granada, durch die reichen Quellen der Sierra nevada bewäſſert, iſt der einzige Ort in dem ſüdlichen Theile der Halbinſel, welcher ſeine Lenzesfriſche im Sommer nicht verliert; auch wird die Stadt an allen Punkten von dem lebendigſten Grün hoher ſchattiger Bäume und üppigſten Strauchwerkes angenehm unterbrochen. Am Eingange der weiten ſchönen Promenade ſteht eine hiſtoriſch merkwürdige, wenn auch unanſehnliche Capelle, die mit

in Stein gehauenen Inſchriften bedeckt an der Stelle erbaut iſt, wo der katholiſche Sieger den beſiegten Abu Abdallah umarmte. Der Maurenkönig floh zum Meere, um in Africa's Wüſten Granada's ſchöne Tage zu beweinen, und Ferdinand zog als Herr der weiten ſchönen Halbinſel in die goldenen Räume der Alhambra.

Wie ſehr die Mauren die Alhambra, ihr Zauberwerk, lieben, geht daraus hervor, daß der arme ſchwache Abu Abdallah ſich nicht entſchließen konnte, ſein Schloß durch das Hauptthor zu verlaſſen, ſondern vom Schmerz gebeugt durch eine Seitenpforte ſeinem Sieger entgegen zog.

Mit einem romantiſchen von wenig Fremden unternommenen Ausflug beſchloſſen wir den Tag. Auf dem rechten Ufer des Darro, der ſchön umgrünten Alhambra gegenüber, liegt ein rauher, mit phantaſtiſch gezackten Cactuspflanzen überſponnener Bergabhang, las Cuevas del ſacro monte genannt. Vom hohen Tocador de la Reina aus geſehen, ſchattiren ſich des Berges Riſſe und Flächen grau in grau; Alles ſcheint abgeſtorben, kein Lebenszeichen gibt ſich dem Auge kund, und der Fremde glaubt höchſtens die Höhlen der Reptilien unter dieſem weiten rauhen Cactuswalde ſuchen zu müſſen; und doch iſt's eine Troglodytenſtadt mit hundert und hundert Einwohnern, mit regem Leben und Treiben, die ſich in des Berges ſteilen Wänden birgt. Am Tage iſt's zwar ruhig und ſtill; wenn die Sonne ſcheint, iſt es in den Cuevas del ſacro monte Nacht, und

nichts verräth Leben im Cactusberge; schwirren aber die ersten Fledermäuse durch die Dämmerung, und erlischt das Licht an den Bergen der Sierra nevada, dann wird im Cactuswalde Tag gemacht; zahllose Gestalten huschen aus des Berges Wänden durch die schmalen Pflanzengänge hinaus, das Tamburin erschallt, und weithin tönende Gesänge verkünden der schlaftrunkenen Stadt, daß die Troglodyten erwacht sind.

Hinter den dichten stachligen Hecken am Abhange öffnen sich zahllose dunkle Eingänge in die Wohnungen oder vielmehr Höhlen der Gitano's, dieses in allen spanischen Romanen obligat mitspielenden braunen Mord- und Diebsstammes. Die zahllosen dunklen Erdkammern, diese luft- und lichtlosen schwarzgerauchten Banditen-Apartements, in denen Mensch und Vieh in patriarchalischer, urwüchsiger Einfachheit ein stätes Beisammenleben feiern, sind durch das Herausscharren der weichen Lehmerde gebildet. Alles, was da kommt und geht, Licht, Luft und Bewohner findet den einzigen Ein- und Ausgang in einer schmalen cactusumpflanzten Oeffnung. Schlüpft man durch eine dieser Naturpforten, so dringt Einem der warme Erdqualm beengend entgegen, langsam gewöhnt sich das Auge an die Nacht der schwarzen Höhle; durch Grunzen und Seufzen wird man aufmerksam gemacht, daß man sich dicht in unheimlicher Nähe von des Schweines Pfuhl und dem faulen Krankenlager eines alterschwachen Gitano befindet. Zer-

brochenes Kochgeschirr steht an den glimmenden Kohlen, deren Rauch auch nur in der obenerwähnten Oeffnung seinen Ausgang findet; einzelne Lumpen hängen an den schwarzen russigen Wänden, während Zwiebel und Knoblauch die Schätze der allgemeinen Speisekammer bilden. Als wir nach dem Sinken der Sonne durch die schmalen, schlangenartig gewundenen Cactusgänge in die Höhlenstadt einzogen, waren die Männer schon in das dunkelnde Granada geeilt, die kommende Nacht zu Raub und Diebstahl zu verwenden; einzelne braune Frauengestalten und lebhafte wilde Kinder kauerten kreischend und schreiend auf den schmalen Plätzen vor ihren Höhlen. Manche staunten die anständig angezogenen Fremden in dem Diebsrevier verwundert an, Andere ließen uns indolent hinziehen, unbekümmert um den ungewöhnlichen Abendbesuch. Mich erregte der Anblick ungemein, ich war an der Grenze einer reichen bevölkerten Stadt wie durch Zauber in einen Roman des Mittelalters versetzt, wo Hexen den Erdball umkreisen, wo Gnomen in den Spalten der Berge hausen, oder zu den Wilden der Urländer, die wie Dachs und Hamster die Erde aufscharren, um in ihr Wärme und Wohnung zu finden. Daß doch das Volk der Gitano's, wo es sich auf dem weiten Erdball zeigt, mysteriöse Romantik mit sich bringt! In England wählt es den ungekannten König, und zieht zu den Messen, das Volk zu bethören; in Ungarn lebt es trotz vielfacher Regierungs-Experimente das unstäte Nomaden-

leben; in der goldenen Halbinsel rauscht das Tamburin in seinen Händen; die glühenden Augen seiner Töchter bestricken das Herz, und hat die betrogene Welt sich am rauschenden Tanze erfreut, so huschen die Kinder des Ganges mit blutigem Dolche und glänzendem Gold in die Höhlen des Sacro monte, dem Auge entrückt. Und gar mancher Schatz, gar manches geraubte Gut mag in diesen dunkeln Erdkammern den Blicken der Welt für immer entzogen bleiben.

Eingedenk der finstern Künste, die dies Volk treibt, ließ ich durch unseren Cicerone die Weiber fragen, ob keine aus den Linien unserer Hände die Zukunft enthüllen könne; doch wollte sich keine zu dieser Kunst bekennen, bis endlich nach vielem Suchen ein Weib W***s weiße schöne Hand nahm, ihm aber nur ein Verslein zu sagen wußte, woraus zu entnehmen war, daß er weißes Brot essen werde, und ihm Gesundheit und hohes Alter beschieden sei. Es war schon Nacht als wir durch die schmalen, dornigen, unheimlichen Gänge der grausen phantastischen Troglodytenstadt, die Eugen Sue besuchen sollte, nach Granada heimkehrten.

Granada den 2. October 1851.

Unsere erste Wanderung galt heute wieder dem wunderbaren Feenschlosse, wo ich mit Muße genoß, was ich gestern

mit Staunen erfaßt hatte. Dank unſeren Bemühungen hatten wir es bei dem Gouverneur der Alhambra durchgeſetzt, daß er die Fontainen in einigen Höfen und Gemächern ſpielen ließ. War auch das Waſſer durch die vielfachen Röhrenreparaturen nicht ganz klar und rein, ſo hörte man's doch in den goldenen Hallen plätſchern, ſo ſah man's doch durch die Marmordielen munter niederrieſeln. Hier muß ich den Leſern mein „peccavi" zurufen wegen eines Vergehens halb poetiſcher, halb banaler Natur. Es fand ſich im Wirthshauſe, wo wir wohnten, eine Art von verſtändigem Cretin, der mit den Fremden allerhand Narrenpoſſen trieb, und ſie mit täuſchend nachgeahmten Thierlauten verfolgte. Ich hatte geleſen, daß da oben, wo die Myrten blühen und die Roſen duften, im Frühjahre die Nachtigall herrlich ſchlage; dies wollte ich auch im Herbſte nicht entbehren. Der Cretin war auf die Alhambra mitgenommen worden; wir verſteckten ihn in den grünen Büſchen des Myrtenhofes, und nun erſcholl laut und mächtig, wie im Lenz, der Schlag der Nachtigall; mit ſchwärmeriſchem Entzücken ſtand ich bei der plätſchernden Fontaine an des Teiches klarem Spiegel, doch der Schelm hatte uns zum Narren, und plötzlich ließ er die Stimme des Truthahns aus dem Myrtengeſträuche ertönen. Das war die Strafe für den erzwungenen Naturgenuß; hatte ich im October die Nachtigall hören wollen, ſo mußt' ich auch den kollernden Puterhahn mit in den Kauf nehmen. Wir ſagten der ſchönen

Alhambra unſer leider nur zu raſches Lebewohl, und fuhren hinauf zum Generalif, zum Luſtſchloſſe des geigenden Omar. Das Schloß, in kleineren Dimenſionen erbaut, liegt höher als dieſe, im friſchen Grün des Gebirges, das ihm zum Hintergrund dient, und erinnert von Außen mit ſeiner thurmartigen Erhöhung mehr an ein Kloſter, als an ein Sommerſchloß. Ein ſehr ſchöner Porticus iſt in demſelben bemerkenswerth, der von dem Hauptgemache aus in das lange, ſchmale Gartenparterre führt, deſſen Blumenfülle durch friſche Waſſercanäle durchſchnitten wird. Längs des Parterre läuft eine lange laubenartige Bogenreihe, durch die man aus dem Blumengarten von ehedem die Ausſicht in die Welt genießt. Ein zweites Parterre, auch in regelmäßigen Linien und mit langen Waſſerſpiegeln geſchmückt, grenzt an das Erſtere, liegt aber einige Klafter höher. Hier iſt wieder alles orientaliſch-einſam und abgeſchloſſen, aber für den Beſitzer ein Paradies von Blumen und Poeſie. Aus dieſen ſtillen und romantiſchen Gärten, in denen man ſein Leben verträumen könnte, ſteigt, halb in eine Mauer eingewachſen, hoch und mächtig die ein halbes Jahrtauſend alte Cypreſſe hervor, unter welcher die Sultanin Zoraide den Abencerragen geſprochen haben ſoll. Den Berg hinan führt unter Lorberhecken und reichbelaubten Bäumen eine Treppe, deren Geländer ſchmale, regelrechte Cascaden bilden, die den Weg des Luſtwandelnden friſch und anmuthig ſäumen, eine poetiſche Idee, die in unſeren Gärten Nach-

ahmung finden sollte. Auf der höchsten Höhe des Gartens liegt ein neumodischer Kiosk, von dem man eine weite Aussicht hat. Von diesem Punkte aus begreift man erst recht die Lage und das Wesen der Alhambra, bedeutend höher als dieselbe stehend, hat man den Blick in die Maurenfeste in der Vogel-Ansicht, und kann überschauen, wie groß deren ummauerte Hügelfläche ist, wie viele Thürme um dieselbe laufen, und wie viele verschiedenartige Gebäude die merkwürdige Citadelle enthält. Den schönsten und malerischsten Punct nimmt unstreitig die Sommer-Residenz ein; stolz tritt sie mit dem Thurme Comarek und dem luftigen Tocador de la Reina an den reich mit Bäumen bepflanzten Darro-Abhang vor. Von hier aus bietet sie der Stadt Granada und der weiten Vega ein deutliches Bild der mittelalterlichen crenelirten und bethürmten unregelmäßigen Ritterburgen. Man wähnt sich in Deutschlands Gauen, so wehrhaft sieht die alte röthlich gefärbte Burg aus. Auf der entgegengesetzten Seite dehnt sie sich mit ihren Dächern und Terrassen, rings von Mauern vor den Blicken der Außenwelt geschützt, auf der hohen reichen Hügelebene aus, in deren Mitte der felsenfeste große Palast Carl's V. steht. Hinter diesen Gebäuden, westlich vom Generalif, liegen Gärten und Felder, das Kloster San Francisco mit seiner Huerta, die jetzige Pfarrkirche Santa Maria, die Ueberreste des Muftipalastes und die einzelnen Villen und kleineren Gebäude. Oestlich vor dem Palaste

Carl's, an der ſcharfen Hügelecke, gegen die Stadt, links vom neumodiſchen Eingangsthore de las Granadas iſt die Alcazaba mit der Torre de homenage, der Armeria, der Torre de la Vela, und de la Polvareda, ein abgeſchloſſenes Ganzes bildend. Unmittelbar vor des Kaiſers Palaſt iſt die weite Plaza de los Algibes, wo dem ſchroffen Bergabhange zu die berühmten Ciſternen ſtehen.

Auf der andern Seite des Darro, weit über die Cuevas del ſacro monte hin, iſt eine wilde Bergpartie, in der uns las Cuevas del diablo, die Teufelshöhlen, vom Cicerone gezeigt wurden; dort wohnen Räuber und Mörder, und die Gegend iſt ſo verrufen und gefährlich, daß ſelbſt die hochlöbliche ſpaniſche Polizei ſich nicht in dieſelben wagt. Wie bedauere ich, daß mein kurzer Aufenthalt in Granada mir nicht die wünſchenswerthe Gelegenheit ließ, eine nähere Bekanntſchaft mit dem Fürſten der Hölle und ſeinen blutigen Kindern zu machen; ich bin überzeugt, daß ſie nicht ſo ſchwarz ſind, als man ſie an die Wand malt.

In den inneren Räumen des Generalifs ſind einige Bilder von großem hiſtoriſchen Intereſſe. Man ſieht hier die Porträte Philipp's I., II., III., IV. und ihrer Frauen, jene Ferdinand's und Iſabella's, und die mehrerer mauriſcher Fürſten, unter denen man Muza, einen Oheim Boabdil's, als weißbärtigen Greis findet. Mich als Seemann intereſſirten aber am meiſten die Abbildung der Schiffe, mit welchen der große Columbus ſeine Entdeckung

gemacht hat. Daß die jetzigen Nautiker über die Form dieser Fahrzeuge bedeutend erschrecken würden, daß sie sich damit kaum von Hafen zu Hafen längs der sichern Küste wagen würden, läßt die Schwierigkeiten ermessen, mit welchen der eiserne Columbus zu kämpfen hatte.

Wir verließen das blühende Generalif, das der Herzog von Montpensier, bevor er St. Telmo zum Zauberschlosse umschuf, von einem in Genua residirenden Marquis kaufen wollte, doch die Familiengesetze erlaubten diesem nicht, es zu veräußern. Jetzt steht das Schloß leer und verlassen in trauriger Romantik; was wäre es geworden, wenn der phantasie- und goldreiche Herzog seinen Geschmack am herrlich gelegenen, sagenreichen Generalif versucht hätte.

Wir fuhren nun zur berühmten Cartuja, und auf unserem Wege durch die Stadt zu zwei interessanten Punkten: zum Hause der Inquisition und zum Platz des Trionfo, einem weiten, mit Bäumen und Gesträuchen freundlich bepflanzten Raume, auf dem die 70,000 Mann starke Armee des katholischen Königspaares lagerte. Eine Siegessäule in der Mitte desselben wurde zum Danke errichtet. Hier erbaute man auch den weiten großen Palast für die königlichen Sieger, der, tempora mutantur, in ein Narrenhaus verwandelt wurde.

Die Cartuja ist auf einer Anhöhe mit freier Aussicht erbaut; die große Kirche ist rococco; die Räume sind leer, denn die Mönche mußten zur Zeit der Revolution, als

man das Kind mit dem Bade ausschüttete, wieder in die Welt hinaus, um dort eine Kaste von unglücklichen, unverwendeten und daher verachteten Geistlichen zu bilden. Nur in den Kreuzgängen deuten noch große, gräßlich gemalte Bilder auf das vergangene Leben des Ordens und auf die ehemalige Bestimmung dieses Gebäudes. Das Refectorium zeigt nur vier kahle, hohe und lange Wände; geisterhafte Stille herrscht in den weiten Räumen, und ein großes, braunes, an die Wand gemaltes Kreuz ist das einzige übriggebliebene Abzeichen in dem verlassenen Saale. Ob hier nicht, wenn die Nacht hereinbricht und der Mond sein fahles Licht durch die blinden Scheiben wirft, bei düsterm Glockenton die Geister der dahingeschiedenen, einst barbarisch in die Welt versprengten Mönche in ihren weißen rauschenden Kutten, den grinsenden Schädel unter der kleinen spitzen Kapuze, sich versammeln, und mit klappernden Kinnladen und rasselnden Gebeinen, der alten Sitte gemäß, ihr Mahl im grausen Ernste zu verzehren?

Spukt es in der Welt überhaupt, wie doch seit Plinius angenommen wird, so geschieht es sicher in verlassenen Klöstern, wo der Wind durch die langen kahlen Gänge saust, die Glocken nur mehr im Sturme singen, die morschen Thüren der leeren Zellen in den Angeln schlottern, und die Orgel auf dem Chore stöhnt und seufzt.

Das einzige Sehenswerthe in diesem weiten Gebäude sind, in der Kirche und in einer ihrer Capellen, die pracht-

vollen Marmor-Ornamente und die verschwenderische Arbeit aus Holz, Perlmutter und Schildkrot an den hohen Thüren und weiten Kästen. Die verschiedenen Marmorgattungen sind wie gedrechselt, während die Schildkrot- und Holzflächen nur phantastisch gemalt zu sein scheinen, so trefflich sind die verschiedenen Materiale gefügt.

Eine arme Familie mit kleinen zerlumpten Kindern ist der einzige Hüter der Karthause. Der Vater war im Sterben, und darum herrschte in diesem kleinen Kreise Trauer und Bestürzung. Wie elend ist doch Alles auf der Welt, warum Alles so vergänglich, und mit dem Todeskeime geschaffen? Jetzt modert vermuthlich der Hüter der stolzen Cartuja schon, und wie bald wird diese über seinem Grabe zur Ruine verfallen.

In unsere Fonda zurückgekehrt, genossen wir noch einmal die herrlichen Früchte der reichsten Ebene des goldenen Spanien, und mußten dann mit schwerem Herzen in unsern Cardinalwagen steigen und, Granada Lebewohl sagend, gegen Loja zu rumpeln. Oft blickte ich noch aus dem Kutschenschlage dankbar und traurig gestimmt nach der Alhambra zurück.

Malaga den 3. October 1851.

Im Schlafe von Loja fort ging's die Berge hinauf; als wir nach mehrstündiger Fahrt, während welcher wir

nicht unterließen, wieder bei der schönen Murillo-Familie einzukehren, auf den letzten hohen Bergrücken gelangt waren, lag wieder die ganze weite Aussicht auf das Mittelmeer, ja selbst der Küstenstrich von Africa in entzückender Pracht und Majestät vor unseren Blicken. In Malaga fanden wir trotz des Octobers eine wahrhaft africanische Hitze und einen seltsam überraschenden Empfang in der Person unseres Consuls und des Gouverneurs der Insel, welch Letzterer mich in naiver Unschuld einlud, am morgigen Namensfeste des Königs, im Palaste an Sr. Majestät Stelle die Glückwünsche der Großen der Stadt und der Provinz entgegen zu nehmen. Man kann sich denken, daß ich mit nicht geringem Schreck diese komische Proposition zurückwies, und froh war, der spanischen Ehren bar, beim zauberhaften Mondschein, nach herrlichem Sonnenuntergange und einem Farbenspiel der Dämmerung, wie man es nur in Malaga bewundern kann, über die Silberwellen, von kühler Abendbrise umfächelt heim zu unserer lieben Fregatte zu gleiten.

Malaga den 4. October 1851.

Kanonendonner am Lande zeigte schon in aller Früh den Beginn der Feier für Pacho an, ein Wort, das in Spanien für Francisco gebraucht wird, und mit dem der

königliche Gemal im Volke genannt wird. Alles flaggte in Stadt und Hafen, und die Glocken wurden geläutet. Aber auch vom Meere donnerten die Kanonen; der Fregatte mächtige Wände blitzten, und langsam und majestätisch entrollte sich der Geschütze weißer Qualm auf des Wassers glattem endlosem Spiegel; war es auch eine Erwiederung auf die Festsignale des Landes, so galten doch unsere heutigen Salven, Messe und Te Deum dem eigenen, hohen vaterländischen Feste, welches wir auf unserem kleinen Stück schwimmenden Oesterreichs von ganzem Herzen und mit treuer Unterthanenliebe feierten.

Ich besuchte heute das Land auf wenige Stunden, und zog bei wahrhaft glühender Hitze, über staubige, von rothen Geranienhecken gesäumte Straßen, zum Kirchhofe der Stadt, den ich von den Bergen herab bemerkt und mir interessant gedacht hatte. Schon von der Hitze und ihren drückenden Folgen bedeutend herabgestimmt, ward ich bei meiner Ankunft ganz enttäuscht. Der Kirchhof ist ohne Schmuck und Poesie; statt in Gräber birgt man hier die anständigen Todten in die breite Umfassungsmauer, in welche ihre Särge übereinander geschoben und eingemauert werden. Da aber die deckende Ziegellage dieser eng aneinander geschichteten Zellen nicht dick ist, so verbreitete sich heute bei der großen Hitze in der Nähe der neueren Gräber ein ekelhafter Geruch, welcher der Gesundheit gewiß nur schädlich sein kann.

Malaga den 5. October 1851.

Den heutigen klaren, schönen Tag brachten wir auf eine angenehme, sehr heitere Art zu. Wir hatten Miethpferde genommen, um die Malaga einfassenden Höhen, an denen Buen Retiro liegt, zu besuchen. Unter der schattigen Alameda bestiegen wir die Klepper, und fort gings trotz der Hitze nach Seemannsmanier im sausenden Galop durch die weite Ebene. Zuerst kam die wilde Horde, die durch ihre seltsamen Situationen in stätem Schäckern und Lachen erhalten wurde, durch ein hohes Schilffeld, durch das, wie durch die waldigen Gräser der Steppen America's die breite Straße führte; dann aber ging es durch die schattenlose Ebene, in der wir einen Fluß zu durchreiten hatten, was der ohnehin schon stark hergenommenen Toilette nicht sehr zuträglich war, bis zur Anhöhe, wo ein kleines Dorf, eine Art Hietzing der Malageser, gelegen ist.

Hier ward in einem Wirthshause mit breiter Terrasse und herrlicher Aussicht auf Stadt und Meer ein Prandium bestellt. Den Weg von Malaga hierher hatten wir fabelhaft schnell zurückgelegt, wozu der fortgesetzte train de chasse das seinige beitrug; mir ist es nicht gegeben, langsam zu reiten; Schritt ist Tod, Trab ist fades Leben, gestreckter Galop Seligkeit; man fühlt nicht die Hitze, man athmet leichter, man gehört nicht der schwachen Erde an,

man lacht der Hinderniſſe, wirft tollkühn ſein Leben in den Augenblick des Genuſſes, ahnt die Wonne des Fluges, und fühlt ſich ſo halb und halb Herr der Welt. Wir beſuchten den Garten des preußiſchen Conſuls, der ſich durch Blumenfülle und eine herrliche Palme auszeichnet; noch jetzt im October wuchert Alles in ſo friſchen lebhaften Farben, in ſo balſamiſch wonnigem Dufte, wie bei uns im Monate Juni. Glückliches, herrliches Land mit dem ewig milden Klima! welche Sehnſucht nach dir ergreift das Herz derjenigen, die ihr Leben in der anderen kalten Hälfte, im Winter, hinſchleppen; wie öffnet ſich das Innerſte bei dieſen Sonnenſtrahlen, wie leicht vergißt man die Laſt der Hitze, braucht man ſich nur nicht vor der tödtenden Kälte, vor dem erſtarrenden Winterhauche zu fürchten. Ja, Ihr im Norden ahnt nicht die Seligkeit des Südens, Ihr kennt nicht das Jauchzen der aufblühenden Seele unter dem dunkelblauen, weiten — weiten Himmel am azurnen unbegrenzten Meere, und vielleicht iſt es beſſer für Euch, daß Ihr es nicht kennt, und die bange Wehmuth der Erinnerung an das genoſſene Paradies nicht durch Euer Gemüth zieht. Mich hat der Süden mit ſeinen Reizen vollkommen gefeſſelt, und das gute Klima wird mir nach und nach zum Bedürfniß; man verzeihe mir, wenn ich die in warmen Ländern mitten in blumen- und blüthenreicher Vegetation zugebrachten Tage zu den ſchönſten meines Lebens rechne. Im Süden lebt man doppelt, der von Natur erregbare Geiſt wird reicher und voller; der Körper

im Norden, von Eis und Eisen steif und unbeugsam, wird in der warmen Sonne erst Fleisch und Blut.

Noch einmal hoch zu Roß sprengten wir über Felsen und Baumwurzeln, zwischen hohen stachligen Aloëstauden, aus deren grauen Blättern die riesenhaften architekonisch regelrechten Blüthenstängel gleich gewaffnetem Straßenspalier emporschossen, zum Buen Retiro hin. Wahrlich kein Ort der Welt verdient seinen wohlklingenden Namen besser. Es ist ein im Grün der Cypresse und des Jasmin, der Rosenhecken und Orangenbäume ruhender Sommersitz, der Alles enthält, was die Welt nur Liebliches bietet. Auf der Anhöhe gelegen, breitet sich vor den Fenstern des Erdgeschosses eine weite regelmäßige Terrasse aus; rechts von den dunklen schattigen Bäumen der Höhe gesäumt, gegenüber von der reichen auf der Anhöhe vorstehenden Pflanzen-Scenerie eingefaßt, links schroff mit einer Parapet-Mauer in das wirre reiche Grün des Gartens abfallend, bietet sie über diese letztere Seite, aus amphitheatralischer Höhe, einen herrlichen mir unvergeßlichen Blick auf die alte reiche Stadt mit dem ehrwürdigen, hoch hervorragenden Dome, auf die mit Rosenglut überzogenen, edelgeformten Gebirge der Sierra nevada und auf das stille feierliche Meer. Auf der Terrasse selbst blühen zahllose Blumen, aus denen Statuen und Fontainen in altem prunkhaftem Style hervorragen. Alles ist so regelrecht steinumfaßt — selbst vor dem herausragenden Badezimmer liegt noch auf der Terrasse eine ab-

geschlossene kleine, jasminumrankte Altane mit ihrem Marmorbecken —, und all dies Architektonische, rechteckig Abgegrenzte ist doch so blumenumflossen, so frisch umschattet, so duftdurchwallt, daß Einem das Herz lacht, daß man sich Herr eines solchen Buen Retiro's zu sein wünscht.

Der rechtsliegende schattige Gang, unter dessen amerikanischen, eine eigene ananasartige Frucht tragenden Bäumen auch frisches Wasser quillt und sprudelt, führte uns, so zu sagen, zum Prunksaale des fürstlichen Gartens. Zwischen zwei grünen, geschnittenen Baumwänden ist der regelmäßig abscarpirte Berg in eine steinerne Doppeltreppe verwandelt, die in einen ebenen, durch eine weite Rebenlaube geschlossenen Platz mündet. Ganz auf der Höhe, zwischen den Treppen, am Fuße derselben, rechts und links in dunklen Lauben, und wo es nur möglich ist, sind zahllose Becken und kleine Grotten mit menschlichen Figuren und allerhand Gethier und blumenbekränzte Vasen angebracht, und alle insgesammt durch kleine Steinrinnen und Treppencascaden zierlich in Bogen- und Winkellinien verbunden. Aus diesen sprudelt und quillt, staubt und rauscht das Wasser in allen Höhen und Dimensionen als Fontaine, als tausendfacher Diamantenstaub, als über die Stufen hüpfende Wellen, oder als von Unthieren gespieene Bögen. Strebt die Krystallfluth zur Höhe in den dunkelblauen Aether, oder in den grünen Dom der Lauben, so funkelt sie bald sonnendurchglüht, bald einet sich ihr Staub zum hehren Bilde

des Regenbogens, bald rauscht sie plätschernd nieder und netzt als perlender Thau die von den Strahlen sanft gewiegten, duftenden Blüthen. Sitzt man unten in der kühlen schattigen Laube, und blickt man hinan zum grünen wasserdurchschäumten Bilde, und sieht man all dies Kleinliche, all dies Vereinzelte zur gelungensten Scenerie sich verbinden, so wird man unwillkürlich von diesem feenhaften Effecte erfaßt, und die ruhende Seele freut sich der malerischen Pracht. — Das Gegenstück hiezu ist das Reservoir, aus dem all dies Wasserwerk gespeist wird.

In einer grünen Matte liegt der breite canalartige Teich und bildet rechtshin einen Winkel, so daß sein Ende dem Auge des Beschauers entschwindet, wodurch der Phantasie ein unbegrenzter Spielraum bleibt. Von beiden Langseiten wird er alleeartig von riesenhaften Cypressen, dem Baume des Friedens und der Melancholie gesäumt; hinter den Cypressen ist wirres regelloses Grün, und links an dem Beginne des Wasserspiegels steht ein mächtiger blühender Oleanderbusch, dessen dunkelgrüne Aeste von hellen, frischen Reben phantastisch umrankt sind; aus der inneren geheimnißvollen Welt der Cypressen schwirren beim Nahen des Fremden zahllose wilde Tauben hervor, und ziehen durch den blauen Aether der sinkenden Sonne zu. Wie gern fliegt der Blick über den klaren ruhigen Spiegel, den Cypressen entlang, und denkt sich das Wasser und die Reihe der Bäume endlos. Ist der eine Theil Buen Retiro's pracht-

voll in ſeinem Schmucke und phantaſtiſch erregend, ſo wirkt der andere mit ſtiller Wehmuth auf's Gemüth; doch die Krone erringt, durch den freien weiten Blick über die Ebene zum Meere, die blumenerfüllte Terraſſe; da ſaß ich am Hauſe, am ſteinernen Tiſch in einer blühenden Jasminlaube, und aß die herrlichen Früchte des Südens und ließ mir's im Herzen ſo wohl ſein; nur der Schmerz, daß ſolche Stunden nicht dauern, daß Alles ſo gräßlich vergänglich iſt, quälte mich. Auch aus der ſchönen Jasminlaube mußte geſchieden werden; das Mahl rief uns ins Dorf zurück. Es war proſaiſch, wahrhaft ſchlecht und ungenügend; die ekelhaften Speiſen kaum zum Hinunterwürgen. Das war ein harter Schlag, denn auch der Magen hat ſeine Poeſie, und der wahre Dichter dichtet nicht nur mit dem Herzen allein; ſein Gaumen und Magen jauchzen und frohlocken bei leckeren wohlbereiteten Gerichten auf ſchöngedeckter Tafel. Zum Glück wußte der Wirth, ein in den letzteren Jahren aus Genua Emigrirter, Dank ſei es unſerem ſonderbaren Aufzuge, nicht, wer wir ſeien, ſonſt hätten wir vielleicht außer dem ſchlechten Mahle auch noch Gift bekommen. Bei einbrechender Nacht kehrten wir durch die Ebene zurück; der Mond ſtand am blauen Firmament, und mit Guitarrenklang und Geſang zog der Macho in heiterer Geſellſchaft mit ſeiner ſchwarzäugigen Manola vom Lande zur Stadt zurück. Was der Macho iſt, wiſſen die Leſer ſchon, und die Manola iſt die Schöne, für welche der

Macho die Guitarre ſchlägt, unter deren Fenſtern er ſeufzt, und die er mit der Roſe und Mantilla geſchmückt zur Corrida führt. Es gibt auch Macha's, das ſind dann die Lionnes aus den niederen Ständen, die ſich des Sonntags in reichem Nationalcoſtüme zeigen, und mit ihrem Cavallero beim Caſtagnetten-Geklapper den reizenden Bolero tanzen. Seit in Madrid die Stiergefechte wieder im Glanz und Schwung gekommen ſind, ward es Mode, daß die Damen aus den höchſten Ständen als Macha's mit reichgeſchnürtem Mieder und ſchwarzem Spitzenüberwurf erſcheinen.

Hafen von Cartagena den 14. October 1851.

Den 7. October hatten wir in Malaga mit ſchwerem Herzen die Anker gelichtet, vom ſchönen Spanien, von dieſem Lande der goldenen Träume und der ſüßen Sehnſucht Abſchied genommen, und als wollte uns das Schickſal die Trennung nur ſchwerer machen, traf uns, als wir kaum eine Seemeile mit ſchwerer Mühe zurückgelegt hatten, eine mehrtägige bleierne Windſtille; Malaga und das Gebirge von Granada hatten wir vor unſeren Augen, und doch konnte kein Boot ausgeſetzt werden, denn jeden Augenblick hätte ja eine Briſe unſer bezaubertes Schiff von dannen treiben können. Endlich fächelte ein leichter Abendzug, und Malaga verſchwand unſeren Blicken.

Zur Windstille kam zum Ueberflusse noch eine Seuche, welche am Bord verheerend wirkte, und täglich mehrere Opfer dahinraffte, jedoch, Gott sei Dank, nicht unter den Menschen, sondern unter den Hühnern; die Reihen der Edlen lichtete der grause Tod, und bald war die große Hühnersteige ein leerer Tempel. Dies Unglück, und die lange ununterbrochene Fahrt zur vaterländischen Küste in Betracht gezogen, war es von unserem Commandanten sehr klug, in Cartagena einzulaufen und unser Schiff mit frischen Lebensmitteln zu versehen. Um 7 Uhr Abends, beim Beginne der Dunkelheit fuhren wir in diesen wichtigen naturfesten Hafen ein, der durch zwei unter dem Wasserspiegel befindliche Klippen für die Ein- und Ausfahrenden nicht ohne Gefahr ist. Auf die zweite Klippe, die schon im Inneren des Beckens ist, hat man eine niedere Eisenstange mit einer kleinen Tafel gesetzt, ungefähr wie man dies im botanischen Garten bei interessanten Pflanzen macht. Dem sehr aufmerksamen Seefahrer ist dies Täfelchen am Tage allenfalls von Nutzen; da aber in der Nacht an der eisernen Stange keine Lampe angebracht ist, so kann man mitten im geschlossenen Felsenbassin bei ruhiger See und schöner Brise, umgeben von ankernden Schiffen scheitern, wenn man die Karte nicht genau studirt. Cartagena, Klein-Carthago, nach der Sage von Hannibal erbaut, aus dessen Zeit man noch einen rohen Thurm auf dem Stadthügel zeigt, war einst der Stolz spanischer Kriegsmarine. Aus

dieſem Hafen ſtrömten in Spaniens Blüthezeit die im prachtvollen Arſenale gebauten Kriegsflotten heraus; in dieſem Hafen konnte ſich die roth und gelbe Flagge Caſtiliens, wenn ſie vom Feinde bedroht war, auf den von Felſenburgen und Klippen geſchirmten Ankerplatz retten. Jetzt iſt Cartagena, wenn es auch ſeine ſtolze unbezwinglich ſcheinende Mutter überlebt hat, doch leer und öde, und verfällt in der troſtloſeſten Steingegend immer mehr und mehr. Spaniens ehemals rieſenhafte Kriegsmarine erlag der engliſchen Macht, die 86 Linienſchiffe, die es 1806 noch beſaß, wurden verbrannt, ſanken und verfaulten, und die ſich nunmehr wieder regende Seemacht ſchätzt ſich glücklich, deren 4 oder 5 zu haben; was aber jetzt mit ſchwerer Mühe errichtet wird, ſchafft man in Ferrol oder Caraccas, ſo daß im großen Arſenale von Cartagena, wo einſt 7000 Arbeiter beſchäftigt waren, in dieſem Augenblicke nur mehr eine Brigg ausgerüſtet wird.

Cartagena den 15. October 1851.

Troſtlos iſt das arme Cartagena; alles iſt gelb; die Felſen, die Häuſer, die Menſchen, und nirgends zeigt ſich die grüne Farbe der Hoffnung dem ermatteten Auge. Wie Fürſt Pückler mit philoſophiſchem Witze in ſeinen Briefen eines Verſtorbenen behauptet, daß ſich ſeinem Geiſte für

jeden Wochentag unwillkürlich eine Farbe aufdränge, so machte ich dieselbe Bemerkung bei der Erinnerung an gewisse Städte; bei Venedig denke ich an das dunkle Roth des Marmors, bei Granada an das lachende Grün, bei Cadiz an das Schwanenweiß, bei Constantinopel anticipando an das glänzende Gold, bei Rom an Violett und Blau, bei München an Vergißmeinnichtblau und bei Cartagena an das kahle, fade Gelb, das auf meine Seele wirkte, die hier in diesem heißen engen Hafen so erbärmlich leer ward. Die schroffen Felsenmauern ziehen sich von der Einfahrt bis der zu derselben entgegengesetzten Stadt; hier fallen sie ab, und hinter dieser zeigt sich nichts den Blicken, da hoffte ich denn wenigstens extra muros eine frische, grüne, lebende Huerta zu finden, doch auch da ward ich kläglich getäuscht, denn von den jenseitigen Stadtmauern aus zieht sich eine weite staubige Ebene bis zu den fernen Gebirgen hin, hinter welchen das Königreich Murcia liegt. Das Arsenal, welches auf der linken Seite der Stadt an dem Felsenausläufer liegt, hat etwas Bemerkenswerthes an dem weiten, sehr schön ummauerten Bassin, in welchem eine ganze Flotte, durch einen abzusperrenden Canal einfahrend, sicher ankern könnte; da befindet sich auch ein sehr hoher Mastenkrahn, während um dasselbe die weiten geräumigen, schönen Magazine liegen; doch sie sind leer, und in dem Becken liegt, wie oben bemerkt, nur die arme, eben in Ausrüstung sich befindende Brigg. Die Kirchen Cartagenas

sind häßlich, die Straßen schmutzig, und von Gebäuden fällt nur der an der Meerbastion gelegene Palast der Admiralität auf. Das alte Castell zeigt nur zerfallene Mauern und eine trostlose Aussicht. Auf den Bastionen amusirte uns die ganz mechanische Abrichtung der armen Recruten, die auf die Laute von uno, dos, was die ganze Reihe dem Abrichter nachplaudern mußte, sehr künstlich marschiren lernten; auch das Salutiren ward ihnen in Reih und Glied mit sonderbarer Mimik und Vorbeugung des Körpers eingedrillt; ein Officier mit goldbordirtem Hute und fuchsrothem Schnurrbarte schien mit der Leistung seiner Zöglinge sehr zufrieden. Die spanischen Truppen, die übrigens ganz vortrefflich scheinen, sind auf dies ihr Marschiren, in welchem sie eine außerordentliche Ausdauer entwickeln, besonders stolz.

Zur See führt von Cartagena ein Doppelthor, durch dessen linke Abtheilung man aber nicht hinaus darf; die Wachen zwingen den Spaziergänger, sich durch die rechte zu bequemen. Diese Sitte herrscht nicht nur hier, sondern auch in Cadiz.

Cartagena den 16. October 1851.

Da Cartagena gar nichts Anziehendes und Interessantes bietet, so benützte ich unseren letzten Aufenthaltstag zu einer wilden Excursion in die Klippen des Meeresufers, um Muscheln zu suchen, und freute mich der kleinen Buchten

und Grotten und der schäumenden Wellen, die um die ausgerissenen Steine leckten; weniger freuten sich hierüber meine Füße und meine von den scharfen Spitzen zerrissenen Stiefel. In einer der kleinen Höhlungen fand ich, auf weichen Wellensand gebettet, zu meiner nicht geringen Verwunderung einen schlafenden Mann; vermuthlich war er ein Schmuggler, dessen Geschlecht in dieser Gegend zur Verzweiflung der Regierung sehr zahlreich ist. Wenn aber auch irgend eine Gegend zu diesem Geschäfte besonders geeignet ist, so müssen es die Küsten von Cartagena sein.

Cartagena den 17. October 1851.

Cartagena-müde, verbrachte ich diesen Tag am Bord, und war froh, als man um 6 Uhr Abends die Segel spannte und unser Zug zur Heimath begann.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

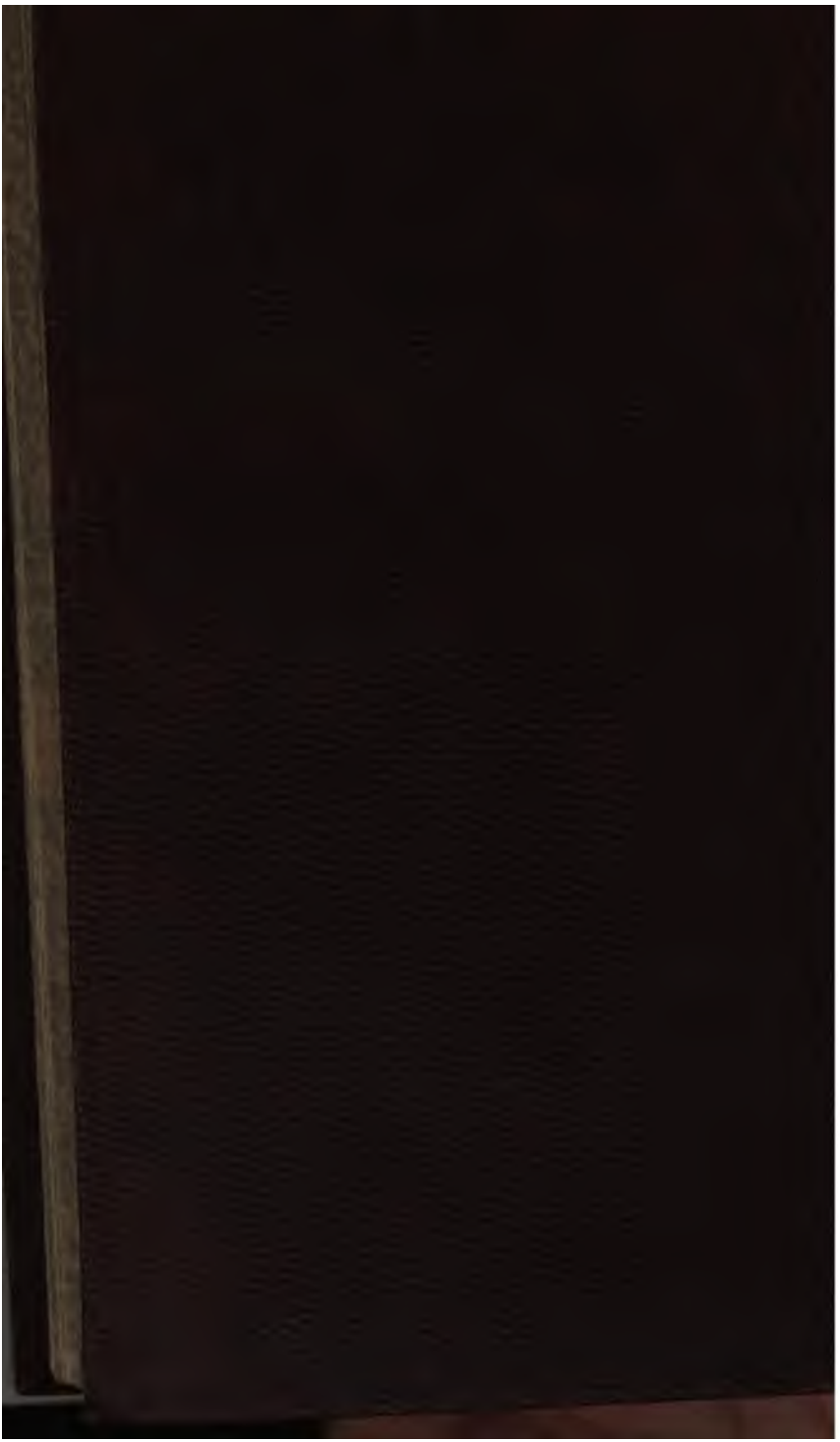
1/2

Stanford University Libraries
3 6105 124 410 312

HB V/700

F
123
M31
v. 1

Prof.:
Maximilian I.
Kaiser v. Mexiko

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.